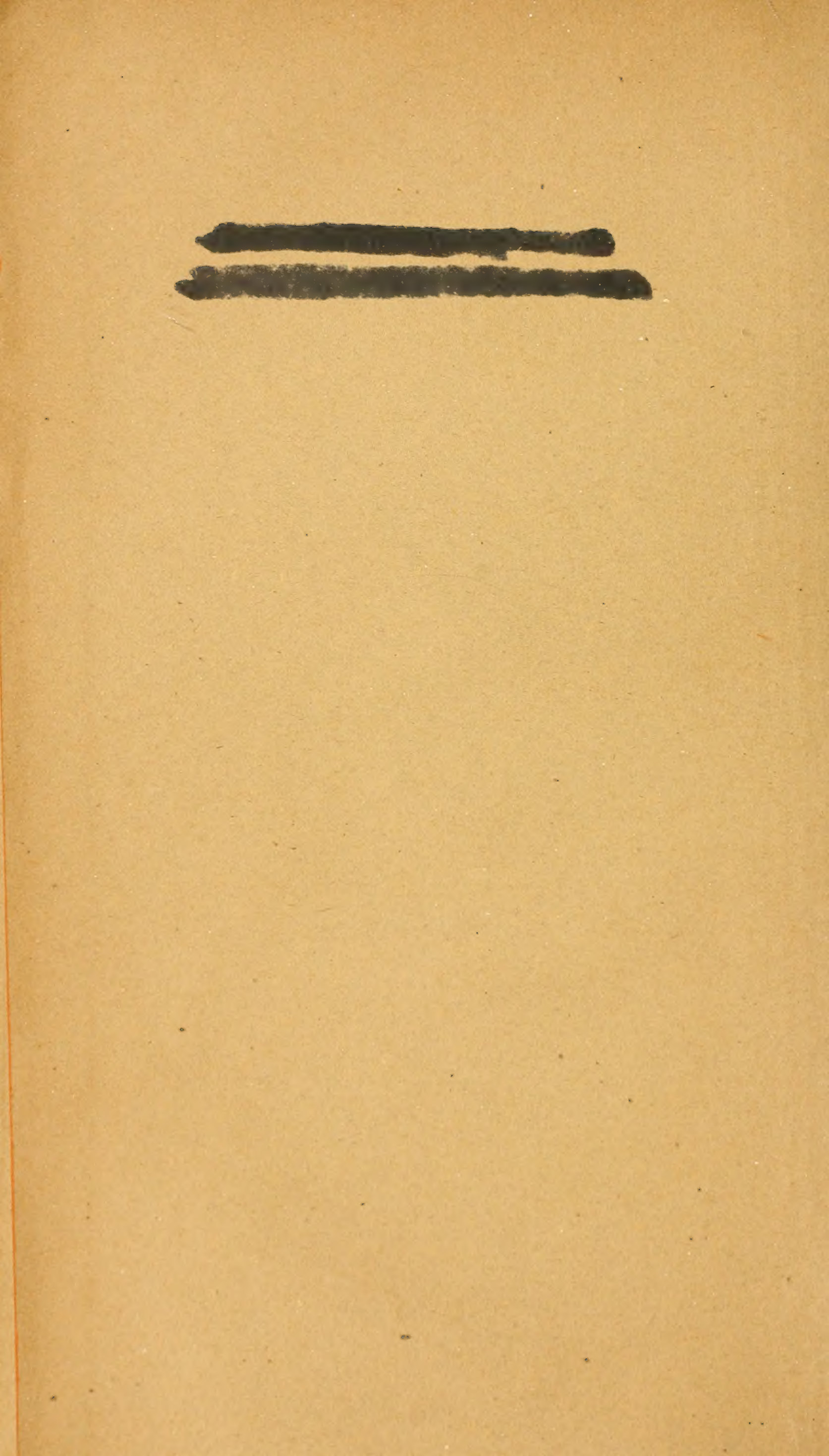

3 1761 06396914 1


[redacted]



August Strindbergs Romane

Schwarze Fahnen



August Strindberg

Schwarze Fahnen

Sittenschilderungen vom Jahrhundertwechsel

Übersetzt von Emil Schering

Wer vom Bösen weichet, der muß
jedermanns Raub sein.
Jesaia 59, 15.



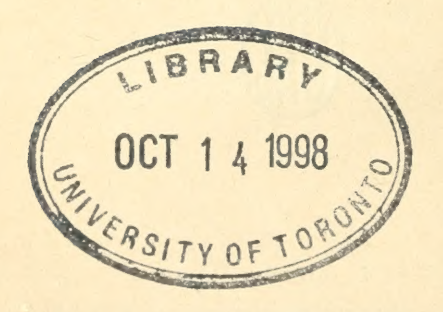
1 9 1 9

Georg Müller Verlag München

By

Deutsche Originalausgabe
gleichzeitig mit der schwedischen Ausgabe
unter Mitwirkung von Emil Schering als Übersetzer
vom Dichter selbst veranstaltet

13.—17. Tausend



Vorwort des Übersetzers

»Wenn Zola einen Pariser Roman schreibt, so kennt in dem großen Paris niemand die Modelle; wenn ich aber einen Stockholmer Roman schreibe, so kennen in dem kleinen Stockholm alle die Modelle.« So sprach Strindberg 1903 in Stockholm zu mir, seinem Übersetzer. 1904 schrieb Strindberg den Stockholmer Roman Schwarze Fahnen. Keiner der großen Stockholmer Verleger wollte das Werk drucken, weil die Modelle für Stockholmer Leser zu erkennen sind. Jetzt, wo ein kleiner Stockholmer Verleger es endlich gedruckt hat, in einer begrenzten Anzahl Exemplare, fallen die Stockholmer Kritiker über Strindberg her, weil sie die Modelle erkennen.

Das ist das kleine Stockholm, in dem ein großer Dichter leben und arbeiten muß!

Hier in Berlin kennt niemand die Modelle dieses Romans. Die deutsche Kritik wird also dem Werk unbefangen gegenüberstehen. Die schwedischen Kritiker sind Partei und haben als solche kein Urteil zu fällen.

Strindberg hat natürlich nicht die Absicht gehabt, bestimmte Personen zu treffen, bestimmte Feinde zu töten. Ihm ist es nur um die Sache zu tun. Er schildert das Leben, das er kennt. Das er nicht kennt, kann er doch nicht schildern!

Strindberg hat sich, bevor der Roman erschien, mir gegenüber viermal in Briefen darüber geäußert:

> 19. Januar 1905. Der Roman ist eine Fortsetzung der Gotischen Zimmer, und besteht aus Sittenschilderungen vom Jahrhundertwechsel. Die sind entsetzlich, aber nach der Natur. Ich habe keine Freude beim Schreiben gehabt. Aber das Werk verfolgte mich, mußte also geschrieben werden. Auch wenn ich darunter leiden werde, denn das soll man.

27. Januar 1905. Das Buch hat großen Wert. Der kann aber verringert werden, indem man es zu einem Pamphlet stempelt.

26. April 1907. Jetzt lese ich Korrektur von den Schwarzen Fahnen. In diesem Werk breche ich, wie Ihnen bekannt, mit den »Schwarzen«. Sicher wird man mich steinigen. Aber das nehme ich als meinen Beruf. Auch bin ich's ja schon gewohnt!

10. Juni 1907. Mit den Schwarzen Fahnen stehe ich einsam auf einem Fels im Meer, den Sternenhimmel über mir und das Gewissen in mir.

Strindbergs Beichte eines Toren von 1887, Strindbergs Inferno von 1897, Strindbergs Schwarze Fahnen von 1907 – sind nur so zu verstehen: der Dichter, der seinen Beruf ernst nimmt, opfert sich selber für seinen Beruf. Dreimal hat sich Strindberg geopfert!

Es wäre ja so bequem gewesen, diese drei Arbeiten als Nachlaßwerke aufzuheben! Dann hätte der Sturm der Entrüstung dem Toten nichts mehr anhaben können. Daß Strindberg lebend vor sein Werk tritt, sich dreimal dem Sturm entgegenstellt, das ist, wenn irgend etwas, wahre Größe!

*

Diese Zeilen veröffentlichte ich im Juni 1907 im Berliner Tageblatt. Zwanzig schwedische Zeitungen druckten sie nach. Über ihre Wirkung schrieb mir ein schwedischer Schriftsteller: »Die Hiebe, die man gegen Strindberg richtete, schlagen jetzt zurück.«

Der schwedische Zeichner Albert Engström, als Mitarbeiter des Simplizissimus und des März auch Deutschen bekannt, hat in diesen Versen seiner Wochenschrift »Strix« die Situation richtig aufgefaßt:

Der Zauberbesen

Es kehrte ein neuer Besen
den Schmutz ohn jede Scheu;
das war ein fröhliches Wesen:
„Man merkt, der ist ganz neu!
Vortrefflich tut er fegen,
und so viel Staub erregen!
Der hat den rechten Besen,
den einzigen und wahren
er fegt ja beim Nachbaren!"

In diesem fröhlichen Wesen
fing plötzlich an der Besen
urkräftig und mit Saus
zu kehren ihr eignes Haus.
Da wards ein andres Wesen:
„Welch garstger, schmutzger Besen!
Das soll er aber fühlen!
In Schmutz er wagt zu wühlen
bei Hinz nicht noch bei Kunz:
Vielmehr bei uns!

Strindberg selber hat inzwischen eine neue Arbeit als »Kommentar zu den Schwarzen Fahnen« erscheinen lassen: Ein Blaubuch. Auf diesen Kommentar seien auch die deutschen Leser verwiesen; die deutsche Ausgabe erscheint 1908.

Die kleine Auflage des schwedischen Originals der Schwarzen Fahnen war sofort vergriffen; doch gestattet dem Dichter sein Idealismus keine neuen Auflagen. Die deutsche Übersetzung erlaubt er, damit gänzlich Unbefangene sein Werk lesen können.

Emil Schering

Erstes Kapitel

Es war Gespensteressen bei Professor Stenkohl, aber nur für das zweite Aufgebot, denn der Haupttrupp mit seinen Orden war schon am Tag vorher dagewesen.

Die Chateauweine waren ausgetrunken, und der Diener setzte die weißen vor, die ihr Schild im Eisschrank verloren hatten. Der Rotwein wurde in Karaffen gegossen, und der Ballchampagner wurde in einer Kältemischung von Schnee, Salpeter und Kochsalz kalt gelegt. Es war einfach aber glänzend, als sich die Gäste zu sammeln anfingen.

Sie blieben auf der Treppe stehen, die Uhr in der Hand, um nicht zu früh zu kommen; und vor allem, um sich nicht vor dem Essen unterhalten zu müssen. Man lebte in einer praktischen volkswirtschaftlichen Zeit, und man wollte mit Gesprächen nicht verschwenderisch sein. Da man nicht wußte, wessen Nachbar man am Tisch wurde, mußte man bei der Wahl des Unterhaltungsstoffes große Vorsicht beobachten und sich in achtnehmen, daß man nicht dieselben Witze der gleichen Person sagte.

Der Dichter Falkenström kam und fand seinen Freund, den Buchhändler Kilo, wie er mit dem Chronometer in der linken Hand dastand.

»Ist die Liga auch geladen?« fragte er.

»Nein, es ist nur die Fronde.«

»Sind auch junge Damen dabei?«

»Einige.«

Falkenström nahm seinen bleiernen Kamm und fuhr sich über die grauen Schläfen.

»Ist das Rostbeef weich oder hart gebraten?«

»Es ist wohl hart und vielleicht etwas zäh.«

Falkenström holte eine Schokoladendose hervor und legte den oberen Gaumen mit den acht Zähnen ein.

»Das war eigentümlich mit dieser Dose,« sagte er; »ich ging in einen Laden, um eine passende Dose für die Gesellschaften zu kaufen. Ich wollte natürlich nicht sagen,

wozu sie sein sollte, sondern suchte in dem Schaukasten des Ladentisches.«

Der Ladenbesitzer war Gedankenleser und unterbrach plötzlich mein Suchen.

»Sie sollten eine leere Schokoladendose nehmen; so hab ich's gemacht; die paßt gerade, ist flach und drückt nicht in der Hosentasche.«

»Donnerwetter, sind Sie scharfsinnig,« antwortete ich, dankte für den Rat und wollte gehen.

»Sonst gebraucht man Pastillendosen,« fuhr er fort, »und wenn man den Rücken dreht, sieht es aus, als nehme man eine Pastille oder eine Prise; aber man muß sich genau umsehen, ob keine Pfeilerspiegel im Zimmer sind.«

Ich dankte noch einmal für die wertvollen Mitteilungen und ging.

»Wird man heute abend einen hetzen«, fragte Falkenström wieder.

»Sicher wird man das! Ein Gespensteressen ohne Hetzen ist ja nichts«, antwortete der Verleger Kilo.

»Was kommen denn für Leute?«

»Mister Anjala soll Wyberg hetzen wegen Kalevala; Fräulein Paj soll dich wegen Thilda K. hetzen; Popoffski soll gehetzt werden wegen Aspasia. Dann ist das Wort frei. Graf Max soll nach dem Essen einen platonischen Dialog über Wahrzeichen lesen, und Fräulein Aalesund soll sechsundzwanzig Griegsche Lieder singen.«

»Das kann ja munter werden! Aber ich hoffe, Doktor Borg kommt!«

»Ja, er kommt, aber er hat geschworen, nicht ein einziges Wort zu sagen. Er ist furchtbar, wenn er spricht; aber noch schrecklicher ist er, wenn er schweigt.«

Jetzt hörte man die Tür schlagen, und die Gäste, die auf allen vier Treppengängen Posten gestanden hatten, setzten sich zu kleinen Trupps in Bewegung, wanden sich die Treppenschraube hinauf und zur Flurtür hinein.

Der Salon empfing die Gäste, die sich alle kannten. Sie drückten sich die Hände, zeigten die Zähne, und die Damen warfen sich einander an die Brust.

Die kleine Stieftochter des Hauses hieß die Gäste willkommen und fragte, ob sie sich auch die Füße abgetreten hätten. Sie war die einzige, die sprach; alle andern taten nur so, als sagten sie etwas, das aber nicht zu hören war, und als antworteten sie auf Fragen, die niemand gestellt hatte.

Man ging im Salon umher und sah sich die Bilder an den Wänden an. Wenn einer sagte, er kenne das Original nicht, antwortete der ganze Chor auf einmal. Es war immer ein Murillo, der die Situation rettete und der Blitzarbeiter für die starken Gewitter wurde, die sich hier gesammelt hatten.

Man knetete den Stoff, solange er hielt. Dann ging man zum Rahmen über. Als der abgehandelt war, sprang Maler Wyberg auf den Blendrahmen über, denn er fürchtete, es könne einer von der augenblicklichen Gemäldeausstellung sprechen. An die zu rühren, war nämlich lebensgefährlich.

Das Essen begann um sieben Uhr, denn dann wurde man die Gäste zur rechten Zeit wieder los.

Bevor die Suppe kam, war es still wie gewöhnlich, und sechzehn rechte Hände rollten Brotkugeln: der Tisch glich einem Ebbestrand mit kribbelnden Krabben.

Dann kam die Suppe, und jetzt legten sich sechzehn Schädel nach vorn, die meisten wirklich langköpfig, einige schwarz, andre braun, einige weiß und bloß wie die Hinterteile von Badenden. Alle Suppenesser schienen sich in den tiefen Tellern zu spiegeln oder ihr Gesicht zu verbergen, um die Seelenspiegler nicht zeigen zu müssen. Oder sie sprachen leise Gebete, daß es den andern schlimm ergehe, denn sie waren alle Feinde und nur hergekommen, weil sie nicht auszubleiben wagten. Professor Stenkohl war nämlich ein tonangebender Salon, in dem man

lancierte und stürzte, in dem man eine Größe werden, aber auch seine Größe verlieren konnte.

Jetzt war die Suppe ausgelöffelt, und auf das Schlürfen folgte ein unheimliches Schweigen. Wieder krochen die Krabben vor und kneteten Teich, bald kleine runde Kugeln wie die, mit denen man Rotaugen fängt; bald ausgerollte lange Spulen, mit denen man maischt.

Da erhob Professor Stenkohl sein Madeiraglas und hieß die Gäste zum Essen willkommen. Alle Hände griffen nach den Gläsern, krampfhaft wie Ertrinkende. Dann wurde es wieder still.

Professor Stenkohl mußte das Schweigen brechen und versuchte es mit einem Hetzen.

»Nun, Anjala«, begann er, »wie geht es Euch jetzt in Finnland?«

Mister Anjala wollte seiner Trauer über die verlorene Freiheit seines Landes gern Luft machen, aber der Russe Popoffski saß dabei, bereit, den falschen Märtyrer zu entlarven. Er antwortete darum ausweichend. Da aber nahm der Professor einen neuen Haken und warf ihn nach dem Russen aus.

»Popoffski,« sagte er, »kennst du die Regierungsform des Jahres 1789?«

Er erwartete nämlich ein Explosion von Doktor Borg, etwas Horrendes, das Leben in die Unterhaltung bringen würde. Aber der Doktor schwieg und bereitete eine Kältemischung in sich, die nach außen lähmend, erstickend wirkte.

Popoffski, der wohl erzogen war und wußte, daß man bei einem Essen Kneipengezänk vermeiden muß, hob nur sein Glas und bat, mit dem Finnen trinken zu dürfen:

»Prost, Anjala«, sagte er.

Mister Anjala aber ließ sein Glas stehen und legte sich vom Fisch vor.

Jetzt wurde der Tisch wie die Schule der Taubstum-

men. Man nickte und trank, und trank und nickte, ganz chinesisch.

Doktor Borg wurde jetzt zum Hetzen herausgefordert, aber er antwortete mit einer solchen Kältemischung, daß die Kiefer der Gäste vor Frost erstarrten.

Niemand aß mehr mit Appetit.

Beim Braten begannen jedoch die Weine zu wirken, und zwei und zwei fingen an, miteinander zu murmeln. Das klang wie auf einem Begräbnis.

Revisor K. saß in sich versunken da und bewunderte seine Frau, die große Schriftstellerin. Er bewunderte alles, was sie sagte; aber sie fragte vor allem nach Adressen. Und jetzt saß sie neben dem kleinen Zachris, der alle Adressen auswendig wußte.

»Nun, Sie sind ja jetzt in deutscher Übersetzung herausgekommen; wer übersetzt Sie, fragte sie Zachris. Ist die Verdeutschung gut?«

Die letzte Frage stellte sie nur der Form wegen; und Zachris, der es darauf anlegte, in ihren Salon zu kommen, um dort den großen Schauspieler zu treffen, antwortete nur auf die erste Frage:

»Es ist Frau Mager!«

»Nein, die ist es? (Frau Thilda tat so, als sei sie ihr bekannt.) Wo wohnt sie doch jetzt?«

»Sie wohnt in Zehlendorf bei Berlin.«

»Dann muß sie umgezogen sein. Also in ... wie sagten Sie?«

»In Zehlendorf.« (Nimm du nur Frau Mager, dachte er, ich habe bereits einen bessern Übersetzer, den du nicht ausschnüffeln sollst.)

»Zehlendorf? Mit zwei e?«

»Nein mit einem h!«

Frau Thilda schrieb es in ihrem Gedächtnis auf, und man sah an ihren Augenlidern, wie die gedachte Bleifeder arbeitete.

Der Revisor weidete sich schon im Geist an dem Erfolg

seiner Frau, denn er verstand, daß sie ins Deutsche übersetzt werden sollte. Dann mußte sie alle diese Schriftsteller, die er gering schätzte, ducken. Er bat deshalb Zachris, mit ihm trinken zu dürfen, und dankte ihm für sein Interesse.

Doktor Borg, der daneben saß, murmelte Falkenström zu:

»Du wirst sehen, eines Tages wird Thilda ihren Revisor morden ...«

»Morden?«

»Ja, hier sitzen wir unter Mördern und Dieben. Sie stehlen sich gegenseitig Gedanken, Adressen, Freunde und Personen. Thilda K. ist ein ehrgeiziges Weib, das außer nach einem literarischen Namen auch nach einer glänzenden Heirat trachtet. Für die scheut sie keine Mittel. Sie spart an ihrer Schönheit, indem sie den Mann in Zölibat hält; aber an dem Tag, an dem sie ihn los sein will, klagt sie ihn der Impotenz an. Alle Junggesellen bezeugen es, das heißt bezeugen, daß sie es gesagt oder angedeutet hat, und sie hat das Veto. Dann schneidet er sich den Hals ab. Zachris ist der erste, der falsch zeugt, denn so ist er.«

Falkenström murmelte zur Antwort:

»Ja, du hast recht, wir sitzen in einer Mörderhöhle. Du weißt, daß Aspasia damals, als sie Männer sammelte, auch Graf Max fing. Sie hat selber damit geprahlt. Als er sie aber verließ, nahm sie zurück und machte Max zum Lügner. Er mußte aus der Stadt fliehen. Dann hat sie versucht, ihn in den Zeitungen durch ihre schreibenden Liebhaber zu morden. Jetzt hat Stenkohl sie nebeneinander gesetzt, die Mörderin und das Opfer. Das ist geschmackvoll, besonders da Aspasia durch neue Lügen versucht hat, Maxens Verlobung zu brechen. Es gibt ja Zeiten des Verfalls, aber etwas so durch und durch Verfaultes wie diese Fronde hat doch wohl noch nicht existiert. Dort sitzt Fräulein Pay, die junge Mädchen

liebt und durch Redakteur Holgers Marta einen hinterlistigen Artikel gegen dich in die Zeitung einschmuggeln will. Alle, die an diesem Tisch sitzen, sind Feinde, die sich beneiden und hassen. Sie würden nicht zusammenhalten, wenn sie nicht die neuen Rüstungen der Liga fürchteten. Dort sitzt Zachris' Jenny und vergiftet Professor Kalkbrenner. Sie hat es auf ihn abgesehen, wie du siehst, mit ihren trauten Augen und ihren Nasentönen. Dort sitzt Nyrax und macht sich an Kalkbrenners Frau heran, um es dahin zu bringen, daß die Unterstützung der Akademie dem Unwürdigsten zuteil wird. Ja, diese Galeerensklaven des Ehrgeizes, die vom Interesse zusammengeschmiedet sind; die nur einen Namen auf deine Kosten zu bekommen suchen, um dich dann in den Staub zu treten.«

Professor Stenkohl war das Hetzen mißlungen und er verlor das Interesse. Da er selber nicht bloßgestellt werden wollte, sagte er nichts, sondern grüßte nur dann und wann einen Gast mit dem Glas. Der Gast antwortete mit dem Glas, ganz wie ein Wachposten bei Ablösung. Aber der Professor konnte nicht trinken, sondern wurde nervös; man konnte es ihm ansehen, daß er eine Versenkung im Boden herbeiwünschte, durch die er Tisch und Gäste verschwinden lassen konnte. Schließlich vermochte er ein Gähnen nicht zu unterdrücken: ein gewaltiger Schlund mit goldenen Früchten aus Kadmium und Goldplomben öffnete sich wie eine Bettnische mit Wandmalereien. Mit seiner suggestiven Macht als alter Vorleser zwang er das Auditorium, dem Beispiel zu folgen.

Da die Gäste um drei Uhr Mittag gegessen, und es zehn Gänge gab, begann jetzt beim siebenten Gericht eine vollständige Marter. Man wagte nicht, ein Gericht auszulassen. Mister Anjala, der neben der Wirtin saß, mußte ein Haselhuhn und drei Austern aus ihrer eignen Hand nehmen. Er wünschte in diesem Augenblick, er könne zaubern und den Vogel und die Weichtiere in

der Öffnung der Weste verschwinden lassen; aber er konnte es nicht, obwohl er der zauberkundigen Nation angehörte. Er sah nur den Tod durch einen Schlag vor sich; er wollte aber nicht wegen eines Haselhuhnes in seiner Jugend sterben, darum suchte er sich durch einen galgenhumoristischen Kunstgriff zu retten. Mit dem Entsetzen vorm Tode wandte er sich an seine Wirtin.

»Gnädige Frau, wollen Sie mich unbedingt zu Ihren Füßen sterben sehen? Lieben Sie einen Todesfall beim Essen?«

Die Wirtin verstand nicht die Kalevala-Sprache, auch hatte sie keinen Sinn für Humor; da sie außerdem mit dem Mädchen beschäftigt war, das warme Teller für den Spargel bringen sollte, und ein Auge auf das Mädchen hielt, das andere auf ihren Mann, improvisierte sie ein rudimentäres drittes Auge auf der Nasenspitze, warf mit diesem einen Blick auf Anjala und antwortete eine Antwort, die klang wie Heil, Beil:

»Ja, und mit Frau Ärtberg in der Titelrolle, das gibt fünfzig Aufführungen hintereinander ...«

Mister Anjala war glücklich, über das Haselhuhn hinweg zu kommen, und dankbar gegen Frau Ärtberg, die er nicht leiden konnte. In einer Flut von Sympathien goß er sein Herz aus, während er das Haselhuhn in ein Haché verwandelte. Er verbarg die Knochen unter der Haut, und die Haut unter den Knochen. Der Teller sah wirklich aus, als habe man ein Haselhuhn gegessen. Die Austern begrub er unter dem Haufen und setzte einige Brotrinden darauf wie Bautasteine auf einen Grabhügel.

Beim siebenten Gang, den Riesenspargel bildeten, neigten sich wieder sechzehn Schädel über die Teller. Als sie aber die dicken Wurzelschößlinge schlürfen wollten, fürchteten die Herren, Butter in den Bart zu bekommen; sie »hielten« also den Schnurrbart hoch und zeigten die Zähne wie böse Tiere, während sie gleichzeitig mit den

Augen umherstarrten, um nachzusehen, ob sie jemand beobachte, wie sie Hunden mit einem Knochen im Maul glichen.

Beim achten Gericht, einer leichten Hummerpastete mit Gänseleber, hatte die Gesellschaft aufgehört zu sprechen. Nur alberne Gesichter starrten verzweifelt nach den Weingläsern, und je mehr sie tranken, desto alberner wurden sie. Todesschweigen und Albernheit herrschten im Saal. Doktor Borg stach ein Reef in der Schnallenstrippe seiner Weste aus und Aspasia fing an, ihr eisernes Mieder aufzuknöpfen. Aspasia hatte nämlich eine Rüstung an und lockte Männer in ihre eiserne Umarmung, ganz wie das Martergerät, das Eiserne Jungfrau heißt.

Zachris' Jenny war voll und toll, als sie aber etwas Unanständiges sagen wollte, wurde sie von der furchtbaren Kältemischung des Doktors Borg zum Schweigen erstarrt.

Graf Max dagegen, der einen geringen unbemerkten Platz neben Revisor K. bekommen hatte, verwechselte diesen in der Erinnerung mit dem Mathematiker K. und unterhielt seinen Nachbar aus Höflichkeit mit Mathematik. Herr K., der den Grafen für einen Mathematiker hielt, antwortete mit Mathematik, obwohl er nichts davon verstand. Da nun keiner von beiden Mathematik konnte, wurde hier ein Sauerkraut bereitet, das bei steigendem Weinrausch beiden so ungenießbar wurde, daß sie einander für Humbugmacher hielten, zumal sie das Mißverständnis erst am Tag nachher entdeckten.

Der wachsende Rausch, der beim Bourgogner unerträglich wurde, da er keinen Ausbruch fand, wirkte jetzt schweißerregend; die Stirnen waren mit Tropfen beschlagen wie kalte Wasserkaraffen. Der ganze Saal roch nach Schweiß, und unter den Armen der Damen brachen feuchte Flecken hervor, See- und Landkarten bildend.

Falkenström konnte Gerichte mitten auf dem Teller

fortzaubern und hatte eine Technik erfunden, mit einigen Puterbewegungen der Kehle ganze Stücke zu verschlingen. Jetzt aber bebte er doch, als die Früchte kamen, denn einen ganzen Apfel zu verschlingen, das wagte er nicht. »Einen Klavierauszug zu machen«, wie er es nannte, mitten im Salon, während er sich auf dem Hacken umdrehte, dazu war er imstand; aber am Tisch »aufzäumen«, das war unmöglich. Er suchte allerdings einen Augenblick nach der Schokoladendose, besann sich aber eines andern, nahm Äpfel und Nüsse und steckte sie in die Brusttasche:

»Die hebe ich für die Kinder auf.«

»Sind Sie verheiratet, Herr Falkenström?« fragte Zachris' Jenny.

»Ja, zuweilen«, antwortete Falkenström.

Jenny konnte sich nicht halten, sondern platzte los mit einem Grinsen der Trunkenheit.

Der verzweifelte Professor, der trocken gekaut und die Augen verdreht hatte, paßte die Gelegenheit ab:

»Was für einen Scherz haben Sie gemacht, Falkenström? Lassen Sie hören!«

Es lag ihm so viel daran, jemanden zum Sprechen zu bringen, daß er es sogar auf eine Unanständigkeit ankommen ließ.

»Witze kann man nicht wiederholen«, antwortete Falkenström.

In der stumpfsinnigen Stimmung, welche die Gesellschaft beherrschte, wirkte das Wort Witze wie eine Rakete.

»Ach sagen Sie! Bitte bitte! Lieber Herr Falkenström! Ach bitte! Lieber bester! Ach!«

Falkenström mußte der Sache ja ein Ende machen, da er sich aber nicht wiederholen wollte, ließ er einen neuen Witz los:

»Ich sagte, meine Frauen pflegten mich immer am meisten zu lieben, wenn ich etwas Windhund war.«

Niemand lächelte, obwohl alle wußten, daß er drei Male verheiratet gewesen; der Ausdruck war gut; aber drei Scheidungen, drei Tragödien. Die meisten aus der Gesellschaft hatten ebenfalls ihre Wirren durchgemacht, und die Erinnerungen, die geweckt waren, wirkten beklemmend. Das Kinn neigte sich auf die Brust und der Scheitel bildete einen Stoßwinkel nach oben, als sei man bereit, den Schicksalsschlag von oben zu empfangen. Das Wort Windhund schrillte durch den Saal, wo man Champagner und Bourgogner getrunken hatte. Dieses Wort hatte den untergärigen Bodensatz all dieser übergärigen Fässer, die nahe daran waren, in die Luft zu fliegen, verraten. Dieses Wort hatte die Masken etwas gelüftet und dieselbe Wirkung gehabt, als hätte der Wirt sein Glas erhoben und die Gäste so angesprochen:

»Heitert euch auf, ihr Griesgrame!«

Erinnerte übrigens an Doktor Borgs Kuttersignal, das er nach einem Herrenessen seinen Tischgästen gab, als er die Tafel aufhob:

»Aufgebrochen!« oder vereinfacht: »Auf!«

*

Eine Person war da, die hatte nicht getrunken und auch nicht viel gegessen, sondern nur »markiert«; das war Thilda K. Sie saß da wie ein Falschspieler oder Bauernfänger, nüchtern, klar; hörte und fragte, praktische Lebensfragen, und vor allem Adressen, Adressen von Verlegern, Theaterdirektoren und Übersetzern. Sie wollte die Namen von allen Rezensenten wissen, Personenangaben, Redaktionsgeheimnisse; sie wollte wissen, mit wem der und der verheiratet war; obwohl selber Weib, steckte sie sich hinter die Röcke. Aber sie wußte das mit solchem weiblichen Reiz zu verschleiern, daß man sie nur für naiv hielt. Ein Mann in der gleichen Lage hätte zynisch gewirkt und keine Antwort erhalten.

Jetzt nachdem sie die ganze Gesellschaft geplündert und alle deren Beziehungen in der Tasche hatte, bemerkte sie, daß Doktor Borg untätig und unbenutzt dasaß. Sie gedachte ihn erst nach seinen Patienten zu fragen, und an welcher Krankheit Frau Fjös gestorben sei. Aber der Doktor ließ eine eisige Kälte von sich ausgehen. Da glaubte sie als Psychologin, er würde geschmeichelt sein, wenn sie sich über ihre Gesundheit, die noch kein Arzt hatte erklären können, auf sein höheres Wissen berief. Sie legte also den Kopf so schief wie eine Henne, blickte ihm in die Pupillen und sagte schmachtend:

»Lieber Doktor ...«

»Wie gehts?« schnitt er ab.

»Ja, sehen Sie, Doktor, das ist eben die große Frage! Aus mir ist noch kein Arzt klug geworden!«

»Wie zum Teufel soll ichs denn werden?«

Einen Hieb ließ sie über sich ergehen, als einen gelungenen Scherz, und fuhr mit einem Lächeln fort, als habe sie in einen sauern Apfel gebissen:

»Wenn Sie mich anhören wollten, Doktor ...«

»Gratiskonsultationen gebe ich nur in der Armenklinik täglich zwischen zwölf und ein Uhr. Aber wollen Sie eine Verordnung unter Freunden haben, so werden Sie schwanger! Das reinigt den Kropf und vertreibt alle Grillen.«

Thilda wandte sich von ihm fort und eröffnete eine ganz neue Unterhaltung mit Redakteur Holger Borg, über eine Personalveränderung in der Redaktion.

»Man muß einen neuen literarischen Kritiker anstellen, denn mit dem jetzigen geht es nicht!«

*

Das Dessert, das letzte Dessert erschien auf dem Tisch. Zugleich wurde die kleine Stieftochter hereingelassen und nahm neben dem Professor Platz. Der fühlte sich jetzt bewaffnet; mit dieser Spritze glaubte er die Gäste

ungestraft, ohne selber zur Verantwortung gezogen zu werden, traktieren zu können.

Es ging ein Schauder durch die Versammlung, denn jetzt wußte man, was bevorstand; man sollte mit seiner Person diesem Menschenfresser bezahlen, der zu feige war, um selber zuzubeißen. Sally war ein diabolisches Kind; sie sprach nicht aus sich selber heraus, sondern hatte die Bosheit der Eltern in sich aufgenommen und gab sie von sich. Sie belauschte deren Gespräche, wohnte deren Zänkereien bei, nahm in deren Zwistigkeiten Partei, gab ihnen gute Ratschläge, ließ sich von ihnen bestechen, petzte über die Dienstboten; immer aber auf eine Art, die den Eltern Freude und Spaß machte.

Als der kleine Dämon gegessen und vom Wein gekostet hatte, ließ er seine Blicke rings um den Tisch schweifen, um sich ein Opfer zu suchen. Ihre Augen blieben auf Mister Anjala haften; sie suchte in ihrem Innern und fand:

»Was ist eigentlich ein falscher Märtyrer, Onkel Anjala?«

Unglücklicherweise hatte Onkel Anjala nicht richtig verstanden, sondern mußte noch einmal fragen. So erhielt der Dämon Gelegenheit, seinen Messerstich zweimal zu führen. Zwischen den Augen getroffen, taumelte die lange Gestalt gegen die Stuhllehne. Das kurze Lachen wurde erstickt, und Professor Stenkohl tat, als kniffe er Sally ins Ohr – das gehörte zum Hetzen.

Jetzt kam die Reihe an Professor Kalkbrenner. Diesem Mann hatte das Leben grausam mitgespielt: er war Stenkohls Lehrer gewesen, hatte ihn zum Dozenten gemacht, und war schließlich seinem früheren Schüler Geld schuldig geworden. Ohne diese letzte Veranlassung hätte er nicht an diesem Tisch gesessen, da die meisten Gäste ihn in Schriften, Zeitungen, Reden, Liedern heruntergerissen hatten. Er wollte sich unsichtbar machen, als jetzt der Dämon seine hübschen Augen auf ihn richtete,

konnte es aber nicht. Er hätte lieber bei Wasser und Brot in einer Zelle sitzen mögen, um seine Schande zu verbergen; er verfluchte sich, daß er aus Schwäche gegen seine undankbaren Kinder Stenkohls Halsband trug; aber es war zu spät. Stenkohl saß hinter dem kleinen Höder und legte die Pfeile auf wie Loke. Der Bogen war gespannt und der Pfeil wurde abgeschossen, der vergiftete Pfeil. Aber eine unsichtbare Hand lenkte ihn dieses Mal zurück, so daß er auch den Schützen traf, und zwar ihn am meisten:

»Hör mal, Kalkbrenner (sie nannte ihn du, denn sie hatte gemerkt, daß er gering geschätzt wurde und kein Selbstgefühl besaß) – hast du Papa gekauft oder hat er sich verkauft? Wie war es doch, Mama?«

Doktor Borg erhob sein Glas und sprach:

»Wir danken den Wirten fürs Essen!«

Darauf stand er auf, schob den Stuhl vom Tisch und ging nach dem Flur. Dort blieb er an der Tür stehen, drehte sich um, spuckte aus und schnauzte:

»Pfui Teufel!«

Die Gesellschaft erhob sich, nach einer Folter von zwei Stunden. In den Rohrstühlen waren runde Sitzlöcher zu sehen. Die Servietten, die von nervösen Händen geknetet, hundert Male zum Mund geführt waren, lagen da wie Eingeweide, wie die Windungen welker Gehirne, wie Puppen aus Lumpen, wie Hanswurste, wie Gesichter und Glieder von Hingerichteten; ganz wie das Kopfkissen nach einer schlaflosen Nacht, oder ein weißes Taschentuch nach einem Ball oder nach einem Begräbnis mit wirklichen Tränen.

Der Tisch selber sah wie ein Glasladen aus, denn er war mit je acht verschiedenen Gläsern gedeckt; wie eine Porzellanhandlung; wie ein Kehrichthaufen mit Apfelsinenschalen, Käserinden und Brotstücken, Kerngehäusen, Zigaretten (das zweite Aufgebot durfte rauchen), Streichhölzern, Asche ...

Zweites Kapitel

Man teilte sich in kleine Gruppen und fing an, die Wirte zu verleumden.

Falkenström hatte sich auf einem Fuß herumgedreht und die Zahnreihe, die er zum Sprechen brauchte, eingepaßt. Da Zachris neben ihm stand, warf er dem seine Entrüstung in einem einzigen Satz hin:

»Es ist schauderhaft!«

Zachris, der aus Grundsatz von dem, den er gerade benutzen wollte, nicht schlecht sprach, tat, als verstehe er nicht.

Popoffski, der auf der andern Seite stand, entlarvte Zachris im Handumdrehen, aber ohne daß der es hörte: »Zachris ist solch ein Esel, daß er von allen Menschen gut spricht!«

Nyrax, der Maler, trat heran:

»Wißt ihr, daß der kleine Buchhändler ruiniert ist?«

»Ja, der Fall ist ungewöhnlich, aber es ist wahr.«

Der kleine Buchhändler stand an einem Kachelofen, den er zu stützen schien. Er war jung, aber das Gesicht war mit einem dunkeln Bart bedeckt; er hatte die leidenden Augen des kranken Hundes. Wenn er lächelte, wie er meistens tat, schien er zu weinen, denn die Augen wurden feucht, und er schluchzte. Er sah aus, als könne er nichts Böses tun oder denken. Er konnte nicht nein sagen, wenn ein Mensch ihn anführen wollte, und darum hielt man ihn für einfältig. Lebte in einer beständigen stillen Reue über unbekannte Versehen, war mäßig in allem, trank wenig, rauchte nicht, hatte eine reine Luft um sich, war rein im Äußeren und in Worten.

Im Besitz einer guten Buchhandlung, wurde er von dem schrecklichen Zachris in Verlagsgeschäfte hineingezogen. Zachris verleitete ihn, eine Zeitschrift herauszugeben, deren geheimes Programm war: »Erst Zachris!« Dann wurde er verlockt, Arbeiten von Zachris' Freunden innerhalb und außerhalb der Presse zu verlegen. Als

er den Ruin kommen sah, stand er nur da und starrte ihn an, ohne einen Finger rühren zu können; er verlangte beinahe nach der Katastrophe.

Er wußte, Zachris hatte die Schuld, aber er stand so unter dessen Einfluß und war von Natur so gutmütig, daß er das wilde Tier nicht traurig machen wollte. Er glaubte nämlich, ein Vampyr könne traurig werden.

Wie er jetzt an dem pfeilergleichen Kachelofen stand und mit der Klappenschnur spielte, ohne jemanden anzusprechen oder von einem angesprochen zu werden, sah er aus wie ein Sankt Sebastian am Pfahl. Jeder einzige, der vorbei ging, schoß aus alter schlechter Gewohnheit einen Pfeil auf ihn ab.

»Willst du dich aufhängen?« fragte einer.

»Stehst du am Pranger?« sagte ein anderer.

Der Kleine antwortete nur mit einem schmerzlichen Lächeln, das sagte: ich verzeihe euch, denn ich habe selber Verzeihung nötig.

Graf Max war der einzige, der nicht unfreundlich war; er saß still da und beobachtete den Buchhändler.

Der Tabaksrauch stand so dicht, daß der kleine Kilo auf einem Scheiterhaufen zu stehen schien, die Hände nach hinten gebunden, um lebendig verbrannt zu werden. Wenn er diese glänzende Gesellschaft gesucht, so hätte er sein Schicksal verdient; aber sie hatten ihn hergezogen und gelockt, ihn gerupft, ihn zerrissen. Er hatte einen kindlichen Sinn, und als Theosoph suchte er aus seiner kleinen Person ein schönes Kunstwerk zu machen, so gut er konnte. Bewachte seine Gedanken und Begierden, beobachtete Mäßigkeit und Besinnung, schützte sich gegen böse Einflüsse.

Zachris hatte ihm früh die Braut genommen, da er aber in der Liebe kein Besitzrecht geltend machen konnte, klagte er nicht, wenn er auch trauerte. Er konnte bei Zachris verkehren und seine Geliebte sehen; das war ihm genug. Und als Jenny ihren Zachris wie eine Fliege auf der

Nadel quälte, wurde er nur von Mitleid ergriffen, konnte keine Schadenfreude fühlen, denn er erbarmte sich aller lebenden Wesen, die litten. Mit seiner Laute mußte er oft seinem Vampyr vorspielen und Zachris' Klagelieder über die schlimme Jenny anhören. Kilo betrauerte Jenny und grübelte immer über die Tatsache nach, daß ein böser Mensch schön sein kann. Die Schönheit war doch ein Ausdruck der höchsten Güte, und Gott selbst mußte am schönsten sein. Die Märchen erzählen allerdings von Dämonen, welche die Gestalt von Engeln annehmen, und von gefallenen Engeln, die zur Strafe auf die Erde hinunter geworfen sind, aber in einer übermenschlichen Schönheit die Spur ihres hohen Ursprungs behalten haben.

Kilo stand am Kachelofen und sah durch die offenen Türen in drei Zimmer hinein; er sah, wie die schlimme Jenny mit ihren Blicken Popoffski anlockte, um mit seinen vornehmen Verwandten bekannt zu werden, die sie stehlen wollte. Er durchschaute diese ganze Erbärmlichkeit, fühlte aber nur Erbarmen, ohne sich zu entrüsten oder böse zu werden.

Graf Max betrachtete ihn mit Teilnahme und Bewunderung.

Max rauchte und blies Ringe, die sich wie Garngebinde aufwanden oder sich in Elfenreigen herumdrehten. Er glaubte in diesen Bildern seine Gedanken sehen zu können, seine nicht ausgesprochenen Worte; die behielten ihren Bildtrieb und gaben dem mit der lebendigen Luft seiner Lungen gemischten Rauch dunkle Formen. Dieselben Lippen und dieselbe Zunge, die Worte mit suggestiver Kraft formten, kneteten den bildbaren leichten Rauch, dessen Formen ja fehlgeborene Worte waren. Das Rauchen war ein nicht ausgesprochenes O, mit oder ohne Ausrufungszeichen; sprang dieser Ring und wand sich, so wurde er ein S, aber ein geschriebenes, das Spuren von Menschenhand trug. Oft sah er nur chaotische Bilder:

einen Nebelfleck, der die Form des Eiweiß hatte, oder das Amnium mit der Allantois, oder die Keimblase mit dem Samensack. Aber aus diesen sprangen dann organische Formen heraus: Ohrmuschel, Nasenflügel.

Wie Graf Max so dasaß und seine Bilder blies, sah er, wie ein Ring geradeswegs auf den Buchhändler zuflog, einen Fuß vor ihm aber gleichsam zurückgestoßen wurde. Als Max sich abwandte, um zu zeigen, daß keine böse Absicht das Geschoß in Bewegung gesetzt hatte, sah er in einem Spiegel, daß die Person des kleinen Mannes von einem rauchfreien Gebiet begrenzt wurde, in dem die Luft klar war.

»Daß er auch gegen böse Atemzüge geschützt ist, und ohne es zu wissen«, sagte Max zu sich.

Redakteur Holger, der Ingenieur, der den Blicken des Grafen gefolgt war, anwortete auf diese stillen Gedanken:

»Ja, in Sakuntala steht, daß Leiden und Entsagung dem Büßer höhere Fähigkeiten verleihen, so daß er schließlich die Geisterwelt beherrscht und sogar von den Mächten gefürchtet wird.«

»So daß sie eine Apsara aussenden, um den Büßer zu verführen. Sakuntala wurde die Frucht einer solchen Verbindung ... Und was damals geschah, geschieht noch heute. Das ist die Erklärung, warum unsere modernen Büßer wieder der Sünde verfallen. Sie dürfen den Himmel nicht auf die Erde hinabziehen.«

»Kann man den kleinen Kilo nicht retten?«

»Vom wirtschaftlichen Ruin nicht, aber vielleicht aus Zachris' Klauen.«

»Wohl kaum, denn Jenny hält die Opfer, während Zachris sie bis auf die Knochen rupft.«

Jetzt stürmte Stenkohl herein mit den Abendzeitungen, die er aufgeschlagen hatte, um sie durchzusehen.

»Hier! Jetzt sollt ihr was hören!« lärmte er.

»Jetzt fängt er an zu furzen!« sagte Holger. »Sich

selber wagt er nicht gehen zu lassen, aber er ist so dumm, daß er glaubt, man verzeiht es ihm, wenn er die Schmutzröhren von andern öffnet.«

»Wenn der Haß, den er über sich gesammelt hat, einmal losbricht, wird er zusammenschrumpfen wie ein wollener Strumpf, den man wäscht ...«

»Hier, brüllte Stenkohl. Kalkbrenner läuft Spießruten. Seine Philosophie wird hier angemeldet. Das ist lecker! Wollt ihr hören? Es ist boshaft, aber es ist gut geschrieben!«

»Welche beispiellose Roheit! Das ist ja ein Gassenjunge!«

Max und Holger erhoben sich und schlichen hinaus, während Stenkohl seinen alten Lehrer hinrichtete.

»Wie ist Stenkohl Professor geworden?« fragte Max.

»Man klimperte mit dem Geld für seine Professur. Alles wird ja jetzt gekauft, und die Großkaufleute ernennen Professoren. Wir haben Stenkohl immer den dummen Stenkohl genannt, aber das ist zu wenig. Er ist ein Kleinkopf. Erinnerst du dich, wie er, obwohl Redakteur der radikalen Zeitung, welche Ordensauszeichnungen unter der Abteilung Allerlei und die Schwedische Akademie unter Gerichtsverhandlungen bringt; sobald er sich schließlich den Stern verschafft und nach der Akademie schielen konnte, aufstand und von der Jugend Abschied nahm? Er ermahnte sie, ja nicht Staub auf ihre Seelen kommen zu lassen! Als wäre das Blechstückchen auf dem Frack nicht Hohn, und das Schielen nach der Akademie nicht Verrat, nachdem man sie sein ganzes Leben als Korruptionsanstalt behandelt. Das ist ein feiner Bursche! Er hat alle seine Jugendfreunde verkauft und ihre Köpfe in einem Sack dem Feind übergeben! Und er steht auf und wagt die Jugend zu warnen! (Seinem Beispiel zu folgen!) Es ist ja ein Schanker, der ganze Kerl! Ein Arschkriecher, und ich verachte mich, daß ich hierher gegangen bin. Wenn die

finnische Badestube offen wäre, ginge ich hin und schrubbte all diesen Dreck ab, den ich auf die Seele bekommen habe. Gestern saß die Schwedische Akademie hier auf denselben Stühlen, und da wurden wir niedergemetzelt! Das heißt Versöhnlichkeit, ist aber etwas andres. Das ist Hundetum, Charakterlosigkeit, moralischer Schwachsinn. Übrigens Akademie ...«

Aus dem Rauchzimmer war Stenkohl zu hören, der schwadronierte:

»Aber der Erzbischof ist tot. Jetzt ist es aus mit dem Uddevaller.«

»Aus? Nein, solange sie Xens Kaffee und Ys Branntwein haben, ist es nicht aus mit dem Uddevaller«, antwortete Zachris, der in Göteborg eine Stellung gehabt hatte.*

»Bravo!« brüllte Stenkohl, der schlechte Witze liebte.

Jetzt erhob sich der ergebene Kalkbrenner, überreichte Stenkohl ein Witzblatt der letzten Woche und sagte: »Es ist doch gemein, einen so abzuzeichnen!«

Stenkohl nahm das Blatt, während sich alle zusammenscharten, um über seine Schulter zu sehen.

Wie alle Henker fürchtete Stenkohl das Beil am meisten von allem. Die Opfer um ihn her schrien vor Freude, denn der Henker war da mit seiner Frau abgezeichnet, und auf eine Art und Weise ... Der Stern saß da, der Stuhl (in der Akademie) stand da, aber mit einem Deckel darauf und daneben an einem Nagel hingen Stenkohls gesammelte Schriften ...

Die Kiefer des Henkers, die auf ein Gelächter eingestellt waren, schnappten über und seine Augen rollten; die Kehle wogte von erstickten Worten, und es sah aus, als sei ein Apfelstück stecken geblieben.

»Da hat er sein Teil bekommen,« sagte Holger. »Ich

* Anm. d. Übersetzers. Anspielung auf einen berühmten Mann aus Udevalla; „Uddevaller“ ist aber ein Getränk: Kaffee und Branntwein.

nehme nie ein Witzblatt in die Hand, denn wenn ich über meinen Feind auf der ersten Seite lache, bin ich sicher, mich selbst auf der zweiten zu finden.«

Zachris hatte sofort die wirtschaftlichen Möglichkeiten der peinlichen Lage eingesehen; mit einem sichern Griff warf er den Stromschalter um, nahm ein Glas Punsch, setzte sich an einen Tisch und erzählte eine Anekdote, die in keinem Zusammenhang mit der Niederlage stand, die Stenkohl eben erlitten.

Nachdem Zachris so seinen Freund gerettet (und er wußte, was das wert war), machte er sich zum Mittelpunkt eines Kreises, der den Punsch einem Hetzen im Damenzimmer vorzog. Zachris war nämlich den ganzen Abend über noch nicht in die Höhe gekommen, sondern unten geblieben. Er hatte allerdings zu schwimmen versucht, war aber in der feindlichen Flut auf Grund gegangen. Jetzt, von etwas Feuchtem und Warmem umgeben, in einem Kreis dankbarer Zuhörer, die in ihm den Befreier von allem verständigen Gespräch begrüßten, begann er wie ein Pilz in der Nacht zu wachsen. Nach drei Gläsern Punsch, mit doppeltem Durchschuß von Whisky, konstituierte er den Kreis als geschlossene Gesellschaft oder Privatzimmer im Café. Weit davon im Salon sang Fräulein Aalesund ihre sechsundzwanzig Griegschen Lieder; man konnte deshalb ungestört schwatzen im Zachrisschen Kreis.

Stenkohl hatte nach dem Hieb sich wieder aufzuheitern gesucht, aber niemand hörte mehr auf ihn, trotz seinen großen Gebärden, die von einer Etagere falsche Antiquitäten fortfegten. Er sank auf einen Lehnsessel nieder, wie eine vernagelte Kanone auf ihre Lafette; und da er Musik haßte, verlangte niemand seine Gegenwart im Salon.

Weinrausch ist gefährlich, wenn er einschlägt; er muß einen Abfluß haben im Schwatzen. Zachris war gerade im Begriff, seine halbe Betrunkenheit aus sich heraus

zu schwatzen und das falsche Machtgefühl zu genießen; aber Stenkohl öffnete nur dann und wann sein Sicherheitsventil mit einem erstickten Ausruf:

»Das ist ja Katzenmusik, dieser Gesang!«

»Was sagst du, Zachris? Neunundachtzig? Nein, es war zweiundneunzig!«

»Sprecht ihr von Karl dem Zwölften? Das war ein Aas!... Doch! In Fryxells Urkunden über die schwedische Geschichte sind die Briefe von ausländischen Gesandten zu Stockholm zu lesen, in denen angedeutet wird, daß er Pagen liebte! Einer ist mit Namen genannt!»

Aber Zachris war nicht der Mann, den sichern Sieg fahren zu lassen; doch der Name Karl der Zwölfte hatte ihn in den Hintergrund gedrängt, und er merkte, wie er zusammenschrumpfte, als einige Zuhörer bei dem großen Thema verweilen wollten. Er schlug darum eine Volte mit dem Kartenspiel, zauberte den König fort und brachte sich selber nach oben. Aber der kleine Esel konnte die Leute nicht erschrecken, darum zog er das geborgte Löwenfell über die Ohren und schrie, daß es löwenartig klang.

»Als ich in Christiania war – ich fahre manchmal dahin und begrüße meine Freunde; denn dort versteht man mich – besuchte mich Ibsen sofort auf dem Hotel. Da sagte ich: Du, Ibsen ...«

Der Punschkreis betrachtete mit Ehrerbietung den kleinen Zachris, der zu furchtbarer Größe wuchs.

»Und dann sagte ich: ,Siehst du, Björnson' ... Und dann sagte Björnson: ,Zachris, du hast recht'!«

Stenkohl wurde neidisch, denn es war sein eigenes Repertoire, das Zachris jetzt plünderte, und sein Pulver, das verschossen wurde. Und als Zachris' Erfolg vollständig war, nahm er sich zusammen, protzte ab und ging zum Protzwagen, um Munition zu holen. Aus einem Dokumentenschrank nahm er sie. Da waren alle Briefe, die er von berühmten Personen empfangen

hatte; eigentümlich genug auch die schimpfenden, denn die pflegte er laut zu lesen, um zu zeigen, was für ein undankbarer Hund der und der sei. Und in der Briefsammlung fanden sich auch des einen Anzeigen und Klagen über den andern; wenn er nun zwei Leute trennen wollte, holte er nur einen Brief hervor, der im tiefsten Vertrauen geschrieben war. Jetzt wollte er Zachris niederstoßen und zugleich den Norweger entlarven.

»Jetzt sollt ihr mal hören!« schrie er. Jetzt war es nicht mehr so leicht, sich Gehör zu verschaffen. »Jetzt sollt ihr mal hören!«

Zachris roch sofort Lunte; fuhr schnell mit einer neuen Anekdote fort: von Zola und was Zola gesagt hatte. Aber Stenkohl überschrie ihn mit seiner bellenden Stimme und begann einen Brief zu lesen von Ibsen, in dem dieser sich über Zachris' Zudringlichkeit beklagt.

»Ein Mensch, den ich nicht kenne und dessen Bücher ich nicht lesen kann, taucht auf, begrüßt mich als einen Jugendfreund, beklagt mich wegen meines letzten Durchfalls, bietet mir seinen Schutz an. Er nannte mich du, wie aus Mißverständnis ... Ich warf ihn hinaus!«

Zachris war bis auf die Knochen entlarvt, aber er konnte mit dem Maul zaubern, fing selber an laut aufzulachen, und da seine Eigenliebe Beschimpfungen nicht an sich heran kommen ließ (er stand zu hoch, um davon erreicht werden zu können), faßte er den Dolch bei der Klinge und kehrte ihn gegen den Mörder.

»Das ist ganz richtig«, sagte er; »dann aber ging ich zu Björnson; der war neidisch auf Ibsen, und beim Essen sagte Björnson dasselbe von Stenkohl.«

Stenkohl schoß wie ein Pfeil nach seiner Pulverkammer, und beim Buchstaben B holte er einen Brief von Björnson hervor, in dem klein Zachris gehörig geduckt wurde.

»Jetzt sollt ihr mal hören! ,Warum dieser Seminarist Bücher schreibt, das weiß niemand ... Wenn du mich

von ihm befreien kannst, mag meinetwegen die halbe Konsulatsfrage der Teufel holen ...'«

Zachris war jetzt zwischen Doppeltüren eingeklemmt, aber er warf sich zur Seite, kam los, und, den Rücken geschützt, begann er zu zischen und kratzen, jedoch ohne Erfolg. Als er merkte, daß die Truppe ihn im Stich ließ, änderte er die Bewegung, warf das Löwenfell fort, wurde ein kleines armseliges Eselsfüllen, das Mitleid erregte. Das war sein stärkster Zug: sich klein zu machen und Mitleid zu erregen. Da wurde er zu einer unausgetragenen Leibesfrucht, zeigte seine ganze Unbedeutendheit: man wurde gerührt und nahm ihn in die Arme, weil er so klein und hilflos war. Wenn er dann wieder obenauf war, wurde er wieder furchtbar, und das erste, was er tat, war kratzen.

Die Schweigsamen der Gesellschaft, die sich anfangs erleichtert gefühlt hatten, daß sie sich nicht bloßzustellen brauchten; die sich daran geweidet, wie zwei Henker sich gegenseitig hinrichteten, wurden jetzt von Schamgefühl erfaßt. Und fürchtend, der Dokumentenschrank könne auch ihre Beziehungen entblößen, wenn man Stenkohl fortfahren ließ, erhoben sie sich, sahen nach der Uhr und suchten in Gedanken einen guten Vorwand, um gehen zu können (in die nächste Kneipe).

Aber Stenkohl hatte Blut geleckt und mußte jemand morden, um seine Ehre zu retten. Da er zu der Sorte gehörte, die Hochwild nicht anfällt, suchte er ein niederes Tier und fand Sebastian am Pfahl.

»Nun, kleiner Kilo,« haute er zu, »sind deine Bücher in Ordnung, wenn du jetzt deinen Konkurs anmeldest? Sonst kommst du ins Loch!«

Nun gibt es eine Vorsehung, welche die Ihren schützt und sie blind und taub an rechter Stelle macht. Der Buchhändler hörte nicht mehr als die letzten Worte »ins Loch«; glaubte, es handle sich um den Ofen, und machte eine unwillkürliche Gebärde nach der Klappe.

Da merkte er an den Mienen der Umstehenden, daß er sich verhört, aber von dem boshaften Ausdruck in Stenkohls Gesicht erschreckt, hielt er sich gerade noch zurück, als er fragen wollte, änderte sein Mienenspiel und sagte mit den Augen: ich verstehe einen guten Scherz auf meine Kosten. Er war gerettet, denn die Zuschauer glaubten, er habe mit einer witzigen Gebärde Stenkohls rohen Scherz abgewehrt, den er sowohl gehört wie verstanden habe.

Die fliehenden Herren wurden in der Tür von den anstürmenden Damen aufgehalten, die eine allgemeine Hetzjagd erwarteten; aber die Herren fanden eine Seitentür und gingen durch den Flur, um zur Wirtin zu kommen und ihr Lebewohl zu sagen. Alle hatten, eigentümlich genug, den gleichen Vorwand: sie wollten die letzte Nummer des Symphoniekonzerts hören.

Endlich waren sie frei. Gereizt, zerfleischt, schwitzend, geräuchert, bedrückt, verdrießlich, müde, verzweifelt, schraubten sie sich die vier Treppen hinunter und waren schließlich auf der Straße.*

---

* Anm. d. Übersetzers. Die acht Seiten Gespräch, die im schwedischen Original hier folgen, habe ich schon der deutschen Ausgabe der „Gotischen Zimmer“ (Seite 326—334) einverleibt, für die sie der Dichter bestimmt hatte, in die sie der schwedische Verleger aber nicht aufnahm.

Drittes Kapitel

Unter den Männern der Dekadenz oder des Verfalls nahm Lars Peter Zachrisson eine hervorragende Stelle ein. Er hatte 1880 mit erlebt und sich zum Unterbefehlshaber einer unsichtbaren Partei gemacht. Als er aber 1884 vom »Bruder des nackten Priesters«, der Thilda K. zum Haupt ernannte, abgesetzt wurde, zog er sich zuerst mit blutiger Schnauze zurück. Dann aber kroch er in einige Maulwurfsgänge, die er sich gegraben hatte; die mündeten teils beim Sekretär der Akademie, teils bei Professor Stenkohl, teils bei der Zeitung »Wohl des Brudervolkes«.

Er schrieb Bücher, aber niemand wußte warum. Da war kein Pathos, weder Haß gegen das Gemeine und Verlogene, noch Liebe zu dem Großen, Starken und Wahren.

Es war damals gefährlich, Ansichten zu haben. Mit Ansichten meinte man neue Gedanken über alte Dinge. Alte Gedanken über neue Dinge durfte man haben. Es war also ein Schelmenstreich dieses Verbot, Ansichten zu haben. Zachris hatte indessen eine Ansicht, die sein geheimes Programm war: er mußte vorwärts. Und er scheute keine Mittel. Die Schwierigkeit bestand nur darin, sein Spiel zu verbergen.

Er war der Makler der Literatur, bildete Gesellschaften für gegenseitige Bewunderung, spekulierte mit Berühmtheiten, stiftete Kartelle, um Größen zu machen, die wieder ihn erhöhen sollten. Er unternahm Geschäftsreisen in Reklame, hatte Agenturen in allen Gegenden des Landes, bildete einen Exportverein für Deutschland, war selber Korrespondent für dänische, norwegische und finnische Zeitungen; Mitarbeiter an der Stockholmer Zeitung Wohl des Brudervolkes (nicht der Brüdervölker), literarischer Beirat an zwei Theatern, Stipendiat der Schwedischen Akademie, Sekretär des Verlegers Kilo, Vertreter der Sezession. Aber er hatte auch einen

Finger in der Stockholmer Hochschule, ohne daß man sagen konnte, ob es der Daumen oder der kleine Finger war. Beschützte den Schriftstellerverein und den Journalistenklub, war einer der Gründer der Gesellschaften Oden und Freja, deren Mitglieder auch bei Hofe zu sehen waren.

Dieser verfallene Mensch der achtziger Jahre, gelenkig wie ein Aal und unempfindlich für Beschimpfungen, kam überall hinein. War die Tür geschlossen, ging er durchs Küchenfenster; wurde er zur Tür hinausgeworfen, kroch er durch den Schornstein. Mit einem Wort, er hatte keine Ehre im Leib, und so konnte er auf eine gute Zukunft rechnen.

Aber er hatte noch andre Eigenschaften, der Verräter, die ihn zu einem Mann der Zeit machten. Er achtete alle Ansichten, auch die falschesten, die er doch hätte bekämpfen oder berichtigen müssen. Er sprach niemals schlecht von einem Menschen, der etwas Schlechtes getan hatte, sondern er verteidigte alle Spitzbuben und verhüllte ihre Schwächen. – Ich dulde nicht, daß man schlecht von einem Menschen spricht, sagte er. Das bedeutete: Schnüffle nicht in meinen Papieren!

Seine erprobte Taktik bestand darin, seine Dienste anzubieten. Er war dienstfertig, sowohl um Hände zu binden wie um Pfunde zu vergraben, die nach Belieben wieder ausgegraben werden konnten und dann Zinsen trugen. Es gab kaum einen Menschen, dem er nicht einen unerbetenen Dienst geleistet hätte; wenn er dann die Bekanntschaft aufgab, ging immer ein Verschuldeter von ihm. Dann hatte er seinen großen Augenblick, wenn er sagen durfte: Ein undankbarer Mensch ist die schwerste Last, welche die Erde trägt.

Sein eigentliches Feld hatte er jedoch in der Zeitung. Die war Fallobst von des Verfalls Baum der Erkenntnis. Der Redakteur, den Freunde unter sich die verkörperte Lüge nannten, schien das Gesicht auf dem Rücken zu

tragen und hundert Hände zu besitzen, mit denen er aus allen Himmelsstrichen empfing. Aber der ganze Mann schien auch verkehrt zu sein, und er hatte eine Nase für alles, was faul war. Man hat auch einmal gesagt, man müsse seine Zeitung vor dem Spiegel lesen, um sie richtig lesen zu können. Wenn man zum Beispiel eine Notiz über gute Bankaktien sah, konnte man sicher sein, daß sie schlecht waren und den Leuten angeschwindelt werden sollten. Wenn er aber einmal einen Humbug entlarvte, so regnete es sofort Widerlegungen, die bezahlt waren, und er entschuldigte sich wegen des Irrtums: Es sei ein Mißverständnis gewesen.

Er hatte einen Sekretär, der dem Meister gewachsen war. Smartman hieß er. Das war ein großartiger Kerl in seiner Art: zum Herrschen geboren, von gewinnendem Wesen, mit einer saftigen Sprache, wußte er überall einzudringen, in Banken, Aktiengesellschaften, Fabriken. Und wenn er auch nicht immer ganz heil wieder heraus kam, so hatte er doch das große Stück Geld in den Fingern. Smartman hatte beschlossen, die Zeitung solle ein Millionenblatt werden, und Schweden solle von ihrer Redaktion aus regiert werden. Er gründete im ganzen Lande Filialen, suchte alle Reichstagswahlen zu beeinflussen, setzte Kreistage ein, belastete Gemeinden mit Schulden, legte Eisenbahnen an (die der Staat übernahm), stürzte Fabriken, ordnete Streiks an. Er konnte alles in nationale Angelegenheiten verwandeln, auch die privatesten Sachen.

Aber seine Stärke war, große Männer zu machen, jedoch nicht gegen die öffentliche Meinung, sondern mit ihr. War nur ein Same da, so begoß er so lange, bis er keimte. In dieser Zeit der Ingenieure brauchte Schweden auch einen großen Ingenieurnamen: er leistete einen Edison, einen schwedischen Edison, der so in die Höhe wuchs, daß man auf seinen Namen eine Millionengesellschaft gründen konnte. Nach Nordenskiöld

fehlte Schweden ein großer Reisender: Smartman machte einen so großen, daß Stanleys Name neben dem seinen genannt wurde, obwohl der Schwede nur Länder, die schon aufgenommen waren, bereist und sich vor größern Gewässern gehütet hatte. Schweden fehlte ein großer Chemiker: Smartman schüttelte einen aus dem Ärmel, ernannte ihn zu unserem Berzelius, obwohl der Chemiker ein leidlicher Physiker war und von Chemie nichts verstand. Binnen kurzem war der Chemiker von epochemachender Bedeutung, obwohl er nur die bekannte Zusammensetzung bekannter Stoffe bestimmte. Es waren die glänzenden Zeiten des Humbugs, und eine vertierte Nation nahm alles hin. Schließlich sollte die Nation auch das größte Weib haben, und da nahm er den größten Dummkopf, den er bekommen konnte, die Knochenleserin, die von allen Schlachtfeldern und allen Müllhaufen gesammelt hatte, und sagte: Werde! Und sie ward!

Dieser Mann, der alle Handlungen zu begehen wagte, die Zachris nicht wagte, wurde von Zachris geliebt und bewundert. Zachris freute sich über dessen Vergehen, als habe er sie selber begangen, brauchte sie aber nicht zu verantworten. Es war seine Natur, nicht in und durch sich selbst leben zu können, teils weil sein Ich von Geburt schwach war, teils weil er es im Leben verloren oder richtiger auf dem Markt des Glücks verkauft hatte.

Jetzt an einem Winternachmittag saß Zachris in seinem Haus vor der Stadt. Das hieß Villa Albano, denn der Besitzer gehörte zu den Leuten, die sich und ihre Umgebung adeln. Wenn man in den Flur kam, wurde man von einer bellenden Mißgeburt empfangen, einer weiblichen chinesischen Dogge, die stank. Ihr Bellen überstimmte sowohl den Gruß des Gastes wie das Willkommen des Wirtes; da beide schreien mußten, um sich verständlich zu machen, klang es wie eine Zänkerei auf der Kneipe, wenn die Villa Besuch bekam.

Man trat in die Wohnung ein, rot im Gesicht, verstimmt, da man mit Anbellen und Gebrüll begrüßt worden war. Die Dienerin, die einem den Mantel abnahm, war natürlich eine Treudienerin (die stahl), da sie seit drei Jahren im Hause war.

Der Salon zeigte in seiner wirren Möblierung das Innere eines wirren Gehirns. Dieser Raum war von Natur mit allen Möglichkeiten begabt, anziehend zu werden; war jetzt aber durch die vernunftwidrige Anordnung verdorben. Zugleich Salon, Bibliothek, Schreibzimmer des Hausherrn, Rauch- und Trinkzimmer, Empfangsraum, glich er einer Stube, die sich im Umzug befindet oder rein gemacht wird. Die kleine Fläche des Fußbodens war mit einer großen Chaiselongue bedeckt, die einem Bett glich und deutlich ihre Bestimmung als offener Alkoven verriet. Ein Kontorpult war der Schreibtisch; ein alter Bauernschrank war das Büfett; die Flaschen, die es enthielt, erinnerten an stillen Suff. Ein kleiner Trinktisch; ein Fischgeier, genannt Meeradler; zwei Büchergestelle, genannt Bibliothek; eine Gipsbüste des grinsenden Voltaire, genannt Kunstwerk. Die Wände waren mit Bildern bedeckt, deren Widmungen über ebensoviel Reklamen bei passenden Gelegenheiten quittierten. Der Kranz des Kachelofens war mit Photographien von allen großen Schriftstellern der Zeit beladen, sowohl in- wie ausländischen. Das war die Einfassung des Wirts. Sein eigenes großes Porträt, in Öl von dem großen X. gemalt, hing daneben; es war so vorsichtig von hinten genommen, daß man das Gesicht nicht zu sehen brauchte; alles Sprechen von Ähnlichkeit war also überflüssig.

Wenn das Auge den Raum durchforscht hatte, blieb es auf einer großen Waschtoilette haften. Auf eine zudringliche Frage, was dieses geheimnisvolle Möbel im Salon zu schaffen habe, antwortete der Wirt immer: er benutze diese Stube zum Gastzimmer, wenn er den

Besuch von ausländischen Schriftstellern erhalte. Und da er diese Mitteilung mit einer Gebärde nach dem Ofen begleitete, glaubte man zu sehen, wie Zola und Björnson die braungestrichene Waschtoilette benutzten. Doch schien diese Waschtoilette eigens deshalb da zu sein, um die Frage und ihre Antwort »Die großen Schriftsteller« hervorzurufen.

Wenn man den kleinen Schriftsteller in dieser Umgebung sah, verstand man sofort das Lügnerische in der ganzen Szenerie, und seine abstoßende unbedeutende Figur wurde durch diesen Gegensatz noch kleiner. Es war so unwahrscheinlich, daß man einen Dichter vor sich haben sollte. Wenn er das Zusammensein mit einem duckenden: »Ich habe heute einen Brief von Ibsen bekommen« eröffnete, wollte man ihn ohne Bedenken mit einem »Das lügst du wohl!« unterbrechen.

Ebenso schien die ganze Wohnung zusammengestohlen zu sein. Das eine Stück paßte nicht zu dem andern; das wurde aber damit erklärt, daß es Ehrengeschenke seien. Ehrengaben waren es nicht, und gestohlen war es auch nicht, aber jedes Ding hatte seine Geschichte, und eine Geschichte kann man auf verschiedene Arten erzählen.

Zur Villa gehörte natürlich eine Wirtin, die im Salon präsidierte und am Klavier sang. Zachris war schon einmal verheiratet gewesen, hatte aber die Ehe aufgelöst, infolge von Wirren. Die Frau war heruntergekommen, behielt aber trotzdem das Recht über das einzige Kind, einen Sohn, den sie nach Amerika schickte. Darauf hatte sich Zachris mit Kilos Braut verheiratet, die nach der Sitte der Zeit eine kleine Malerin war.

Ohne irgendwelche Vorstudien war sie nach Paris gereist, hatte sich auf Colarossis Atelier angemeldet, war einige Male hingegangen. Das genügte, um sich Künstlerin nennen zu können, in den Kreis der Künstler eintreten und deren freies Leben leben zu dürfen, ohne deshalb getadelt zu werden. So einfach war es damals

für ein junges Mädchen, Künstlerin zu werden! Und unter der falschen Flagge des Märtyrertums segelte sie dahin. Jedesmal wenn sie sich um ein Stipendium bemühte und es nicht bekam, hieß es: »Wir armen Frauen!« Mit Hilfe eines männlichen Freundes hatte sie ein Bild fertig gemacht und es in die Ausstellung der Freien eingeschmuggelt. Damit war sie ein Name, um nicht zu sagen, eine kleine Größe. Seitdem malte sie nicht mehr, sondern warf sich über Kilo. Machte dann von ihm einen Saltomortale zu Zachris, dessen Macht sie überschätzte, ohne sein Talent im geringsten zu bewundern.

Sie war mit einer gewissen eleganten Schönheit begabt, die sich mit der freien Bewegungsart der Bohemienne paarte. Alle, die ins Haus kamen, durften sie sich ansehen, aber nicht umsonst. Sie mußten bezahlen: mit Blumen, Diensten, Reklame, Naturalleistungen und auch mit barem Geld. Ein Komplott zwischen den Gatten existierte nicht, aber ein vollkommenes Einverständnis schien zwischen ihnen über die Hauptsache zu herrschen. Die Gäste oder Freunde sahen sich auf die eine oder andere Art beraubt, aber immer mit einem Geschmack, der das Häßliche der Handlungsweise verdeckte. Zachris erhob sich zuweilen auf den Hinterbeinen wurde aber zurecht gewiesen.

Eines Tages zum Beispiel fand er eine unbekannte goldene Uhr bei seiner Frau.

»Wo hast du die her? Wie hast du die bekommen?« schnauzte er.

»Ich bat Wille darum, und er hat sie mir gegeben.«

»War er denn nüchtern?«

»Gewiß war er das!«

»Er konnte wohl nicht nein sagen! Doch bedenke, wenn es ihn reut!«

»Was geht dich das an?«

»Es rührt an meine Ehre, wenn du dir eine Handlung erlaubst, die an und für sich unschuldig sein mag.«

»Aber nicht an meine Ehre!«

»Nein, aber an meine.«

Zachris' Jenny war ein befreites Weib, also eine Furie für ihren Mann. Und als sie seine Papiere gesehen und gemerkt, daß er nicht so geachtet und so mächtig war, wie sie geglaubt, beschloß sie, ihm den Laufpaß zu geben. Aber das war nicht so leicht. Zachris hing sich fest, sog sich fest, bettelte sich fest, um schließlich seinen Kopf mit dessen Gewicht in Gold auszulösen.

Und als schließlich nichts andres half, schwängerte er sie. Sie wollte nämlich keine Kinder haben, und hatte dem Mann ein Versprechen abgenommen, daß er sie nicht schwängere. Er brach sein Wort, log, und nun war sie geliefert. Das hielt sie für eine Freveltat, daß er seine eheliche Pflicht erfüllt hatte; neun Monate lange bekam er das Haupt der Medusa zu sehen. Er bestach sie mit Blumen, Ringen und Champagner; aber zwischen den Friedensschlüssen schlug die Geißel wieder.

Der kleine Kilo, der frühere Bräutigam, war Friedensmakler und Ableiter, wurde aber auch als Geißel benutzt. Jenny, die seine schönen Ringe behalten hatte, begann sie jetzt zu tragen. Kilo las ihr vor, brachte ihr Romane, spielte Laute, kleine melancholische Sätze aus der Zeit der Mauren.

Zachris erregte beinahe Mitleid, wenn er als stumme Person dasaß und Jennys offne Bekenntnisse in Kilos Gegenwart anhören mußte. So etwa konnte sich eine Szene zwischen den dreien abspielen.

»Ja,« sagte Jenny, »ich bin ein Schaf gewesen, daß ich dich nicht genommen habe, Kilo. Das wäre etwas andres gewesen! Aber sollte Zachris einmal sterben, so weißt du Bescheid!«

Zachris kaute an einer Zigarre zu fünfzehn Pfennigen, die für ihn zu groß zu sein schien. Er lächelte humoristisch mit dem Schnurrbart, aber weinte Whisky mit den Augen.

Kilo machte sich taub, spielte oder las.

Jenny fuhr in ihrem Furienwesen fort.

»Ich trage deine Ringe, Kilo, denn du warst meine erste Liebe, und bleibst meine einzige! – Hör mal, was hast du für diesen Rubin gegeben?«

»So was sagt man nicht«, erwiderte Kilo schüchtern.

»Und von dir hätte ich gern Kinder gehabt, aber nicht von dem Knoten dort. Daß ich das Junge dieses Ochsen tragen muß! Ich hätte Lust es zu ertränken, damit es nicht mit Brille, Bauch und einer Zigarre im Mundwinkel zur Welt kommt.«

Zachris hatte seine Zigarre jetzt so zerkaut, daß die Lippen aufgeschwollen und von Speichel und Tabaksschuppen braun geworden waren. Er sah nicht angenehm aus, denn er dachte an eine neue Rache: wie er sie noch einmal schwängere.

Als Malerin hatte Jenny niemals irgendwelche Zukunft gehabt, aber Zachris mußte es doch tagaus tagein hören, er habe ihre Zukunft ruiniert.

Schließlich kam das Kind! Jetzt hatte Zachris alles Mitleid verloren, und er weidete sich ordentlich an ihren Schmerzen.

Er stand im Zimmer nebenan. Wenn sie schrie, klang es nicht wie Schmerz, sondern wie Wut, wie Raserei, daß jemand ihr weh zu tun wagte. Was keiner gewagt hatte, das wagte der Kömmling, der häßliche!

Er war häßlich, und die Mutter wollte ihn nicht sehen. Als er aber etwas gewaschen war, behandelte sie ihn scherzhaft, verächtlich, und der Junge entwickelte sich zum Humoristen. Mit zwei Jahren konnte er fluchen und Punsch trinken; hatte die Titel Vater und Mutter abgelegt und richtete seine Fragen an sie immer mit einem: »Hör mal!« Die Gäste empfing er mit Scheltworten; belauschte die Gespräche der Eltern und verriet alle ihre Geheimnisse. Aber er bettelte auch Geld von den Freunden des Hauses und steckte es in eine Sparbüchse.

Zwei Jahre später beging Zachris eine neue Freveltat und machte wieder ein Kind, einen Sohn. Der wurde von seinem älteren Bruder schon in der Wiege geprügelt und später zum Schweiger und Satiriker ausgebildet.

Zachris, in seiner Rolle als Selbstvergolder, adelte sie sofort bei der Geburt; weissagte ihnen eine glänzende Zukunft; es waren Prinzen und Universalgenies. Sie konnten alles, machten Erfindungen in der Elektrizität, schrieben, malten, bildhauerten, spielten Theater. Lesen aber, reinschreiben, rechnen konnten sie nicht lernen. In die Schule gehen wollten sie nicht; und wenn s i e nicht wollten, so wurde auch nichts daraus. Das waren moderne Geister.

Die Mutter erzog die Jungen zu einer Art Dachshunde, die sie auf den Vater hetzte. Das Hetzen betrieb sie auf viele Arten, aber die beste war, den Jungen hinterlistige Fragen beizubringen, mit denen der Vater am Mittagstisch geduckt wurde. Die Mutter schlug im Konversationslexikon das Geburtsjahr eines großen Mannes auf, das sie den Jungen einbleute. Bei der Suppe kam sie darauf zu sprechen, stellte sich unwissend, verlangte Aufklärung vom Vater, und wenn der die Jahreszahl nicht wußte, wurden die Jungen ins Treiben gelassen und der Vater gestellt. Dieses unschuldige Spiel hieß: »Den Alten foppen«.

Aber der Alte fühlte sich geschmeichelt, Wunderkinder erzeugt zu haben. Und er benutzte wieder seinerseits die Jungen, um sie auf Besuch zu hetzen. Alle Bosheit, welche die schöne Jenny bei Zachris in Reinkultur gezogen hatte, und die er nicht wieder auf seine Herrin abzuladen wagte, warf er auf seine Gäste, indem er Schuld und Verantwortung auf seine beiden Bracken schob, die ja unverantwortlich waren, weil sie nicht verstanden, was sie sagten oder taten.

Viertes Kapitel

Zachris, dieser kleine, häßliche, unbedeutende Mann, hätte keine Rolle gespielt, wenn er nicht einige furchtbare unterirdische Eigenschaften besessen hätte, die in den Kämpfen des Lebens von großem Nutzen sein können. Er hatte einen unerhört leeren Raum zu füllen, und seine Aufnahmefähigkeit war unbegrenzt. Er aß Menschen, aß sich deren Fertigkeiten an, aß fremde Vermögen auf. Er hatte eine solche Fähigkeit, in das Leben eines andern einzudringen, mit fremdem Kalb zu pflügen, daß er seine Person mit der des andern verwechselte. Las er ein gutes Buch, glaubte er, es geschrieben zu haben; schrieb es sofort noch einmal, mit Abänderungen; machte den Lehrer in angenehmer Weise herunter; vernichtete das Vorbild, daß man den Eindruck bekam, Zachris sei weiser als der Weise. In diesem Fach war er ein Hexenmeister.

Aber er konnte auch »mit dem Maul zaubern«. Wenn jemand in einer Gesellschaft etwas Tiefsinniges sagte, fing Zachris sofort den Gedanken auf, vernichtete ihn natürlich, indem er eine Anekdote erzählte, welche die Aufmerksamkeit ablenkte. Am Ende des Gesprächs saß man mit Zachris' Anekdote im Hals da und hatte die Tiefsinnigkeit vergessen.

Wollte jemand Zachris sein Mißgeschick klagen, so hörte er gern zu, benutzte aber die Trauer des andern, um seine eigene vorzubringen, die natürlich die größere war. Und das Ende war, daß Zachris den Trost empfing, den er hätte geben sollen.

Zachris benutzte alles, was man sagte, zu einem Anlaß für sich selbst, zu einem Garnendchen, um sein eigenes Gebinde daran anzuknüpfen. Nichts konnte in seiner Nähe wachsen und gedeihen, denn er riß keimenden Samen heraus und aß ihn. Er verwandelte die geistreichste Gesellschaft in eine Versammlung stummer Esel, die nicht wußten, was sie sagen sollten. Aber gerade

dadurch bekam er die falsche Vorstellung, daß alle dumm seien, nur er nicht. In seiner Blindheit sah er nicht, wie man über ihn lächelte. Schweigen nahm er für Unterwerfung. Wer sich beugte, den liebte er, nannte ihn seinen lieben Freund, bot ihm seine Dienste an. »Hier sind wir nur Freunde«, pflegte er zu sagen, ohne zu wissen, daß er keinen Freund besaß.

Man kam bei ihm zusammen wie in einer Kneipe, wo man sich traf; aber er glaubte das Haupt zu sein und »Männer sammeln« zu können. Er glaubte einen literarischen Salon zu halten, aber es war nur ein Klub, von dem man um zwölf Uhr nicht hinausgejagt wurde.

Man verzieh Zachris viel, weil er in Jennys Hölle lebte. Obwohl man wußte, daß die Geduld, mit der er alles von ihr ertrug, keine Tugend war, sondern eine reine Notwendigkeit, hegte man doch ein gewisses Mitleid mit ihm, das nicht weit von Bedauern war. Er aber ertrug alles, um seine Furie zu behalten. Ging sie, saß er mit der Schande da, und die konnte er in seiner grenzenlosen Eitelkeit nicht ertragen. Und in der Eile eine andre Frau finden, war nicht so leicht für ihn.

Daß Jenny blieb, beruhte wohl auf einer angeborenen Lässigkeit und auf gewissen Geheimnissen, welche die Gatten zusammen besaßen und die vielleicht von der Natur waren, daß die Gatten ohne Gefahr für sie beide nicht einander wechseln konnten.

Er hatte die Art des Polypen, konnte mehrere Saugarme auf einmal ausstrecken, aber der längste saß fest auf Falkenström. Dieser Mann war der größte Name in der Sammlung. Flott, sorglos, unabhängig, unbekümmert um Ehre und soziales Ansehen, hatte Falkenström nur durch sein Talent gesiegt.

Zachris hatte ihn zuerst zwischen Kissen zu ersticken versucht; als das aber nicht gelang, beschloß er ihn zu beschützen. Im Beschützen lag jedoch eine erdichtete Überlegenheit, die zuerst Falkenström abschreckte und ihn

veranlaßte, sich mit seiner Frau auf einem Landgut, das er geerbt hatte, zu verbergen.

Ohne um Erlaubnis zu bitten oder sich vorher anzumelden, läßt sich Zachris auf ein Gut daneben nieder, taucht unvermutet auf und heuchelt angenehme Überraschung, den Freund »auch« hier wohnen zu finden.

Falkenström wollte fliehen, aber Zachris war schon ins Herz der Frau gekrochen, natürlich nur als Freund, denn eine Forderung als Don Juan konnte er nicht an sich stellen. Die Frau wurde für Zachris eingenommen, und es half nicht, daß Falkenström sie warnte.

»Ach, der ist so nett!« sagte sie. »Er spricht immer gut von dir, aber du sprichst immer schlecht von ihm; darum ist er besser als du.«

Zachris trat in das Leben der Gatten Falkenström ein, wie ein Fuchs in ein Hühnerhaus eintritt. Und er benutzte die wohlbekannte Methode, der Frau Bücher zu leihen; Bücher nach seinem Sinn, in denen alles gedruckt stand, was er nicht sagen wollte. Dort stand geschrieben, alle Ehemänner seien Tyrannen, und alle Frauen seien Engel und Märtyrerinnen. Dort standen alle diese Lügen geschrieben, die in einer perversen Zeit von verkommenen Männern ausgeheckt waren.

Das Resultat war, daß Falkenström in einem Wespennest saß, das von Zachris durch Frau Falkenström beherrscht wurde.

Falkenström floh mitten im Sommer; Zachris zog in sein Haus, aß sein Essen, melkte seine Kühe, erntete seine Felder, fuhr mit seinen Pferden und pflügte vor allem mit seinem Kalb – und die Ehe wurde aufgelöst.

Seitdem waren Jahre vergangen. Die Lage hatte sich verändert. Falkenström war durch sein Leben und seine Erfahrungen zu der »großen Verachtung« gekommen. Als er jetzt noch immer von Zachris aufgesucht wurde, nahm er den alten Verkehr wieder auf. Wenn seine

Freunde ihn fragten, wie er mit Zachris verkehren könne, antwortete er:

»Wenn ich's genau nehmen sollte, mit wem könnte ich dann verkehren? Zachris ist doch immer ein Mensch.«

Aber Falkenström suchte das Haus mehr Jennys und der Menschen wegen auf, die er dort traf. Jenny gegenüber war er ein immer höflicher und aufwartender Kavalier. Zachris wagte nicht seine Eifersucht zu zeigen, denn er fürchtete am meisten von allem, lächerlich zu werden: übrigens war er so eitel, daß er die Huldigung, die man seiner Frau darbrachte, auf sich bezog.

★

Es war ein Winterabend, gleich nach dem letzten Gespensteressen bei Professor Stenkohl. Man wollte eine außerordentliche Versammlung bei Lars Peter Zachrisson abhalten, in der das neue Unternehmen »Schweden, Druckerei- und Zeitungsgesellschaft« behandelt werden sollte.

Diese Gesellschaft war von Smartman gegründet worden, und ihr Zweck war, ganz einfach Schweden von Stockholm aus zu regieren; nämlich durch Gründung von Filialzeitungen die ganze Provinzpresse zu töten, also sowohl die Landtags- wie Reichstagswahlen zu beherrschen. Man konnte es nicht Schwindel nennen, denn Smartman mit seinem von Festdiners und -soupers erhitzten Gehirn glaubte an das Unternehmen. Eine vertierte Nation, welche die Widerstandskraft verloren hatte, verlange nur danach, geleitet zu werden, meinte er. Wenn das Volk nur eine Zeitung in einer Farbe las, würden schließlich alle gleich denken, falls man das noch denken nennen konnte, dieses gedankenlose Vomieren fremder Ansichten.

Das Unternehmen war begonnen worden, jedoch nicht gelungen; die Provinz hatte sich gegen Stockholm und gegen diesen Versuch zur Alleinherrschaft erhoben.

Die Wenigen, welche die neue Zeitung hielten, merkten nämlich allmählich, daß sie in einer Traumwelt lebten, in der alles verkehrt, verfälscht, vergiftet war. Nicht so sehr aus dem, was in der Zeitung stand, als aus dem, was nicht darin stand. Doktor Borg zum Beispiel, der das Großartige liebte, hatte Aktien genommen und hielt die Zeitung. Nach einiger Zeit traf er seinen Freund David auf der Straße, erinnerte sich an dessen erfolgreiche Reden im Reichstag, sprach ihn an und fragte:

»Was machst du denn? Sitzest du nicht mehr in der zweiten Kammer?«

»Doch, gewiß tue ich das!«

»Sonderbar, man hört deinen Namen nie mehr nennen! Hast du einen Maulkorb bekommen?«

»Hast du nicht von meinem großen Antrag über das Wahlrecht und von meinen beiden Interpellationen gelesen?«

»Nein, ich sehe niemals deinen Namen in unserer Zeitung.«

»Das will ich gern glauben, denn in deiner Zeitung bin ich boykottiert, weil ich ihre Kandidatur nicht annehmen wollte.«

»Sonderbar!«

Gleich darauf traf Doktor Borg seinen Freund, den Maler, und fragte:

»Hast du deine Malerschule geschlossen?«

»Ich? Nein? Warum fragst du danach?«

»Ich sehe sie nie in meiner Zeitung erwähnt.«

»In der Zeitung, nein! Da darf ich nicht einmal anzeigen, nachdem ich mich geweigert habe, mein bestes Bild zu der Lotterie für die Heeresverwaltung zu schenken.«

»Sonderbar!«

In einer Kneipe traf der Doktor den großen Verleger und Buchhändler.

»Haben Sie mit dem Verlegen aufgehört?«

»Nein, wieso? Wir haben eben das große Prachtwerk Norrland herausgegeben.«

»In unsrer Zeitung ist lange kein Buch von Ihnen angezeigt oder besprochen worden.«

»In Ihrer Zeitung, nein! Da darf kein Buch aus unserm Verlag angemeldet werden, seit wir uns geweigert haben, auf einen von Smartmans verfallenen Wechsel dreitausend Kronen zu bezahlen.«

»Ist Smartman so einer?«

»Und ob! Er nimmt Eßwaren, Kleider, Weiber, Feste, Juwelen gegen Reklamen in seiner Zeitung. Das mag vielleicht noch hingehen, denn das ist Geschäft, oder Dienst gegen Dienst; aber er läßt sich auch das Heruntermachen von Konkurrenten bezahlen . . .«

»Soso, soso! Ist es so bestellt, dann wollen wir mal aufräumen.«

Der Doktor abonnierte sofort auf eine andre Zeitung und sah, daß er in einer ganz andern Welt lebte, als die er geträumt hatte. Daß es andre Menschen von großem Wert gab, die arbeiteten und wirkten, ohne daß er etwas von ihnen wußte. Er hatte Lüge eingeatmet und man hatte ihm das Gesicht geblendet.

Er beschloß, sich Beweise über Smartman zu verschaffen, indem er dessen Briefe sammelte. Und er arbeitete im stillen, bis er eine Sammlung Waffen besaß, die vernichtend waren.

An diesem Winterabend saß Kilo bei Frau Jenny, und Falkenström bei Zachris, alle in der Erwartung, daß die leitenden Herren der Gesellschaft anlangten.

Zachris sah einen Sturm voraus, und da seine Papiere nicht ganz rein waren, benutzte er Falkenström als Kraftgeber: indem er auf ihn hinaufstieg, erhob er sich zu einem gewissen Selbstgefühl, das ihn sonst im Stich gelassen hätte.

Falkenström, ein stattlicher Mann, saß tief unten auf

dem Springfedersofa, das von den Jungen zur Fußschaukel benutzt wurde. Zachris, seiner Gewohnheit getreu, hielt sich aufrecht, bald stehend, bald im Zimmer hin und her wandernd.

Die grüne Kuppel der elektrischen Lampe spiegelte sich in seiner Brille und bildete zwei bewegliche Fladen, welche die Augen verbargen. Der Mann schien mit einer Brille geboren zu sein, denn niemand hatte seine Blicke gesehen; wahrscheinlich weil die unnatürlich großen Augen, zwei halbgelegte Enteneier, immer von Whisky blutunterlaufen und von Tabak und Wut gelb waren. Und wenn er einmal die Brillengläser abwischte, beugte er den Kopf, um nicht die Spiegel der Seele zeigen zu müssen. Jemand hatte den Einfluß, den der unbedeutende Mann auf Menschen ausübte, damit erklären wollen, daß er sie mit einer Brille und Zunge hypnotisierte und ihnen mit seiner Mundart, die ein Gemisch von Dalarne, Jönköping und Skeninge war, Vertrauen einzuflößen verstand.

Es sah wirklich so aus, als gebe er eine hypnotische Séance in diesem Augenblick. Aber Falkenström hörte nicht auf ihn, sondern dachte über das letzte Kapitel seines Romans nach, in dem er Zachris Modell stehen ließ, ohne sich jedoch dessen bewußt zu werden.

Zachris hatte mit dem »Löwenfell« angefangen, das heißt, seine erste (und letzte) Begegnung mit Maupassant geschildert.

»Da sagte ich: mon cher ami . . .«

Da Falkenström die Geschichte schon zehn Male gehört hatte, wagte er nicht, die grünen Glasaugen anzusehen, aus Furcht, einzuschlafen, sondern richtete seine Blicke auf die Uhrkette des Sprechers, die wie ein Maurerlot vom Bauch herabhing und mit ihrer senkrechten Linie sowohl des Magens Vorsprung wie der Beine schiefe Stellung gegen die Horizontalebene verriet.

Zachris spülte sich mit einem neuen Whisky die Kehle

aus. Dabei troff es vom Schnurrbart wie von einer Dachtraufe; von diesem Schnurrbart, der den Mund so gut verbarg, daß man glaubte, er habe keine Zähne. Niemand hatte die Zähne dieses Mannes gesehen, ebensowenig wie seine Augen, und darum glich er dem Gespenstertier. Sein ganzes Mienenspiel wurde mit den Nasenflügeln ausgeführt, die sich nach Belieben bewegten und so groß waren wie bei einer Leibesfrucht; bald schnaubten sie Rauch aus, bald flatterten sie wie die Nase der Fledermaus oder des Kaninchens. Er konnte mit den Nasenflügeln Künste machen; er konnte mit ihnen so lachen, daß sie hopsten; er konnte weinen mit ihnen, und dann sah man, wie inwendig in unterirdischen Rinnen Tränen rannen; er zürnte mit ihnen, verachtete mit ihnen, höhnte, prustete mit ihnen.

»Siehst du,« fuhr er fort, »die Gesellschaft ist sicher, nur augenblicklich bedroht. Es ist aber weit vom Drohen zum Schlagen. Darum müssen wir alle Mann heranziehen; und da du der Zeitung sehr verpflichtet bist, mußt du deinen Beitrag zeichnen.«

»Was soll ich denn zeichnen? Mein Name ist keine zwei Heller wert!«

»Er ist noch nichts wert, kann aber werden. Vergiß nicht, daß die Zeitung dir das ungewöhnlich hohe Honorar von dreitausend Kronen für deinen Roman bezahlt hat, der deine Größe machte!«

»Ich kann nicht zwanzigtausend Kronen zeichen, da ich sie nicht besitze.«

»Mein guter Freund, du weißt sehr wohl, wo du sie hernehmen kannst!«

»Du meinst den Ring der Kaffeehändler. Das will ich nicht, das ist Erpressung.«

»Dann muß ich dir sagen, daß du nicht mehr zu der Zeitung gehörst.«

»Es ist also wahr, daß alle Mitarbeiter, wenn sie bleiben wollen, Aktien zeichnen müssen?«

»Ja, das ist wahr, und ich weiß nicht, was du für ein Unrecht darin findest. Weißt du nicht, daß man in allen Geschäften die Mitarbeiter oder die Angestellten zu binden sucht, indem man sie zu Teilnehmern macht, ob durch Anteil am Gewinn oder durch Geld, das sie in das Unternehmen stecken.«

»Jetzt zaubert er mit dem Maul«, sagte sich Falkenström, und fing an im Kopf die Bogen seines nächsten Romans zu zählen, um sich gegen die Zauberei unempfänglich zu machen.

»Aber,« fuhr Zachris fort, »du verstehst deine Zeit nicht, und du bist auch ein undankbarer Mensch.«

Das war Falkenströms schwacher Punkt, daß er die Beschuldigung, undankbar zu sein, nicht ertragen konnte. Er erkannte an, daß die Zeitung gut bezahlt und zu seinem Fortkommen beigetragen habe; anerkannte, daß Zachris ihm diese materiellen Dienste geleistet, die er nicht selber tun konnte, aus Unlust bei der Berührung mit Außenwelt und Menschen. Er begann darum zusammenzuschrumpfen, während Zachris riesenhafte Dimensionen annahm. Aber er ergab sich nicht.

Die Tür zum Saal, in dem Jenny und Kilo am Eßtisch saßen, stand offen. Zachris hatte ein Ohr auf Ausholer und folgte aufmerksam ihrem Gespräch, während er selbst eine Szene mit Falkenström gab. Der machte sich taub und zählte die Bände von Goethes sämtlichen Werken auf dem Büchergestell. Als Zachris dies merkte, begann er den Angriff, ohne noch irgend eine Rücksicht zu nehmen.

»Nimm dich in acht: deine Stellung ist nicht so sicher, wie du glaubst! Es gibt Leute, die dich für überschätzt halten und auf deine Entlarvung warten. Hörst du?«

Falkenström anwortete geistesabwesend:

»Verzeih, hat die Hempelsche Ausgabe nur vierundfünfzig Bände?«

Zachris lief auf und ab und schnaubte, schlug mit der

Hand auf den Tisch, gab einem Rollstuhl einen Fußtritt, daß er gegen die Wand fuhr.

Da erhob sich Jenny, die wußte, was die Uhr geschlagen hatte, trat ein, ließ sich in einer mutwilligen Stellung auf das Polster nieder, winkte mit dem Fuß ein Willkommen und zeigte den Strumpf, während sie fragte, wo Herr Falkenström den Sommer verbringen werde.

Der Strumpf wirkte. Falkenström wurde weicher unter dem Feuer der schwarzen Augen und dem gutmütigen Ton, den sie anschlug.

Jenny hielt ihn mit den Blicken, während Zachris das Opfer rupfte. Falkenström nahm das Papier und schrieb es mit einer nachlässigen Miene aus, als seien zwanzigtausend Kronen eine Prise Schnupftabak für ihn.

Wenn er gewußt hätte, daß er damit die Villa Albano für Zachris rettete, würde er dieses Haus nie mehr besucht haben, in das er hauptsächlich ging, um seine Dankbarkeit für empfangene Dienste zu zeigen.

Fünftes Kapitel

Jetzt war Hundegebell im Flur zu hören, und darauf trat der Redakteur »Lügenroth« ein, wie man ihn nannte, von Smartman begleitet.

Lügenroth sah nicht sehr anziehend aus. Er war in Samen geschossen, wie Salat in trocknem Sommer, und trug die Farben des blassen Selleries. Mit gutem Verstand begabt, hatte er die Laufbahn als Redakteur gewählt, um Millionär zu werden. Anfangs hatte er Leidenschaften und Ansichten, gab aber die eine nach der andern der öffentlichen Meinung preis, und sah sich eines Tages als Redakteur eines Lügenblattes, in dem alle Pöbelaxiome verteidigt wurden, obwohl er selbst sie alle mißbilligte. Er besorgte den Pump und ließ Smartman und Zachris redigieren; und die redigierten so, daß Lügenroth schließlich seine eigene Zeitung nicht mehr lesen konnte. Alles, was falsch und dumm war in einer falschen Zeit, wurde als einfache Wahrheit hingestellt; und die Mitarbeiter, die von den Kapitalisten ausgewählt waren, bildeten eine glänzende Reihe Dummköpfe. So hatte er als literarischen Kritiker Professor Stenkohl, der Luise Petterkvist höher schätzte als Emanuel Swedenborg, und Thilda K. über Runeberg stellte. Der Theaterkritiker »verstand« Maeterlinck nicht, erhob aber Lars Peter Zachrissons alberne Farce »Er will seine Tochter nicht verheiraten« zum Muster des »nationalen Lustspiels«. Und so weiter.

Lügenroth hörte auf, sein Lügenblatt zu lesen, das ihm Erbrechen verursachte, und abonnierte auf die offizielle Postzeitung, um wenigstens die Notizen über das Ausland lesen zu können. Über Zachris herrschte er durch Smartman, und über Falkenström durch Zachris. Es war ein kluger Mann. Die Million hatte er winken sehen, jetzt aber war sie im Begriff, sich in Rauch aufzulösen.

Der Zweck der Sitzung war, Opfer zu suchen, welche

das Risiko übernahmen; außerdem wollte Smartman die Filialen in der Provinz andern aufschwindeln.

Lügenroth schlüpfte hinein, glitt wie ein Aal lautlos zwischen Stühlen, Polstern, Büfett und Waschtisch hindurch. Da er die Ansichten von allen verachtete, vermied er Meinungsäußerungen, antwortete ausweichend und erklärte, einmal für alle Male, daß er am meisten von allem ein feines Benehmen schätze. Wie alle falschen Menschen haßte er Brutalität; das ist: sagen, was man denkt. Darum blieb er niemals in einer Gesellschaft so lange, daß die Offenherzigkeit anfangen konnte. Er schlich nur vor die Tür, hatte immer eine Droschke unten, die ihn rettete; war immer höflich, korrekt, zugeknöpft bis zum Kinn.

Als er jetzt eintrat, beherrschte er sofort seine Enttäuschung, die Versammlung nicht vollzählig zu finden. Er glaubte, er sei der letzte, und man könne sofort zu den Verhandlungen übergehen; alle privaten Mitteilungen peinigten ihn.

Das Glück war mit ihm, denn der älteste Junge, der Brunte hieß, kam auch hereingestampft, in seinen Stiefeln, die von einer Skitour mit Schnee bedeckt waren, und warf sich neben Falkenström aufs Sofa. Wenn Lügenroth auch Brunte haßte, so verschmähte er ihn doch nicht als Puffer, wenn er Zusammenstöße erwartete. Er fing darum sofort ein Gespräch über Sport mit ihm an. Und bald war die ganze Gesellschaft unter Bruntes Anführung darin verwickelt.

Zachris fand nichts Unpassendes dabei, sondern ließ im Gegenteil noch Pirre, den jüngern, herein; der setzte sich sofort auf Falkenströms Rockschoß ins Sofa, und veranlaßte Falkenström, seinen Platz zu räumen. Als die Jungen den Ehrenplatz eingenommen hatten, begann Zachris eine kleine Hetzjagd, um seine Gäste zu ducken.

Von Professor Stenkohl kam die telephonische Mitteilung, er sei verhindert.

Die Treudienerin zeigte sich an der Tür, um das Familienbild vollständig zu machen. Aber ihre Verbeugung war etwas zu tief und deutete auf eine ungewöhnliche Schwäche in den Knien. Sie fragte die Hausfrau nach dem Souper; als aber die Antworten zu lang ausfielen, sank sie in einen Lehnstuhl nieder, um die Verhandlungen fortzusetzen.

Jetzt war ein neuer schrecklicher Auftritt im Flur zu hören. Die chinesische Dogge stürzte auf jemand los und gab Standlaut, taumelte aber gleich durch den Korridor zurück und heulte. Doktor Borg, er war es, hatte ihr einen Fußtritt versetzt und schrie, um von Smartman gehört zu werden, der sich hinter dem Kamin verbarg.

»Trittst du meinen Hund?« grüßte Zachris, der seine Wut gerade noch ersticken konnte.

»Ich hätte dich eigentlich treten sollen, als dein Hund mich biß; da du aber nicht zur Hand warst, kriegte der Unschuldige den Fußtritt. Wohl bekomms!«

Der Doktor drang ein, begrüßte die Hausfrau, übersah sofort die Situation, setzte sich auf beide Jungen im Sofa, indem er beredt deren Rockschöße hob. Pirre rettete sich, als aber Brunte aus Trotz sitzen blieb, faßte der Doktor ihn beim Ohr und entfernte ihn im Handumdrehen.

»Eröffnen wir die Sitzung,« begann er; »und mögen sich die Unbefugten gütigst entfernen!«

Die Jungen wurden hinausgeschoben, die Treudienerin taumelte hinaus, aber Jenny blieb sitzen.

»Ich liebe deine Gesellschaft sehr, Jenny,« sagte der Doktor, »aber unsre Geschäfte sind noch nicht öffentlich.«

»Ich habe keine Geheimnisse vor meiner Frau,« fiel Zachris ein, »und mein Haus ist kein Puppenheim.«

»Aber wir haben Geheimnisse vor deiner Frau«, antwortete der Doktor.

Jenny ging mit einer Noramiene hinaus, Zachris dachte an seine Villa und schluckte den Ärger hinunter.

In diesem Augenblick schlich der »Bruder des nackten Priesters« herein. Er hatte eine Fähigkeit, durch geschlossene Türen zu gehen, und da er einen Zusammenstoß mit der Dogge fürchtete, war er durch die Küche gekommen. Er sollte über die Sitzung berichten und dem Bericht den rechten Farbenton geben.

Doktor Borg setzte sich als Wortführender zwischen Waschtisch und Büfett:

»Eröffnen wir die Verhandlungen? – Gut! Dann beginne ich sofort mit der Hauptfrage. Bei der Durchsicht des Rechenschaftsberichts der Zeitung habe ich ein scheinbar unerklärliches Mißverhältnis entdeckt. Die Verteilung des Gewinns, der sich vor zwei Jahren auf sechzig Prozent belief, ist auf sechs herabgesunken; während die Einkünfte des Redakteurs und Sekretärs auf hunderttausend Kronen gestiegen sind. Kann jemand das erklären?

Zachris, der Zauberer, fiel sofort ein:

»Das ist sehr leicht erklärt, da Redakteur und Sekretär Spekulationsgeschäfte getrieben haben, die uns nichts angehen.«

»Du hast richtig geantwortet,« sagte der Doktor: »sie treiben Spekulationsgeschäfte, aber auf eine Art und Weise, die uns sehr angeht. Der Text der ganzen Zeitung besteht nämlich aus Anzeigen, die sie sich haben bezahlen lassen! Sogar die Auslandabteilung ist bezahlt; die ausländischen Telegramme mit vorsätzlichen Lügen sind bezahlt; der ganze Handelsteil ist falsch; der Kurszettel ist falsch; die Bücherrezensionen und Theaterkritiken sind gefälscht! Am meisten bringt jedoch das Totschweigen ein: schlimme Prozesse werden totgeschwiegen, Unterschlagung in öffentlichen Aemtern, ungerechte Beförderungen. Aktienschwindel wird unterstützt, Reichstagskandidaturen werden gekauft, und die ganze Redaktion lebt umsonst beim Gastwirt, nimmt Möbel und Kleider auf Kredit, ohne bezahlen zu müssen...

Mit einem Wort, wir befinden uns im Vorstand einer Schwindelgesellschaft! Aus der trete ich jetzt aus.«

»Beweis! Beweis!« schrie Zachris.

»Hier sind die Beweise!« antwortete der Doktor und legte einen Stoß Briefe auf den Tisch.

Zachris nahm die Briefe und sah sie durch.

»Diese Sammlung Briefe, die von Lügenroth und Smartman geschrieben sind, hat eine Dame für dreißigtausend Kronen der Redaktion zur Einlösung angeboten.«

»Das ist eine Lüge,« schrie Zachris. »Dies haben Lügenroth und Smartman nicht geschrieben: das ist nicht ihre Handschrift.«

»Nein, allerdings nicht, das sind beglaubigte Abschriften.«

Zachris' Stärke war, jede schlechte Sache zu verteidigen, und er begann die Advokatur:

»Man muß die Fehler seines Nächsten übersehen, man muß alles zum besten wenden, man muß kein schlechter Kamerad sein, man muß nicht aus einer Mücke einen Elefanten machen! Es handelt sich zum Beispiel nur um einige Flaschen Wein in einem Restaurant; vielleicht lag dem Wirt ebensoviel daran, seine Ware bekannt zu machen ...«

»Ja, aber die verpfändeten Juwelen dieser Schauspielerin ...«

»Das kann ja gelogen sein«, antwortete Zachris.

»Es kann nicht gelogen sein, da es wahr ist,« antwortete der Doktor; »aber unter Herren, die Lüge und Wahrheit nicht unterscheiden können, will ich nicht sitzen; darum sage ich Lebwohl.«

»Du verläßt also die Sache der Liberalen?«

»Ihr liberalen Royalisten, liberalen Bureaukraten, liberalen Reaktionäre, liberalen Chauvinisten! Liberale Fälscher seid ihr! Darum gehe ich zu den Sozialisten; das sind die Leute der Zukunft, während ihr der Ver-

gangenheit angehört, dem ausscheidenden Dreck! Ihr sollt bis auf die Wurzel verfaulen, denn ihr vertragt das Anpacken nicht, und die Axt ist zu gut für euch! Einen Strick verdient ihr! Ihr habt die öffentliche Meinung verfälscht, die Brunnen vergiftet und eure Generation in Lug und Trug erzogen. Ihr nennt mich konservativ, weil ich nicht Sodomit bin, weil ich Republikaner bin, weil ich Weltbürger bin, weil ich die Gerechtigkeit liebe, und Parteilichkeit, Gewalt und Schelmenstreiche verfolge. Betrachtet mich von heute an als euern offnen Feind; ich werde euch als Diebe und Mörder behandeln.«

»Hör mal, mein lieber Freund,« begann Zachris durch die Nasenlöcher, »deine aufgeregte Art, Geschäfte zu besprechen, verrät eine Krankhaftigkeit, die schonende aber eilige Pflege verlangt! Ich möchte dir raten, einen Arzt aufzusuchen ...«

Im selben Nu wurden Zachris' beide Brillengläser von etwas verdunkelt, das eine Wolke sein konnte, denn es breitete sich aus und goß einen Sprühregen über Scheitel und Backen. Ehe Zachris sich hatte abwischen können, war der Doktor verschwunden.

Lügenroths und Smartmans Gesichter, die sich wie zwei formlose Flecke gegen die Tapete abgezeichnet hatten, nahmen jetzt wieder menschliche Züge an. Die drei erhoben sich wie ein Mann, atmeten auf, spülten ihre Kehle mit einem Whisky und machten stehenden Fußes ab, daß Smartman seine Missionsreise durch Schweden antreten solle, um die Gesellschaft vom Untergang zu retten.

Falkenström und Kilo wurden überzeugt, daß der Doktor übertrieben habe: »Man kenne ihn ja!« Dann öffneten sich die Türen zum Speisezimmer.

Frau Jenny beglückwünschte die Gesellschaft, daß sie sich von der Tyrannei des Doktors befreit habe. Der Bruder des nackten Priesters improvisierte eine

Korrespondenz über die Sitzung. Und in der größten Eintracht ging man, um zu Abend zu essen.

»Nur ein einfaches Butterbrot!« sagte die Wirtin.

Pardauz, die Butter fehlte. Man lachte, und die Treudienerin wurde hereingerufen. Luise trat ein, die Augen auf den Deckenfries gerichtet, so daß zu viel vom Weißen zu sehen war. Frau Jenny sah sogleich, daß sich Luise im letzten Stadium befand, und stieß Zachris an, der sofort in patriarchalischem Ton um Entschuldigung bat:

»Die Arme ist alt und müde von der Arbeit des Tages ... Luise, wo hast du die Butter?«

»Oh, Herr Gott, habe ich die Butter vergessen«, rief Luise und taumelte hinaus.

Man lachte, und Zachris goß die Schnäpse ein. Aber Luise kam nicht wieder.

Da klingelte die Hausfrau ungeduldig. Die Köchin steckte den Kopf hinein und fauchte:

»Luise ist krank; was fehlt denn?«

»Butter, Butter!«

»Ich kaufe nicht ein, ich koche nur, denn der Einkauf wird mir nicht anvertraut ... aber dieser Diebin wird er anvertraut.«

Zachris lief in die Küche hinaus und kam zurück.

»Die Arme, sie hat Schüttelfrost bekommen ... und darum bitte ich die Herren um Entschuldigung ... es ist keine Butter im Hause.«

Smartman, der heißhungrig war, hatte die einfache Anrichtung überblickt und, Herr der Situation, sprach er Worte der Weisheit:

»Hört, gute Freunde, bei unsrer Zeitung ist es Sitte, daß die Redaktion ein Gelage abhält, wenn sie Sitzung gehabt hat. Ich nehme mir also die Freiheit, unsre Wirte zu einem einfachen Souper unten im Hotel einzuladen.«

Lügenroth nickte beifällig und man brach auf, als sei man schon vorher einig darüber gewesen.

»Arme Luise!«

»Sie hat Schüttelfrost.«

»Ich glaube, sie ist eine durchtriebene Person!«

»Stiehlt wie ein Rabe.«

★

Nach einer halben Stunde saß die ganze Gesellschaft unten im Hotel bei einem glänzenden Souper. Hier brauchte man nicht zu knausern. Nur bestellen. Die Gesellschaft bezahlte.

Zachris bestellte. Eine Portion frischer Trüffel, à la serviette, dreißig Kronen; eine Flasche Chateau Lafitte sechzehn Kronen, sechs Flaschen hundert Kronen, Zigarren zu drei Kronen das Stück.

Es wurde Mitternacht, Smartman spielte Klavier, Jenny sang wie ein Schornsteinfeger auf dem Schornsteinrand. Zachris tanzte Solo. Lügenroth und Falkenström hatten Kilo zu einer Partie Poker engagiert. Bald aber saßen alle am Pokertisch, und man bezahlte mit Scheinen.

Aber es wurde Morgen, und man mußte gehen. Smartman klingelte nach der Rechnung, aber man wollte sich noch nicht trennen. Zachris bestellte sechs Flaschen Champagner. Hier schöpfte man aus dem Vollen!

Jenny ließ die Korke springen; das war ihr besondres Vergnügen. Lügenroth hielt eine Rede. Smartman interfoliierte. Zachris dankte in seinem und Jennys Namen für einen fröhlichen Abend. Falkenström kniff Jenny in den Arm, während Kilo zum Fenster hinaussah. Schließlich steckte Zachris für fünfundsiebzig Kronen Zigarren in die Tasche und erklärte:

»Jetz machen wir Schluß, glaub ich, denn ich bin betrunken.«

Die Rechnung wurde gesalzen und belief sich fast auf fünfhundert Kronen.

Das Mädchen wurde hereingeklingelt. Smartman

wollte addieren und berichtigen; aber Zachris erklärte, das sei kleinlich unter Gentlemen.

Da kniff Smartman eine bedeutungsvolle Falte in die Rechnung, gab sie nebst Trinkgeld dem Mädchen zurück und sagte:

»Senden Sie die Rechnung morgen dem Kassierer der Zeitung ‚Brudervolk'.«

»Der Wirt verlangt bare Bezahlung.«

»Schämen Sie sich!« sagte Smartman. »Schicken Sie den Wirt her!«

»Er ist schon schlafen gegangen, hat aber Befehl gegeben, daß wir die Herren nicht gehen lassen sollen, ehe nicht die Rechnung bezahlt ist.«

»Wenn wir nicht bezahlen?«

»Dann wecken wir den Wirt, und der telephoniert nach der Polizei.«

Alle Hände, außer Zachris', fuhren in die Brusttaschen; aber keine Brieftasche enthielt etwas Nennenswertes!

Jenny erhob sich weinend. Lügenroth fluchte, Smartman lief im Zimmer umher. Zachris wurde finster, denn er allein besaß die Summe, und das wußten alle.

»Es ist einerlei, wer bezahlt, wenn es nur bezahlt wird,« sagte Smartman, der ein flotter Kerl war. Rück heraus, Zachris, du kriegst es wieder, das weißt du doch!«

Zachris knurrte:

»Das ist schofel!«

Jenny raste:

»Bezahle nicht! Du kriegst es nie wieder!«

Man zankte sich. Lügenroth hatte Feuer gefangen und stieß Rauch und Flammen aus, aber Zachris löschte.

»Zum Teufel, was ist das für eine Art, die Gäste bezahlen zu lassen?«

»Die Gäste? Wir waren bei euch zu Gast! Da ihr aber nicht einmal Butter hattet, mußten wir hierher gehen! Und du, übrigens, du kleiner Spießbürger,

wenn du einmal bezahlst, so ist das nicht zu viel. Du verstehst dich bezahlen zu lassen, zweimal sogar, und würdest es viermal tun, wenn du's erreichen könntest!«

»Was sagst du, zum Teufel? Du hast die indirekten Einkünfte der Zeitung fortgeschnappt, und du wagst es! Ja, der Borg hatte nicht so unrecht heute abend, als er euch Banditen nannte ...«

»Hör mal,« antwortete Lügenroth mit einer Miene, als sei er von einer Schweigepflicht entbunden worden: »Als du viertausend Kronen bekamst, um uns Falkenströms Roman zu verschaffen, erhielt er nur dreitausend! Hörst du, Falkenström, Zachris erhielt viertausend für deine Arbeit, du aber erhieltst nur dreitausend!«

Zachris nahm die Brille ab und putzte sie. Falkenström wurde weiß; aber Jenny war sofort an seiner Seite und betörte ihn mit ihren nasalen Tönen, indem sie von etwas anderm sprach ...

Zachris nahm die Rechnung und machte sich zum Zahlen bereit; jetzt aber wollte er rechnen:

»Nehmt ihr dreißig Kronen für die Trüffel?«

»Ja, das kosten sie!« antwortete das Mädchen.

Der Bruder des nackten Priesters, der allein eine Terrine Gänseleber gegessen und einen Liter Chambertin getrunken, hatte einen Kandelaber vor sich geschoben und war auf dem Stuhl zu einer seligen Ruhe entschlummert, denn er wußte, daß kein Mensch von ihm Bezahlung verlangen würde. Als er jetzt im Traum die Worte Trüffel für dreißig Kronen hörte, erwachte er und sah mit einem Auge, wie sich Zachris unter der Last der Rechnung wand.

»Kosten die Zigarren drei Kronen das Stück?«

«Ja, das sind echte Havannas.«

Zachris fuhr mit der Faust in die Tasche und holte das Bund heraus, das er eingesteckt hatte, legte es wieder in die Kiste und sagte:

«Jetzt streiche ich fünfundsiebzig Kronen!«

»Willst du auch die Trüffel zurückgeben, dann mußt du auf den Hof gehen«, fiel Smartman ein.

»Das war ein angenehmes Souper«, schnaubte Jenny. »Pfui, was seid ihr für Menschen! Jetzt gehe ich! Komm, Falx!«

»Er kriegt morgen sein Geld wieder«, tröstete Lügenroth.

»Von euch kriegt er keinen Heller wieder«, war Jennys letztes Wort in der Tür zum Flur.

»Die Rechnung ist groß, die Verrechnung ist größer,« sagte Falkenström zu Jenny, »diese Herren haben gedacht, alles für nichts zu bekommen. Jetzt werden sie den Wirt in der Zeitung morden und sein Geschäft lahmlegen!«

Jenny stand entschieden auf Seite der Gerechtigkeit und teilte Falkenströms Mißbilligung der unehrlichen Handlungsweise.

Sechstes Kapitel

Jenny hatte im Salon für zwei gedeckt. Der kleine Tisch stand vorm Feuer, denn es war draußen sehr kalt. Eine weiße Azalie schmückte den Tisch; mit ihren schneeweißen Blüten in dem dunkeln Laub stand sie wie eine Braut unter Anchovis und Käse, portugiesischer Zwiebel und gesalzener Zunge. Das Feuer flackerte und warf einen beweglichen Rosenschein auf die weißen Kelche, die in einem Schaudern über die scharfen Gerüche vom Essen zu zittern schienen.

Jenny war im Morgenrock und trug eine Rose am Busen. Es war ihr Geburtstag; aber welcher in der Reihe wußte man nicht. Sie allein wußte es, und darum sah sie dann und wann in den Spiegel. Dieser Spiegel war ein großer Trumeau, der die ganze Figur zeigte, und heute war er aufrichtiger als sonst. Die Hüften hatten sich gerundet, der früher so feine Busen floß über die Ränder des Korsetts, die Schultern hatten sich erhöht und bildeten auf dem Rücken eine Last, die niederdrückte. Die runden Backen hingen auf den Kragen herab und deuteten mit ihrem Fettrahmen an, wo das früher so kleine Gesicht gesessen hatte. Wenn sie den Kopf zurückwarf, dehnten sich die Wulste des Halses und das frühere kleine Gesicht trat vor, das junge Mädchen war wieder da. Darum übte Jenny diese Geste vor dem Spiegel, indem sie die Gebärde mit einem kurzen Lachen motivierte und sie mit einem Herablassen der Augenlider begleitete, unter deren Bedeckung ein schwaches Feuer gegeben wurde. Aber ein früher unmerklicher Schatten auf der Oberlippe hatte sich erhöht, und man sah, wie mit angebranntem Kork gezeichnet, zwei Schnurrbartendchen, die das Spiel der hübschen Kurven um den Mund zu verderben drohten durch die Einführung zweier gerader Linien. Das Pincenez lag in der Tischschublade verborgen, mußte aber am Klavier

vorgeholt werden, wo man allerdings dem Zuschauer den Rücken wenden konnte.

»Neunundzwanzig Jahre vor der Welt, vierunddreißig vor mir selber und dem Spiegel!« dachte Jenny und richtete sich auf, um sich schmal zu machen. Aber dieses Manöver hatte das Unangenehme, daß der Busen zu weit hervortrat und die Backen auf den Hals herabfielen.

Der Kampf gegen das Alter hatte begonnen, dieser verzweifelte Kampf, dessen Ausgang sicher unvermeidlich war.

Falkenström war im Flur zu hören, wurde von der Treudienerin eingelassen und stand im Zimmer. Glich eher einem Toten als einem Lebenden; frisch rasiert und gebadet war er, aber wie eine Leiche mit erloschenen Augen und einem leichten Fieberschauer über den ganzen Körper.

Jenny war verdutzt:

»Himmel, wie siehst du aus! Wo bist du heute Nacht gewesen?«

»Das kannst du wohl ausrechnen!«

»Nein, pfui, so ein Schwein!«

»Du hast gut reden, da du verheiratest bist.«

»Bist du nicht verheiratet?«

»Nein, ich bin unverheiratet, wie du weißt.«

»Dann laß dich scheiden!«

»Ich bin dabei. Warte nur darauf, daß die Kinder mir etwas entwachsen, damit der Schmerz auf beiden Seiten weniger zu spüren ist.«

»Gratuliere mir jedenfalls, und hab Dank für die Azalie!«

»Wozu soll ich dir gratulieren? Daß du die schreckliche Jugend hinter dir hast?«

»Schäme dich!«

»Oder daß du dem Ende näher gekommen bist?«

»Eher das!«

»Ja, es ist eine Hölle das Leben.«

»Komm jetzt ans Feuer, wo ich für uns beide gedeckt habe.«

»Uns beide? Wo ist denn Lars Peter?«

»Er ist beschäftigt und bittet uns, miteinander fürlieb zu nehmen.«

»Nein, so? Ja, so sehr viel ist mir ja an Lars Peters Gesellschaft nicht gelegen, aber es ist schade um deinen guten Ruf ... ja, der ist etwas wert ...«

»Mein Ruf? Hör einer an! Bildest du dir vielleicht etwas ein?«

»Durchaus nicht, das weißt du! Aber daß die Dienstboten schwatzen, ist wirklich schade.«

»Ich habe keinen Flecken auf meinem Ruf ...«

»Das weiß ich, und gerade darum ist es schade, wenn du ihn unverdient bekommst. Ihr nennt mich vorurteilsvoll und konservativ, aber ihr werdet einmal Unrecht erhalten! Ihr findet, alles sei erlaubt, aber das ist nicht erlaubt.«

»Du bist doch kein Don Juan!«

»Nein, das weißt du, aber mir ist bange um meinen Ruf, und ich will nicht der Sündenbock sein. Ich habe nie ein Weib verführt, weder eine Frau noch ein Mädchen.

»Nicht?«

»Nein! Wenn ein Weib, verheiratet oder unverheiratet, in die Wohnung eines Junggesellen kommt und sich anbietet, so trägt sie die Schuld. Muß sie zweimal unerhört gehen, um zum drittenmal erhört zu werden, so hat der arme Junggeselle die Gesetze der Ehre erfüllt.«

»Wenn wir uns jetzt setzen wollten, statt zu schwatzen?«

Sie setzten sich. Das Essen ging schlecht, aber das Trinken ging besser. Falkenström konnte nicht umhin, an Wärme, Wein und der lebhaften Unterhaltung Genuß zu finden.

»Wie ist es zu Hause?« fragte Jenny.

»Schrecklich! Ganz schrecklich! Ich glaube, ich bin in der Hölle! Armut, Schande ...«

»Ist sie noch da?«

»Die Freundin ist noch da! Aber ich fürchte, sie wirft ihre Augen auf meine Tochter. Denke dir!«

»Auch das noch? – Und daß es immer eine Norwegerin sein muß!«

»Ja, es kommt Aussatz von dem schwarzen Nachtland ... Ja, wir lieben dieses Land, das uns haßt, und das uns seine Seuche in allen Formen schickt! Nachdem sie die Prostitution in Christiania aufgehoben haben, kommt die Lues auf allen Heringsschonern nach Schweden. Weißt du, warum sie die Prostitution aufgehoben haben?«

»Nein!«

»Weil sie dabei waren, alle Frauen und Familienmädchen zu prostituieren.«

»Nein pfui!«

Es gehörte zu Jennys eigentümlicher Natur, Ohrfeigen zu lieben, denn sie war natürlich für Aufhebung der Prostitution; aber die entgegengesetzte Ansicht hören, wirkte wie ein Stockhieb oder eine Ohrfeige, die sie aus der Entnervung aufrüttelte.

Falkenström war durch fremde Schuld in den Sumpf geraten, und um sich herauszuarbeiten, mußte er ihn ja aufwühlen. Er litt wie ein Verdammter, betrachtete sich beinahe als einen Verdammten. Träumte immer von schönen Gedichten, bekam aber nur die häßlichen Seiten des Lebens zu sehen. Versuchte zu wiederholten Malen die Schrecken der Wirklichkeit zu etwas Schönem umzudichten, wurde dann aber von seinen Kollegen verachtet und Schönfärber genannt. Gestand sich selber, es sei ein Schelmenstreich, das Elend in glänzenden Farben darzustellen.

»Weißt du, Jenny, man muß ein Schwein sein, um das Leben schön finden zu können. Ich schlief heute

Nacht, kannst du dir das denken, in derselben Wohnung, in der ich als Neuvermählter wohnte. Neuvermählt! Häuslichkeit! Gatte! Kind! Alles eitel! Ist es nicht besser, es den Menschen ins Gesicht zu sagen, dann wissen sie, woran sie sind, und können sich danach richten! Denke dir, dieselbe Wohnung und dort ist jetzt ein Bordell. Ich kann nicht leugnen, es machte mir ein wildes Vergnügen, die Vergangenheit zu bespucken, an die ich geglaubt hatte, die sich aber als nichts erwies. Ich lebte selber im Dung, ohne es zu wissen; war sorglos, getreu und einfältig . . .«

»Hör mal, Falx, hattest du keine Schuld?«

»Doch, der Bestohlene pflegt ja oft die Schuld zu bekommen, weil er leichtgläubig war, und dann geht der Dieb frei aus. Und ist man nicht leichtgläubig, wird man mißtrauisch genannt. Also wie man auch handelt, ist es verkehrt!«

Maja war im Saal nebenan zu hören. Jenny stand auf und machte die Tür zu.

Falkenström erhob sich und öffnete die Tür wieder.

»Nicht geschlossene Türen!« sagte er kurz und bestimmt.

Jenny wollte böse werden, aber hütete sich, denn sie wollte sich amüsieren. Aus dem gleichen Grund unterließ sie es oft, feindlichen Ansichten zu begegnen. Diese scheinbare Willfährigkeit ließ sie so umgänglich und aufgeklärt erscheinen, daß man sich angenehm mit ihr unterhalten konnte. Aber in Wirklichkeit war sie all das nicht.

Falkenström seufzte so tief, als wolle er Geist und Seele aufgeben.

»Du seufzest, du, aber denk doch an mich!«

Man sollte immer zuerst an sie denken, wenn man litt.

»Was hast du denn zu leiden?«

»Siehst du mir denn nicht an, daß ich in die Jahre gekommen bin?«

Falkenström warf einen Blick auf Jennys Person; und in seinem Gesicht, unbewacht und unbeherrscht, wie es war, konnte Jenny die Wahrheit lesen. Aber lieber zuvorkommen, dachte sie, und getrieben von dem Bedürfnis, in allen Punkten den andern zu übertreffen, die Interessantere zu sein, das größte Leiden zu ertragen, das gefährlichste Geheimnis zu verbergen, beschloß sie Selbstmord zu begehen. Es war eine Bravade; ein Verlangen, sich das ganze Interesse zuzuziehen, das große Mitleid zu gewinnen, dem gegenüber sein Kummer verblassen würde.

»Ich bin die unglücklichste Frau, die lebt! Das glaubst du nicht!«

Falkenström sah gleichgültig und kleingläubig aus, vor allem aber uninteressiert, denn er hatte sich eingestellt, um selber sein kummervolles Herz ausgießen zu können.

»Du glaubst nicht! Willst du mir die Hand darauf geben, daß du mein Geheimnis nicht verrätst? Dir will ich es offenbaren, dir allein. Gib mir deine Hand!«

Falkenström reichte ihr eine Hand, die sich wie ein Schlund öffnete, um etwas so Seltenes wie das Geheimnis einer Frau zu verschlingen.

»In sechs Jahren bin ich eine alte Frau.«

»Ach nein!«

»Dann bin ich vierzig Jahre alt!«

»Du bist doch erst neunundzwanzig?«

»Nein, ich bin vierunddreißig! In sechs Jahren – bin ich – eine alte Frau!«

Einen Augenblick, wie sie vor Schmerz zusammenfiel, sah er wirklich die alte Frau, mit Schnurrbart, Pincenez, buckligem Rücken und schaukelnden Hüften. Er wollte höflich sein, wollte protestieren, aber der Protest drehte sich im Mund und wurde zu einem Bedauern:

»Arme Jenny!«

Sie hatte allerdings Mitleid verlangt, aber nicht in

dieser Form; sie wurde verdrossen und mußte ihrem Ärger Luft machen:

»Und wenn ich daran denke, daß ich meine Jugend an diesen Elenden fortgeschenkt habe. Aber das Schlimmste, weißt du was das ist? Der Schurke hat nur darauf gewartet, mich alt und häßlich zu sehen, um mir den Laufpaß geben zu können. In sechs Jahren, glaub mir, zeigt er sich mit mir nicht mehr auf der Straße, um sich nicht schämen zu müssen.«

Um sie zu trösten, wollte Falkenström eine Parallele mit seinem Kummer ziehen und ihr zeigen, daß der ihrige geringer sei. Sie aber wollte von seinem Kummer nichts hören, teils weil der eine Frau anklagte, teils weil der das Interesse für ihren Kummer aufhob. Sie kehrte also schnell zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Da sie aber von seinem Intermezzo aus dem Sattel gehoben war, fiel sie in eine etwas prosaische Frage, die ihn zur höchsten Furcht vor den Folgen ihres gefährlichen Geheimnisses aufschrecken sollte.

»Steht Strafe auf einen gefälschten Geburtsschein?«

Falkenström war verstimmt, daß sie seine Klage unterbrochen hatte, und antwortete kurz und bitter:

»Ein Mann würde ins Gefängnis kommen, mit einer Frau aber nimmt man's nicht so genau: Ihr seid ja unzurechnungsfähig! Selbst die mit einem finnischen Akzent sprechende Kovalewskia hatte einen falschen Geburtsschein, denn sie war 1850 geboren, schrieb aber 1853.«

»Ach, schäme dich!«

»Nein, kein Spinnhaus kann alle Damen unterbringen, die einen falschen Geburtsschein haben.«

»Ja, weißt du, wie alt eigentlich Thilda K. ist? Und Frau P. und Frau R....«

Sie mußte eine gewisse Befriedigung in Falkenströms Gesicht gelesen und sie mußte auch gesehen haben, wie er bereits überlegte, auf welche Weise er das gefährliche

Geheimnis gegen sie benutzen könne – nachdem sie eine gelbe Chartreuse geleert hatte, schlug sie plötzlich um:

»Übrigens, was tut es, wenn man nur mit Grazie altert und seine Jahre mit Geschmack tragen kann. So alt bin ich nicht!«

Jetzt warf sie den Kopf zurück und senkte die Augenlider über die schwarzen Feuer.

»Entzünde deine Kohlen nicht für mich, Jenny! Es ist vergeblich. Ich mache dir gern den Hof, will aber nicht zu deinen unglücklichen Liebhabern gezählt werden.«

»Zachris zählt euch, nicht ich. Er prahlt mit euch, er rechnet alle auf, die sich an seinem Herd die Finger verbrannt haben ... Er ist der selbstgefälligste Narr, und er hält es für sein Verdienst, daß ich ihm treu bin. Aber ich bin nur mir selber treu, meinen Kindern und meinem Heim. Kannst du dir denken: dieser kleine Lump spielt Don Juan und glaubt, er mache mich eifersüchtig. Er hat eben in einem Buch seine Leidenschaft für die Schauspielerin geschildert, du weißt doch, und die Sache so dargestellt, als sei sie in ihn verliebt, während sie nur ihr Spiel mit ihm treibt, um einige gute Besprechungen in der Zeitung zu erhalten.«

Eine Tür ging, und Jenny erhob sich:

»So ein Lump! Hat gehorcht!«

»Ist Zachris zu Hause?«

»Das muß er sein!«

Zachris zeigte sich wirklich in der Tür zum Eßsaal, mit einem Gesicht, dessen Ausdruck unbeschreiblich war.

Gegen Jenny wagte er nicht loszubrechen, und gegen Falkenström konnte er als falscher Freund es nicht, denn die unerklärliche Sympathie, die falsche Freunde aneinander bindet, läßt es nie bis zu einer Erklärung kommen. Obwohl die beiden ihre Falschheit zu wiederholten Malen einander entlarvt hatten, war es nie zu einem Ausbruch gekommen. Falkenström hatte oft nach einer Explosion verlangt, aber Zachris war immer ausgewichen.

Dieses Mal schien das Erdbeben unvermeidlich, denn Zachris hatte mit seiner Einladung ein offenes Frühstück am Eßtisch gemeint, und nicht dies Unter-vier-Augen im Salon, das ihre Erfindung war. Es kam ihm vor, als rühre man an sein Schlafzimmer. Seine Ladung entzündete sich, schlug aber nicht geradeaus ein, sondern zur Seite. Er wurde böse auf die unrechte Person, und hatte glücklicherweise Luise die Treudienerin betroffen, wie sie den Kopf ins Büfett steckte, um zu schnapsen. Und auf die Abwesende fuhr er los. Ein Schauer von Klagen prasselte, an dem Jenny und Falkenström teilnahmen.

Der Stoff wurde geknetet, gekaut, ausgespuckt und wiedergekäut, schließlich mit Whisky hinuntergespült. Dieser Vormittagswhisky hatte seine gewöhnliche Wirkung.

Die Freundschaft wurde groß. Zachris fühlte sich als geliebter und verehrter Ehemann; seine Augen weinten von selbst, während der Mund lächelte.

»Meine lieben Freunde...« (mit gedehntem ie).

Um noch liebenswürdiger zu werden, machte er sich klein, erzählte einige Mißerfolge, die er gehabt; ließ das Prahlen sein und erwähnte keinen großen Namen, sondern gestand offen, er sei nichts und begehre keinen Ruhm noch Unsterblichkeit. »Er wisse genau, wer er sei.«

Das alles kleidete ihn so gut, daß Jenny ihn beim Schnurrbart zupfte und sagte, er sei jedenfalls ein guter Junge. Falkenström vergaß, daß Zachris ihm eine große Summe Geld abgeschwindelt. Es war so warm im Zimmer; es war so schön, hier am Vormittag frei und beschäftigungslos zu sitzen, während die ganze Menschheit arbeitete. Man fühlte sich als Ausnahmemenschen.

In ihrer Genußsucht wurden sie von einem sichern Instinkt geleitet, gefährlichen Gesprächsstoffen auszuweichen, damit die nicht die Ruhe störten. Man war grundsätzlich einig in allen Fragen. Und da man gemein-

same Feinde besaß, wurden diese vorm Feuer geschlachtet, lebendig geschunden und verbrannt.

Da die Dämmerung des Wintertages drückend wirkte, ließ Jenny die Jalousien herunter und entzündete das elektrische Licht. Das veranlaßte einen neuen Aufschwung und neue Stimmungen. Auch nahm man sich in dieser Beleuchtung besser aus.

»So müßte das Leben immer sein!« rief Jenny. »Warum kann es nicht so sein?«

Ein Unsichtbarer mußte diesen naiven Ausruf der Frau gehört haben, die das Leben zu einem ganzen Fest machen wollte, zu einem Fest ohne Katzenjammer und Kopfschmerzen, denn im selben Augenblick kam Luise und brachte dem Hausherrn einen Brief.

Zachris stand auf, ging in den Salon hinaus und las den Brief, den er zusammenknüllte, wieder ausbreitete, mit dem er raschelte, und den er schließlich in den Papierkorb warf. Er zeigte sich in der Tür des Salons mit blutunterlaufenen Augen und gesträubten Haaren:

»Denkt euch,« brach er los, »denkt euch, diese entsetzliche Hanna Paj ...«

»Sag nichts Böses von Hanna!« unterbrach ihn Jenny.

»Sie sagt Böses!« schrie Zachris. »Und einem Toten sagt sie Böses nach! Wißt ihr, was sie schreibt? Sie schickt mir einen Brief von meinem kürzlich verstorbenen Bruder Anders, den er an sie geschrieben hat, als er böse auf mich war.«

»Nun und?«

»In diesem Brief, sagt er natürlich in zufälligem Zornesausbruch, ich sei kein ehrlicher Kerl. Das kann Anders in Übereilung gesagt haben, und das hat er zurückgenommen, ehe er starb. Aber sie! Mein Andenken an den Toten zu trüben, Feindschaft zwischen Brüdern zu stiften! Das ist eine Freveltat! Nicht wahr?«

Falkenström stimmte sofort ein, denn er haßte Hanna Paj und liebte den Toten nicht; aber er hätte auch der

Gemütlichkeit wegen gerade jetzt, wenn es nötig gewesen wäre, dem Gegenteil zugestimmt, denn die Sache interessierte ihn nicht eine Spur.

Jenny dagegen konnte ihre Sympathie für einen Feind Zachris' nicht verbergen, denn sie fühlte immer eine sichere Stütze, wenn ihr Mann einen Gegner bekam. Sie versuchte also die Sache als ein Mißverständnis hinzustellen.

»Was für ein Mißverständnis?« fauchte Zachris.

»Hanna ist viel zu nett, um es schlimm gemeint zu haben«, wandte Jenny ein.

»Ist die nett? Die mit ihrem Strickbeutel voll Lügen und Klatsch in alle Häuser läuft? Die unter dem Vorwand der Menschenliebe Kranke besucht, die sie vergiftet; die Zwietracht in die Familien säet ... Das ist eine Teufelin!«

»Beruhige dich, Lars Peter ...«

»Wie kann ich mich beruhigen, wenn sie einen Schatten auf meinen toten Bruder, *meinen* Bruder wirft ...«

Es war Zachris' bekannte Eigenschaft, seine Umgebung zu adeln, vor allem seine Familie. Der verstorbene Anders war ein einfacher, gewöhnlicher Sterblicher, jetzt aber mußte er verherrlicht werden: er habe immer sehr viel von ihm gehalten, am meisten weil er den glänzenden Namen Zachrisson trug.

Übrigens war es nicht so arg, besonders da der selige Anders es nie hatte über sich gewinnen können, seines Bruders literarische Arbeiten zu bewundern.

Sobald Zachris fühlte, daß Jenny auf seiten des Feindes stand, zog er sich zurück. Er ging auf sein Giebelzimmer hinauf, um einen donnernden Brief an Hanna zu schreiben, bat aber die Zurückbleibenden, sich nicht stören zu lassen, sondern seine Rückkehr zu erwarten.

Siebentes Kapitel

Jenny und Falkenström blieben sitzen, obwohl die Stimmung gestört war.

»Er muß mich grenzenlos hassen«, sagte Falkenström.

»Mit dem ganzen furchtbaren Haß des Verschuldeten.«

»Ist er mir etwas schuldig?« fragte Falkenström aufs Geratewohl.

Jenny suchte die undeutliche Depesche abzulesen, da sie es aber nicht konnte, gab sie ihr ihre eigene Deutung. Sie stellte sich nämlich immer so, als wisse sie nichts von Zachris' Geldtransaktionen, weil sie nämlich ihren Profit davon bekam.

»Er hat dir ja deine Ideen gestohlen, das weiß die ganze Welt.«

»Meine Ideen kann man nicht stehlen ...«

Nun konnte er ja etwas anderes gestohlen haben, aber davon durfte man nicht sprechen; deshalb machte Jenny eine Gebärde mit dem Mund, die einen neuen Gesprächsstoff, den sie nicht fand, ersetzen sollte.

Es wurde unangenehm still. Beide blickten nach der Decke, um die Rettung zu holen und sie kam von oben.

Oben von der Giebelstube war ein Laut zu hören wie von Holzsägen oder Troßverholen.

»Jetzt schläft der Lump!« rief Jenny aus.

»Schläft er?«

»Ja gewiß!«

»Es klingt wie Todesröcheln oder wie ein Schwein schnarcht. Das ist schauerlich! – Aber das erinnert mich daran – ich war einmal mit einer Frau verheiratet, die schnarchte. Sie wußte es selbst nicht; sie war jung und schön ... Als ich sie freundlich und scherzend aufklärte, faßte sie einen Haß gegen mich. Und sie wagte nicht zu schlafen, sondern versuchte sich nachts wach zu halten. Die Marter der Schlaflosigkeit machte sie noch verrückter ...«

»War sie denn schon vorher verrückt?«

»Ja, natürlich. Jetzt aber wuchs ihr Haß so unsinnig, daß sie mich mordete.«

»Mordete?«

»Ja, meine Ehre und meinen Frieden! Es ist lebensgefährlich, das Geheimnis einer Dame zu entdecken ...«

Jenny wurde in allen Vertiefungen des Gesichts schwarz. Falkenström verstand, daß sie ein Geheimnis haben müsse, und argwöhne, er wisse es. Aber er wußte nichts, und in Gesellschaft suchte er nie zu forschen, zu studieren, sondern gab sich ungezwungen, genoß naiv das Beisammensein, vermied jeden Anstoß. Jetzt aber fühlte er, es war behext: alles was er auch sagte, würde dumm oder verletzend klingen. Darum schüttelte er sich, um zu erwachen; erhob sich, um zu gehen; wurde aber von Jenny zurückgehalten, die mit dem Daumen eine Gebärde nach der Decke machte.

»Ich habe mich oft gefragt, ob er wirklich schläft oder nur so tut... Manchmal möchte ich glauben, er ist Bauchredner und steht auf der Treppe, um zu lauschen, während es klingt, als sei dieses Geräusch oben im Zimmer.«

»Das ist unheimlich! Warum sollte er lauschen?«

»Weil er dir mißtraut! Du bist der einzige, auf den er wirklich eifersüchtig ist. Und weil er ein böses Gewissen hat... Er hat ja geholfen, deine erste Ehe aufzulösen ...«

»Das weiß ich, aber sag mir, hat er nicht auch bei dieser letzten ...«

»Nein«, antwortete Jenny, aber so heftig, daß ihre Lüge zu hören war.

»Dann mag er's haben, wie er's hat«, antwortete Falkenström, als antworte er auf ihre bejahende Antwort und habe ihre Lüge übersetzt.

Vom Hof war Hundegebell zu hören.

»Es kommt Besuch!« schrie Jenny und eilte an die

Jalousie, durch deren Stäbe sie spähte. »Kannst du raten, wer?«

»Hanna Paj, natürlich! Ihre Frechheit kennen wir. Sie kommt, um eine Erklärung abzugeben, eine Art Friedensschluß zustande zu bringen. Währenddessen lockt sie dem Feind seine Waffen und noch mehr ab.«

»Das ist wirklich stark ...«

»In Trauer, wie gewöhnlich! Sie trauert über die Menschheit, weil diese sie nicht versteht ... Rote Nase im blauen Feld. Ein Maul wie ein Suspensorium – ich meine ein Respirator ...«

»Wir wollen sie fangen ...«

»Das tut sie ganz von selbst, besonders wenn sie Portwein getrunken hat ... Erst prahlt sie und schmeichelt; dann beißt sie, und wenn sie gebissen hat, liebkost sie ... Was sie im ersten Satz behauptet, nimmt sie im zweiten zurück, teils um sich nicht von einem Unzufriedenen zu trennen, teils weil der Alkohol das Zungenband schlaff macht ... Gewissermaßen ein offener Magen, der im Kopf sitzt wie beim Krebs ...«

»Du bist schrecklich ...«

Fräulein Paj trat ein, warf sich Jenny an die Brust und bat um Verzeihung, daß sie eindringe.

Falkenström fand, sie bliebe etwas lange an dieser verhältnismäßig jungen Brust, und ihre Küsse seien etwas schwärmerisch. Sie war allerdings dafür bekannt, daß sie weibliche Schönheit bewundere; das kam aber von ihrem entwickelten Schönheitssinn.–

»Ist Lars Peter zu Hause? So, er ruht oder arbeitet oben? Ja, dann wollen wir ihn nicht stören; nein, auf keinen Fall, wir wollen ihn nicht stören; ich muß immer allein sein, wenn ich schreibe, ich muß einsam sein, vollständig einsam; ich verstehe ihn so gut, aber er versteht mich nicht; hätte er meinen letzten Brief verstanden – so, er hat ihn mißverstanden – dann muß ich dir sagen, liebe Jenny – ach, du bist da, Karl Gustav,

ich habe dich nicht gesehen, guten Tag – ja, liebe, gute Jenny, ich will dir nur sagen, meine Absicht war gut, ich liebe Wahrheit und klare Worte; ich wollte, zwischen den beiden Brüdern sollte alles im reinen sein; ich habe sie alle beide gleich lieb gehabt – ja, das kannst du mir glauben, wenn ich es sage – Anders' Lebenswerk war, wie sollen wir sagen, ja du verstehst, was ich meine, es war nicht von so außerordentlicher Bedeutung; nein, danke, ich will nichts trinken; siehst du, Anders war ein ungewöhnlicher Mensch, das leugne ich nicht, besonders in der Frauenfrage war sein Auftreten großartig – ja, es war großartig – aber seine ganze Anlage war auch – hm! – Du hast neue Gardinen, sehe ich – nicht übel – aber, liebes Kind, man muß nicht überschätzen – denn es ist nichts so gefährlich wie mit falschen Werten zu operieren ... Ich glaube, ich lege den Hut ab, es ist schrecklich warm bei euch ... Und Lars Peter hat eine Neigung, er hat eine Neigung – wieviel hast du für das Meter gegeben? ... In-des-sen ... Lars Peter soll mir nicht böse sein, denn wir beide haben so viel gemeinsame Interessen, wir haben zusammen gekämpft, und oft haben wir auch miteinander gestritten ... Jetzt glaube ich, sprechen wir von etwas anderm, ich denke, diese Angelegenheit ist erledigt; ist sie nicht erledigt? – Ja, bitte, du kannst mir jetzt einen Tropfen Portwein geben, nur, ein, Tröpfchen, so – danke! – Aber nicht davon wollte ich sprechen, sondern von dir, liebe Jenny; kannst du mir sagen, würdest du etwas gegen eine kleine Zerstreuung in deinem einförmigen, arbeitsamen Leben haben? Du schleppst dich ja mit dem Haus deines Mannes vom Morgen bis zum Abend, und du hast nie Zeit, an etwas anderes zu denken; möchtest du dich nicht mit einigen Frauen, die Interessen haben, zusammentun, und vormittags in meine Vorlesungen kommen – das wäre eine kleine Ableitung, eine gute Anregung ...«

»Soll ich Kinder und Haus verlassen, von meinem

Mann will ich nicht sprechen ... brach Jenny schließlich ihr notgedrungenes Schweigen. Nein, danke!«

»Warte, warte, du sollst dein Haus nicht vernachlässigen, gewiß nicht, aber du mußt auch an deine Seele denken ...«

»Bist du Pietistin geworden, Hanna?«

»Du mußt mich nicht unterbrechen, denn dann kann ich nicht sprechen. Ich bin nicht Pietistin geworden, ich habe keine andere Religion als die Menschheit, ich verehre nur – die Menschheit ...«

»Das ist auch etwas zum verehren!« unterbrach Falkenström sie schließlich. »Wir wissen doch, was für Schweine wir sind!«

Der Sperrhaken Fräulein Pajs ließ nach, und mit einem Grinsen, das beide Backen rissig machte, ließ sie sich das Zugeständnis entschlüpfen:

»Ja, du magst recht haben, wir sind Fer–kel ...«

Sofort aber sammelte sie alle Schmunzelbänder und Zugleinen des Gesichts, kniff den Mund, der sich zu dem billigenden Grinsen geöffnet hatte, wieder zu und kehrte zur Menschheit zurück.

»Mag sein, mein lieber Karl Gustav, aber ich halte es für meine Pflicht, für die Menschheit zu arbeiten ... Wißt ihr übrigens, daß die liebe Frau T. wegen ihrer Nerven eine Anstalt hat aufsuchen müssen?«

»Potztausend, die auch!«

»Warum regst du dich darüber auf?«

»Weil ihr die Nervosität einer Frau immer zu einer Anklage gegen den Mann macht! Ich weiß, was ihr meint, aber das ist es nicht. Willst du diese Schlußfolgerung anhören und ihre Richtigkeit anerkennen? Empfangen ist doch eine Fähigkeit, die unbegrenzt ist, nicht wahr; man kann empfangen, wieviel man will; aber die Fähigkeit zu geben ist begrenzt, verstehst du?«

Fräulein Paj gähnte und schien ihre nächste Äußerung überzulesen, denn sie antwortete nie auf eine Frage.

»Insatiabilis femina müßte sich immer in Schwanger=

schaft befinden, um nicht nervös zu sein; das will sie aber nicht! Der Arzt sollte ihr ein Kind verordnen, statt Sanatorium und Scheidung.«

»Hört mal,« fuhr Fräulein Paj fort, »findet ihr nicht, diese jungen Frauen, die Stellungen als Stützen der Hausfrau annehmen, werden zu schlecht bezahlt? Sollte man das nicht einmal in die Hand nehmen?«

»Nein! Man nimmt sie aus Barmherzigkeit, weil sie um die Stellung betteln. ‚Wir wollen fürs bloße Essen kommen, wenn wir nur Beschäftigung finden', sagen sie. Und man schränkt sich ein, gibt eine Schlafstube ab und nimmt sie, ohne daß man sie braucht. Warum klagen sie da? Und ist nicht Essen und Wohnung Bezahlung? Du bist ein Schaf, Hanna! Alle Menschen haben es schwer, also die Frauen auch! Da hast du des Pudels Kern!«

»Hör mal, Jenny, aufrichtig gesagt, ich glaube, oben schnarcht jemand; ist das Lars Peter? Das nennt er arbeiten! Wißt ihr, ich muß jetzt gehen; es ist heute dein Geburtstag, Jenny, und ich hätte eine Blume mitbringen sollen – das ist eine schöne Azalie, die hast du von Karl Gustav, er ist immer höflich gegen die Frauen ... ja ja, liebe Freunde, glückauf, viel Vergnügen; während der Müller schläft ... Adieu, liebe Jenny, lebwohl, Karl Gustav! Soll ich die Tür schließen? Nein? Auch gut!«

Sie ging mit einem höhnischen Grinsen.

»Kupplerin«, sagte Falkenström.

»Still!«

Von oben war ein Knirschen zu hören, und ein boshafter Husten.

»Zachris ist erwacht! Jetzt wird er angenehm sein ...«

»Angenehm ist er immer, wie du das Wort verstehst ...«

»Warum verkehrst du mit ihm? Kannst du mir das sagen?«

»Darum: wenn ich mit ihm nicht verkehren will, so

kann ich mit keinem verkehren. Du weißt, er hat eine höllische Art, Menschen zu isolieren: er verbreitet, man wolle einsam sein; dann stiehlt er einem alle Freunde, säet Feindschaft, entzweit und sondert, ganz wie die Paj... Sein ganzer Verkehr besteht nur aus gepreßten Matrosen, die zum Dienst einberufen sind... Übrigens weißt du, daß man deinetwegen kommt...«

Das schmeckte, und da Falkenström einen guten Abgang haben wollte, ehe der besprochene Mann eintrat, nahm er Abschied und ging.

Als Zachris hinunter kam, sah er abschreckend aus: die Nase war eingesunken und lag wie eine eben gesetzte Kartoffel in den Furchen um den Schnurrbart. Im Schlaf schienen alle Bosheiten zu einem Sprengstoff zusammengekocht zu sein. Da er Jenny allein fand, entzündete er ohne weiteres.

»Was ist das für eine verdammte Sitte, ein Kokottensouper im Salon zu decken? Sollen mich die Mägde auslachen? Ich habe ihn eingeladen, weil ich nicht nein sagen konnte, aber ich meinte im Saal. Übrigens bist du zu alt, um noch mit Junggesellen kokettieren zu können. Du bist ja vierunddreißig Jahre alt, wie ich aus deinem eignen Mund gehört habe, und da muß man mit Grazie altern...«

»Bin ich zu alt? Das sollst du mir bezahlen, so teuer, wie du nicht glaubst...«

»Es ist Besuch hier gewesen, ich hörte eine Stimme, wer war es?«

»Hanna war's...«

»Und die empfängst du! Du empfängst meine Feinde in meinem Haus? Das ist schön!«

»Sie wollte dich sprechen; da man dich aber nicht wecken darf...«

Als Antwort schlug er wie gewöhnlich mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser hüpften...

»Bauer!« schalt Jenny, und setzte sich mit dem festen

Entschluß, Hanna Paj aufzusuchen, sich in ihre Vorlesungen einzuschreiben, und so nach und nach die Freiheit zu gewinnen. Heute hatte sie gefühlt, daß die Jugendzeit zu Ende war; aber sie wollte sie wiedergewinnen, sie festhalten.

»Solch einem Mann habe ich meine Jugend geopfert«, fing sie an.

»Ich oder ein anderer, einer mußte es tun; und da du mich wähltest ...«

»Das habe ich nicht getan, aber es ist noch nicht zu spät, noch einmal zu wählen. Ich sehe wohl, du denkst mich wieder zu schwängern, um mich festzuhalten, aber diesmal wirst du dich täuschen!«

»Willst du auch deine Kinder verlassen?«

»Deine Lümmel, mit denen du mich beschwindelt hast! Ich hasse sie, das weißt du, weil sie in Lug und Trug erzeugt sind ... Es sind ja Nichtsnutze, die du fürs Gefängnis erziehst ... Ich verfluche die Stunde, in der ich sie gebar, und die, in der ich dich traf!«

Sie brach in Tränen aus. Zachris, dessen Zorn den Schmerz bisher zurückgehalten, fing gleichfalls an zu weinen. So saßen sie in verschiedenen Ecken des Zimmers und verzweifelten, ohne sich gegenseitig trösten zu können.

Achtes Kapitel

Der Krieg war ausgebrochen. Zachris fiel zuerst Hanna Paj an, und zwar mit einer ganzen Chronik. Sie antwortete damit, daß sie Jenny aus dem Haus zu ihren »Vorlesungen« lockte. Die endeten immer mit Portwein, und Jenny kam gewöhnlich benebelt und mürrisch nach Haus. Oft blieb sie auch den ganzen Tag fort, wenn eine der Damen sie zu Mittag einlud. Die Folge war, daß das Haus herunterkam und die Kinder vernachlässigt wurden.

Der Inhalt dieser Vorlesungen war ein Mixtum compositum aus der letzten Zeitschrift, dem letzten Buch und dem letzten Kneipengeschwätz. Aber ob es nun von der Sixtinischen Madonna, von Japan oder China handelte, oder von der Heimstättenfrage – die Tendenz war immer: Befreiung der Frau aus der Gewalt des Mannes. Oder mit deutlicheren Worten: Absetzung des Mannes und Unterwerfung unter das Weib.

Der Arbeit natürliche und kluge Verteilung zwischen den Geschlechtern wurde unbeachtet gelassen. Die Furien zogen mit einer Lügenfahne auf, deren Devise »Rache am Mann« hieß. Rache am Mann, der die ganze Kultur geschaffen, Ackerbau, Handel, Industrie, Kunst, Wissenschaft; Rache am Mann, der sein Brot mit der Frau geteilt, sie und ihre Kinder beschützt, sie nach Verdienst und oft über Verdienst gepflegt hatte. Eine systematische Rache am Wohltäter.

Wie diese Satanisten-Bewegung eine Partei bilden konnte? Die Zeit war pervers und verehrte die Lüge; die urböse Natur der Frau, die niedergehalten war, wurde losgelassen: Männer ergriffen die Waffen gegen ihr eigenes Geschlecht; meistens von der angeborenen Ehrerbietung vor Mutter und Gattin verleitet; oft irregeführt von dem betörenden Einfluß eines bestimmten Weibes; noch öfter aber aus Rache an einem bestimmten Mann. Es war eine billige Art, ohne Schwert-

streich Ritter zu werden, und es war ein sicherer Weg zur Gunst der Frau.

Aber der Kernpunkt der Frage, der wie ein Ordensgeheimnis behandelt wurde, war die Lehre von der freien Liebe. Nicht so verstanden, daß das Verhältnis zwischen den Geschlechtern unabhängig vom Gesetz sein solle, sondern so, daß der Mann nicht das Recht hatte, Treue von seiner Frau zu verlangen. Der Mann sollte nur der gesetzliche Schutz für die Prostitution seiner Frau sein, und die Trauung sollte das Weib vor der polizeilichen Aufsicht bewahren. Eigentum und Einkommen des Mannes sollten gemeinsam sein, aber Eigentum und Einkommen der Frau sollten ihr allein gehören. Das hieß ja Leibeigenschaft in die Ehe einführen, und zwar unter Oberhoheit der Frau.

Daß zweifelhafte Kinder in die Familien geschmuggelt und unter dem Namen des Vaters standesamtlich eingetragen wurden, gehörte zu den Konsequenzen. Der Mann, der ein solches Kuckuckskind auferzog, ließ sich ja sein ganzes Gefühlsleben verfälschen. Aber was kümmerte solch eine Todsünde das rohe Weib, das nicht die geringsten Begriffe von Recht oder Unrecht hatte!

Diese rohe und dumme Hanna Paj spielte für die Frauen die Kupplerin. Zuweilen riet sie ihnen, sich scheiden zu lassen, wenn sich eine bessere Partie bot; meistens aber gab sie ihnen Winke, ein Verhältnis, eine Liebschaft einzugehen, die sie dann beschützte. Ihre ganze Moral – für die Frau nämlich – war diese: Tue, was dich gelüstet, dann handelst du recht! Fühlst du eine Begierde, so befriedige sie, und du wirst ein wahrer und ganzer Mensch.

Zachris, der sich vor gefährlichen Fragen fürchtete, wich stets der Frauenfrage aus, obwohl seine traurige Vergangenheit ihn in den Kampf gegen die Furien hätte treiben müssen.

Er war nämlich zum erstenmal mit einer kleinen Choristin verheiratet gewesen, deren Nasenflügel ihn gefangen hatten. In dieser Ehe hatte er einen Sohn bekommen, den er bis zur Abgötterei liebte. Nach der Geburt des Kindes aber erklärte die Frau, mehr Kinder wolle sie nicht haben. Damit begann auf einmal ein eheliches Zölibat für den Mann. Er fand es ja hart, für Haus und Gattin zu sorgen, und doch wie ein Unverheirateter leben zu müssen; aber des Kindes und der Frau wegen litt er geduldig, und die Liebe des Sohnes ersetzte ihm das andere.

Als das Kind zwei Jahre alt war, im Engelsalter, traf etwas ganz Unerwartetes ein, das Zachris' Leben vollständig umkehrte. Die Frau wurde schwanger, ohne daß der Mann davon wußte. Da der Ehebruch nicht zu leugnen war, verlangte er Scheidung »wegen Uneinigkeit«; bat aber, sein Kind behalten zu dürfen. Da erhob die Mutter ein Heer von Feinden des Mannes, um das Kind an sich zu reißen. Der Kampf war furchtbar. Als der Vater siegte, fand die Mutter keinen anderen Ausweg, als ihn zu morden. Sie sagte ihm frank und frei, der Knabe sei gar nicht sein Kind.

Zachris glaubte zuerst, es sei das gewöhnliche Manöver, wenn eine Frau ihren Mann morden will. Als sie aber den Vater bei Namen nannte, fand er einen alten Argwohn bestätigt, und er glaubte plötzlich die bekannten Gesichtszüge zu lesen.

Als die Mutter nun mit dem Knaben abzog, hätte dieser Fall erledigt sein können; aber die Gefühle des Vaters ließen sich nicht auf einmal töten, er wurde vielmehr krank davon. Sein ganzes Leben stand auf dem Kopf; er wurde gezwungen, noch zu lieben, was er haßte: sein Gefühlsleben war in der Quelle vergiftet. Er konnte sich nie an das Kind erinnern, ohne sie und ihn, den andern, zusammen zu sehen. Es war eine Höllenpein; und er konnte sich nicht beklagen, denn dann wurde er

lächerlich. Dies, das einzige, was er im Leben heilig ernst genommen hatte, war lächerlich: wie mußte dann das andere sein! Wenn aber die Leute lachten, so weinte er im geheimen; und so sehr, daß er dabei war, blind zu werden. Aber sein inneres Auge sah immer den schrecklichen Anblick: der kleine blonde Engel mit den beiden dunkeln Teufeln.

Schließlich trockneten seine Augen, und er ging aus dem Kampf heraus mit einer so trostlos zynischen Weltanschauung, daß er sie nicht auszusprechen wagte, sondern eine gutmütige Maske vor das Gesicht nahm. Doch die Menschen ahnten ihn und fühlten den Haß und die Verachtung hinter dem Wohlwollen und der Gefälligkeit, die er angenommen hatte.

Dann kam Jenny auf seinen Weg, und ihre Seelen fanden sich gerade in dieser Auffassung des Lebens und der Menschen. Und ihre besten Augenblicke genossen sie, wenn sie nachts von einer Gesellschaft nach Hause kamen und dann noch lange beisammen saßen, um ihre Bekannten zu entkleiden. Da feierten sie einen Hexensabbat! Wenn sie sich auch den Tag nachher so schämten, daß sie sich nicht in die Augen sehen konnten. Und nicht ohne Grund fürchteten und verabscheuten sie sich gegenseitig, wenn sie sich so bloßgestellt hatten. Da sie sich aber im Bösen gefunden, mußten sie Böses zeugen und sich gegenseitig verderben.

Die dreißigjährige Frau, von der Furie Hanna aufgewiegelt, wollte jetzt »das Leben leben«, wie sie es nannte, ehe es verging. Das Zölibat, das sie sich selber auferlegt hatte, rief kleine Schwärmereien für Studenten, Seekadetten und sogar Schulknaben hervor. Alles Junge war ihre Liebhaberei, und sie konnte ihre Gefühle nicht verbergen, sondern war geradezu naiv in ihren Ausbrüchen. Man konnte ihren Blicken folgen, wenn sie in offener Gesellschaft den Linien eines Jünglingskörpers entlang schlichen. Und sie hatte eine schlechte

Gewohnheit angenommen: mit den Nasenflügeln zu wittern, ganz wie weibliche Sodomiten.

Aber Zachris hielt die Augen offen. Er sah, wohin es ging, und nährte nur eine Hoffnung: daß sie stark werden und altern würde. Er wünschte das so lebhaft, daß es fast klang, als bete er zu unbekannten Mächten um ihren Untergang. Als er sah, wie sie insgeheim das Bündchen ihrer Röcke weiter machte, ging er in den Wald, um laut aufzulachen. Er verleitete sie, Punsch zu trinken, und spendierte Wein zum Essen, nur um sie fett zu machen. Es war, als mäste er ein Kalb zum Schlachten.

Als sie aber anfing, auf ihrer Hut zu sein, das Abendessen einstellte und Essig trank, wünschte er sie aus dem Leben.

Als Fräulein Paj das Andenken des Bruders gemordet hatte, glaubte Zachris ihn zum zweitenmal verloren zu haben. Er betrauerte ihn wieder, aber auf eine andere Art. Dieser Bruder, der Freund, der nie versagte, wie schlimm es auch ging; den er auf dem Totenbett auf den Mund geküßt hatte, »ganz als seien sie noch Kinder«: der stand jetzt aus dem Grabe auf und brach mit ihm, verleumdete ihn, nannte ihn unehrlich. Und Zachris konnte sich nicht verteidigen, denn das hieße, den bereits Vergötterten Lügner nennen. Er hatte den Toten zu einer Autorität gemacht, sich in schwierigen Fällen auf seine Worte berufen: jetzt mußte er seinen Namen verschweigen, nie mehr von ihm sprechen, mit einem Wort ihn töten, wie man einen Schuldschein tötet, wenn er abhanden gekommen ist.

Zuweilen jedoch, in einsamen Stunden, während schlafloser Nächte, in seinem jetzigen Junggesellenzimmer, bekam dieses Abenteuer eine andere Bedeutung. Der tote Bruder war aus dem Grab auferstanden und hatte ihn gerichtet. Der Tote hatte mit seinem Bruder gebrochen, den Stab über ihn als unehrlichen Menschen gebrochen. Dann begann er zu reagieren wie unter

einem Wundfieber, wenn eine Kugel heraus soll. Alle Menschen waren jetzt ja unehrlich; der Kampf ums Dasein zwang einen, alle Mittel zu wählen; der Schurke war der Stärkste und herrschte; die Naiven waren die Schwachen und mußten vergehen; man nahm, was sich bot, und wer nicht aufpaßte ...

Gleichwohl: der Bruder hatte aus dem Grabe gesprochen, und der Bruder war eine Autorität, denn Zachris hatte ihn zu einer Autorität gemacht.

Er verstummte, und da er nicht auf den Toten böse werden konnte, wurde er auf Hanna Paj böse und begann einen Rachefeldzug, den sie damit beantwortete, daß sie Jenny aufwiegelte. Dieses Manöver gelang einige Zeit, aber infolge des Herumziehens in Salons, Vorlesungen und Kneipen fing Jenny an abzutakeln. Sie magerte allerdings etwas, alterte aber zu gleicher Zeit, und wurde so nervös, daß sie einen Arzt aufsuchen mußte.

Der verordnete ihr höhere Diät, und um den nächtlichen Schlaf wiederzufinden, mußte sie das Abendessen wieder einführen. Als sie merkte, welch schöne Ruhe auf die Mahlzeiten folgte, ließ sie die ganze Askese sein, alle Gedanken an Jugend und Schönheit fahren, und zog sich vom Verkehr und Café zurück. Im Haus blieb sie sitzen wie in einem Schneckenhaus; aß, trank und schlief; empfing nur den kleinen Kreis von Kilo, Falkenström und noch einigen Bewunderern.

Nur zuweilen, wenn sie sah, wie furchtbar ihre Beleibtheit zunahm, weinte sie vor Wut, und fuhr auf Zachris los, der ihre Jugend geplündert habe.

»Nun sitzest du da und weidest dich an deinem Werk, Elender! Jetzt hast du mich gefangen, glaubst du.«

Und in ihrer Raserei griff sie zum Glas, den ganzen Tag über. Ihre Freundlichkeit gegen die Herren, die ihr früher den Hof machten, nahm einen noch herzlicheren Charakter an, der schwesterlich sein sollte. Sie begrüßte

sie in Zachris' Gegenwart durch Umarmungen und Küsse, erst auf die Backe, dann auf den Mund.

Zachris ging im Zimmer umher, eine Fünfzehnpfennigzigarre im Mundwinkel, die Hände in den Hosentaschen, und weidete sich in der Tat an seinem Sieg, den er durch Geduld gewonnen hatte. Manchmal konnte er ja trauern, daß die Schönheit verging, tröstete sich aber sofort damit, daß sie jetzt beide gleich häßlich waren, also nichts vor einander voraus hatten.

Das Zerstörungswerk ging schnell, denn nach einem Jahr war diese feine französische luftige Jenny eine Matrone mit kupferrotem Gesicht. Damit nicht genug, der ganze Typus war ein niedriger geworden; deklassiert konnte man ihn nennen, denn die künstlerische Dame sah jetzt aus wie eine Frau aus dem Volk, von der Straße, aus der Kneipe. Der Glanz ihrer Augen war fort, das Haar ergraut, und ihre schöne Stimme erklang wie die der Drossel; die Sprache wurde gemeiner, die Gebärden schamloser. Und da sie mit dem Weinen aufgehört hatte, wurde sie direkt zynisch.

Zachris freute sich und litt. Jetzt wünschte er sie aus dem Leben. Die Leiche hatte er schon, aber sie mußte auch beerdigt werden und nicht im Haus herumliegen.

Die Herren, die ihr früher den Hof gemacht, blieben jetzt aus, trotzdem sie nun eingeladen wurden, während sie früher in der großen Zeit einfach zur Dienstleistung gerufen waren. Der getreue fromme Kilo konnte es nicht mit ansehen, wie die einzige Liebe seiner Jugend in den Schlamm sank, sondern zog sich trauernd zurück.

Schließlich saßen die beiden Gatten allein. Von der Isolierung zusammengepeitscht, mußten sie miteinander fürlieb nehmen. Beim Whisky schütteten sie sich gegenseitig über die Erbärmlichkeit der früheren Freunde das Herz aus. Dann führten sie kleine Szenen auf, um einander zu schmeicheln:

»Du bist doch der Beste, du Zachris.«

»Geliebte!« antwortete er mit einem Tonfall aus der Verlobungszeit.

Und dann tauchten sie in die Vergangenheit hinab, spielten Verliebte; und sie mußte ihm Lieder vorsingen, die sie damals gesungen hatte.

Dann holte er Champagner, steckte die Kandelaber an, las ihr alte Gedichte vor, kniete vor ihr nieder und küßte ihr den Fuß.

Dieses Spiel konnte aber nicht jeden Abend gegeben werden, sondern manchmal wurde zu den Karten gegriffen. Dann sprachen sie eine andere Sprache, und ein heftiger Zank konnte ausbrechen, der von Ohrfeigen begleitet wurde. Nach einem solchen Streit weinten sie beide, verließen aber nicht das Zimmer, sondern blieben sitzen, ein jeder auf seinem Stuhl in seiner Prangerecke.

»Es ist schade um uns«, wimmerte er einmal nach einem solchen Sturm.

Zachris war jetzt bei ihrem Bücherabschluß von der Seite des Gläubigers zu der des Schuldners hinübergeglitten, und er war aus dem Schlaf des Liebesrausches erwacht. Er hatte eine Verteidigungsart gefunden: Posten gegen Posten aufzuheben. Wenn Jenny also mit ihrer Jugend kam, die er geplündert haben sollte, antwortete er jetzt:

»Deine Jugend? Du warst ja nicht jung! Also war keine Jugend zu plündern! Aber du hast mein Talent ruiniert, mir Ehre und Ansehen geraubt ...«

Dann antwortete Jenny: er habe überhaupt kein Talent, und er sei immer ehrlos gewesen.

Stundenlang konnten sie so sitzen und sich gegenseitig stäupen, bis sie gegen Morgen auf die Betten fielen, ohne sich zu entkleiden.

Die Knaben wohnten oft solchen Szenen bei und waren so an das Elend gewöhnt und von Natur so gefühllos, daß sie es übersahen oder verhöhnten. Manchmal

nahmen sie Partei oder wurden bestochen. Wurden auf Raubzüge in bekannte Familien geschickt, bei denen sie sich wie Gentlemen benahmen, sich im Sofa räkelten, prahlten und vor allem von Szenen aus ihrem Elternhaus klatschten, bis sie schließlich hinausgeworfen wurden. Wenn sie dann nach Haus kamen und der Mutter erzählten, was die Freunde der Familie gesagt hatten, dann schaute die arme Jenny die Kehrseiten der Mutterfreude. Dann empfand sie, was es heißt, für andere leiden.

Die Jungen waren zu Jagdhunden erzogen, und jetzt hetzten sie ihre Eltern. Wenn der Vater in einem Witzblatt abgebildet war, wurde es sofort von den Jungen gekauft und nach Haus gebracht, um den »Alten zu foppen«! Wurde der Vater in boshafter Weise kritisiert, so wurde die Kritik von seinen Söhnen vorgelesen. Alles Böse, was sie außer dem Haus hörten, trugen sie heim.

Wenn die Mutter an die Zukunft der Jungen dachte, die nichts lernen und nichts werden wollten, so entsetzte sie sich. Und da ihr der Mut fehlte, dieser Zukunft, die sie am meisten von allem fürchtete, zu begegnen, so begann sie sich den Tod zu wünschen. Sie konnte sich ja ausrechnen, wie ihre Jungen herunterkommen, wie sie einmal als Hafenarbeiter oder noch Schlimmeres enden würden; diese Sportsaffen, die schon in die Kneipe gingen und nach Mädchen schnupperten.

Als sie klein waren, hatte sie die Kinder als Schmuckstücke benutzt, um sich mit ihnen zu schmücken; hatte sie als Illustrationen zur Ehre der Mutterschaft gebraucht. Jetzt sollten sie ihr Schande machen! Sie konnten keine Aufgabe lernen, waren störrisch und hochmütig, und mußten mehrere Male die Schule wechseln. Statt nun die Studien abzubrechen und sie ins praktische Leben hinaus zu bringen, erfanden die Eltern Notlügen, um den Hochmut zu retten. Sie sollten eine schwache Brust haben.

Als die Jungen diese Ausflucht entdeckten, schwänzten sie die Schule das ganze Jahr hindurch. Dann mußte sie Jenny im Haus haben. Wenn sie das nicht mehr aushalten konnte, schloß sie sich auf einem Giebelzimmer ein. Dort trank und schlief sie.

Abends aber, wenn die Jungen zu Bett gegangen waren, dann wollte sie ein Fest haben; dann mußte Zachris Orgien komponieren.

Als er seine Erfindungen erschöpft hatte, kam ihm ein Zufall zu Hilfe. Er hatte gegen eine Zahnfistel Morphium bekommen und damit eine Freudenquelle entdeckt, die über die Göttergabe des Weins ging. Er teilte die Entdeckung seiner Stubenkameradin mit, und als die Frau die Frucht gekostet hatte, wurde sie ihr unentbehrlich.

So ging es abwärts. Zachris, der von Natur ein pathologischer Lügner war, begann jetzt »zu lügen wie ein Morphinist«; das heißt, alles, was vorteilhaft war, war auch wahr. Er log zu seinem Vorteil, log sich von einer Last frei; log, um sich zu rächen.

Aber das Morphium brachte sie auch aus dem Gleichgewicht, indem es alle Grenzen aufhob, welche die Natur dem Erlaubten abgesteckt hatte. Die erste Ehe Zachris', die bisher in der Vergessenheit begraben gewesen, wurde jetzt von Jenny wieder ausgegraben; eine perverse Neugier trieb sie dazu. Sie kam so oft auf das Thema zurück, wollte wissen, wie es war; verlangte Einzelheiten, die sie dann aufregten, aber auf eine besondere Art.

Wenn er dann sah, welchen Eindruck es auf Jenny machte, fand er ein Vergnügen daran, wieder auf das Thema zurückzukommen. Die wilde Sinnlichkeit, die von ihrem Gesicht leuchtete, feuerte ihn an und lockte das Tier hervor.

Immer kam Jenny auf die »Erste« zurück, und Zachris war jetzt so tief gesunken, daß er in deutlichen Worten

die Vision schilderte, die ihn während der ersten Zeit nach der Scheidung verfolgt hatte ...

Die Gatten schlossen sich meistens auf einer Giebelstube ein, seitdem sie alle menschlichen Interessen verloren hatten. Sie lebten jetzt wie die Affen in einem Käfig.

Neuntes Kapitel

An einem Novembermorgen um neun Uhr saß Falkenström in der verstecktesten Allee des Stockholmer Stadtparkes »Hopfengarten« auf einer Bank. Hinter ihm standen einige schwarze Fichten, schwärzer als gewöhnlich unter dem schweren Winterhimmel.

Alle Gesichtszüge des Mannes waren gleichsam ausgelöscht. Die Schneereflexe von unten verwandelten sein Gesicht in einen einzigen weißen Fleck mit einigen Vertiefungen. Er war nicht rasiert und nicht gewaschen, hatte versäumt, die Farbe des Haars zu erneuern, so daß die Schläfen weiß glänzten; die Stiefel waren nicht gebürstet, und die Kleider kraus – alles Zeichen, daß er außer dem Hause in Kleidern geschlafen hatte.

Er starrte stumpf vor sich hin, in Schmerz und Verzweiflung.

Es begann zu schneien, dichte, wollige Flocken, die herabschwebten und sich zusammenballten. Er merkte es nicht, sondern blieb sitzen, unempfindlich gegen Kälte und Feuchtigkeit.

Als er schließlich erwachte, war er so eingeschneit, daß er die Füße aus einer Schneewehe ziehen mußte; dabei stürzte der Schnee von Hut und Rock, wie von einem Dach in der Mittagssonne. Er erhob sich, um zu gehen, aber von Unentschlossenheit gelähmt, drehte er sich nach allen Himmelsstrichen herum, und dann setzte er sich wieder.

Er wußte wirklich nicht, wohin er gehen sollte, denn er hatte nirgendswohin zu gehen, besaß kein Ziel, kein Interesse am Leben, das ihn in Bewegung setzen konnte.

Der Schnee fiel immer fort, und er ließ sich einschneien, jetzt mit einem bewußten Genuß. Er wurde in etwas Reines, Weißes eingegraben, er und seine Erinnerungen; er wurde unsichtbar für alle Vorbeigehenden, deren jedoch nicht viele waren.

Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter: »Was? Bist du das, Falkenström?«

Er sah auf und erkannte Smartman.

»Warum sitzt du hier? Nun, das kann ich mir denken! Jetzt aber wirst du mit mir kommen! Erst wollen wir baden, dann wollen wir sprechen, dann wollen wir handeln, und schließlich wollen wir Frühstück essen.«

Das war die Art des praktischen Smartman. Er konnte das Leben beim Schopf fassen und die Welträtsel andern überlassen; er liebte schwierige Fälle, um seine Kräfte zu erproben. Aber eine natürliche Gutmütigkeit führte ihn auch den Weg der Barmherzigkeit; und diese Dichter, die mit dem Leben nicht fertig werden konnten, nahm er unter seinen besonderen Schutz, nicht zuletzt jedoch aus einer Lust am Beschützen.

Falkenström folgte ihm wie die Wagen der Lokomotive. Nachdem sie einen Schlitten genommen, fuhren sie in einen entfernten Stadtteil, in dem sich eine nicht sehr besuchte Badeanstalt befand.

Aber Smartman hatte eine unglaubliche Fähigkeit, Wohltätigkeit und eigene Interessen zu verbinden. Ohne Blutsauger zu sein, konnte er Menschen, auch die geringsten, zu seinem Vorteil benutzen, und gleichzeitig zu ihrem eignen. Auf dem Weg stieg er dreimal aus dem Schlitten, teils um zu telephonieren, teils um jemanden aufzusuchen. Doch brauchte er nur zwei Minuten jedesmal.

Als sie vor der Badeanstalt, die in einem Garten lag, hielten, trafen sie einen Herrn und eine Dame. Smartman kehrte ihnen den Rücken und sagte, als die beiden vorüber gegangen waren, zu Falkenström:

»So früh am Morgen! Das ist orginell!«

»War das nicht Frau X.?« fragte Falkenström einfach.

»Jawohl, aber es war nicht Herr X.«

»Was tun sie hier?«

»Baden natürlich, in einer Doppelzelle. Aber das geht uns nichts an. Komm!«

Nach einem Bad im kalten Bassin fand Falkenström

in seiner Zelle ein reines Hemd, Kragen, Manschetten und Taschentuch. Auf dem Tisch stand eine Flasche Marienbader, ein Glas eiskalte Milch und lag ein Apfel.

Smartman kam und verordnete wie ein Arzt. Dann führte er den Patienten in die Rasierstube, und ging während der Zeit nach dem Fernsprecher. Als er wieder kam, war Falkenström ein anderer Mensch; und unten stand ein geschlossener Schlitten.

»Jetzt lehnst du dich hier in die Ecke,« sagte Smartman. Du sollst nicht sprechen, sondern einnicken; versuch an nichts zu denken. Und wenn du auch nicht gerade schläfst, so bist du doch in wenigen Minuten wieder hergestellt. Das ist meine Kur, die habe ich erfunden. – So! Jetzt lese ich einige Briefe und sage nicht ein Wort zu dir.«

Nach fünfzehn Minuten hielt der Schlitten unten in der Stadt vor einem sauberen Haus in einer Gasse.

»Wo sind wir?« fragte Falkenström, der nach einem langen nächtlichen Schlaf zu erwachen glaubte.

»Wir sind bei mir.«

Smartman hatte mehrere Wohnungen, nicht etwa zu irgendwelchen gefährlichen Zwecken, sondern wegen seiner weitläufigen Geschäfte, die er nicht durcheinander-bringen durfte.

Eine Treppe hoch war ein kleines einfaches Zimmer, mit Schreibtisch, Briefgestell, Fernsprecher, Waschtisch und Sofa. Hierher zog er sich zurück, um über seine Pläne nachzusinnen, auszuruhen und Privatbesuche zu empfangen, aber nur erbetene.

»Jetzt bist du wieder hergestellt?« begann er.

»Vollkommen! Ich glaube eine ganze Nacht geschlafen zu haben, und ich habe auch geträumt . . .«

»Also zur Sache! – Deine Scheidung hat angefangen.«

»Ja!«

»Was ist nun geschehen?«

»Dies ist geschehen. Ein höllischer Zufall ließ mich

wissen, daß die ‚Dame' zugereist ist und sich im Haus meiner Kinder niedergelassen hat.«

»Gut. Sie muß fort. Woher kam sie?«

»Von Berlin!«

»Berlin? War sie allein?«

»Nein, sie brachte eine bekannte Tribade aus der Hopfenblüte mit.«

»Hallo! Jetzt hast du einmal Glück! Welch ein Glück!«

»Nennst du das Glück?«

»Warte! Ich war gestern abend im Hotel Rydberg. Dort erzählte der Wirt von zwei sonderbaren Damen, die sich auf ihrem Zimmer betranken und sich so benahmen, daß sie hinausgejagt wurden ... Paß auf, jetzt telephoniere ich.«

Das Telephon arbeitete.

»Wie hieß doch die Dame? ... Ja, das stimmt! Ja! ... Danke! Das war alles! Danke!«

Dann zu Falkenström:

»Jetzt gehen wir zu Lügenroth. Er ist nicht beliebt, verstehst du, aber er ist gefürchtet; und er hat feine Verbindungen, bis oben hinauf. Prozessieren wollen wir natürlich nicht der Kinder und der Frau wegen, aber wir wollen uns auf einen Punkt konzentrieren: die Dame aus dem Haus entfernen. Laß uns zu Lügenroth gehen.«

Falkenström hatte Bedenken:

»Lügenroth glaubt nicht, was ich sage, weil ich Dichter bin, und weil er – Lügner ist, ein negativer Lügner. Er sagt allerdings nicht immer, was unwahr ist; er leugnet aber eine Tatsache frech, wenn sie ihm unangenehm ist.«

»In diesem Fall glaubt er vielleicht nicht, was du sagst, aber er hat drei vollgültige Zeugen; und er hat Interesse daran, dir zu helfen. Ja, er will dich gewinnen, dich anwerben ...«

»Was will er mit mir?«

»Du bist jemand! Ein Talent ist eine mehr oder weniger große Macht, das glaubst du nicht ...«

»Ich?«

»Ja, hast du nicht gesehen, wie Lügenroth dich durch Zachris zu erobern gesucht hat? Er liebt Zachris aus unbekannten Gründen, vielleicht weil ihre Seelen verwandt sind; aber er haßt dich, und darum sollst du unter Zachris geduckt werden. Darum hat er dir immer Bewunderung für Zachris abzwingen, Zachris auf deine Kosten erhöhen wollen. Hast du nicht gemerkt, daß in der Zeitung Zachris' Name nie vorkommt, ohne daß dein Name dabei genannt wird. Und als Lügenroth dir damals das Stipendium verschaffte, gab er Zachris ein Drittel ab ...«

»So ist das gewesen? Ich fand, das Geld hielt so wenig vor ...«

»Ja, so war es! Und Lügenroth sagt immer, du seiest neidisch auf Zachris.«

»Was hat Zachris, das ich beneiden sollte.«

»Lügenroth meint es. Weil er selber klein ist, liebt er die Kleinen; vor allem aber liebt er seine Zeitung: das ist sein Glaube und sein Heer. Du hast dich nicht beugen wollen, darum will er dich niederbrechen, unter den Untersten bringen.«

»Das zu hören ist mir interessant! Ich habe immer das Gefühl gehabt, als wollte Lügenroth mich, bildlich gesprochen, schänden durch Zachris. Darum bin ich geflohen. Soll ich jetzt gezwungen werden, zu ihm zu gehen?«

»Denk an deine Kinder!«

»Ja, ich denke an sie, nur an sie!«

»Dann gehen wir!«

Sie gingen.

»Aber,« fing Smartman wieder an, »du mußt eine halbe Stunde auf eigne Hand verbringen, während ich die Sache vorbereite. Geh hier spazieren, in der Stadt

zwischen den Brücken; aber geh nicht in eine Kneipe, verstehst du?«

»Sei ganz beruhigt!«

So trennten sie sich.

Falkenström ging durch die Gäßchen und kam nach der Deutschen Kirche; sah sich die alten Portale an und vergaß die Gegenwart, also auch seine Sorgen. Er schlenderte durch alte enge Gassen, sah in Schaufenster, las Jahreszahlen; erinnerte sich, wie er in seiner Jugend Korrekturen von diesen kleinen Druckereien, die hier noch waren, geholt hatte. Wurde von historischen Erinnerungen gefesselt: Göran Persson, Erich XIV., Christian der Tyrann ... Der Großmarkt und die Großkirche löschten die Gegenwart vollständig aus, und er wanderte beinahe fröhlich die Höhe der Großkirche hinunter, auf den gemütlichen Gustav Wasa und das helle Ritterhaus zu.

Von einem Schaufenster gelockt, bog er in eine Querstraße ein, wo ein großer geschlossener Wagen stand. Zwischen diesem und der Wand eingeklemmt, begann er ein Haus zu mustern, das ziemlich alt aussah. Ein großes Schild ragte von der gegenüberliegenden Ecke aus und die Zeichen eines Böttchers verdeckten einige Fenster dieses Hauses, das sich seine Aufmerksamkeit zuzog. Aber gerade diese Fenster wollte er sehen, mußte er sehen, ohne zu wissen, warum. Er ging einige Schritte weiter, und jetzt – hinter dem Pelzkragen des Kutschers – wer stand dort an dem einen Fenster, das Gesicht gegen die Scheiben gedrückt – seine beiden Kinder.

Sie befühlten die Glasscheiben mit den Fingern, als wollten sie hinaus, kleinen Vögeln gleich, die eingeschlossen sind, flattern und sich an dem durchsichtigen Unbekannten stoßen.

Ein Zittern überlief seinen ganzen Körper, und er verbarg sich hinter dem Wagen, um die Kinder mit einem Wiedersehen zu verschonen.

Wie er sich aber bewegte, bekam er das andere Fenster zu sehen. Und dort stand – das Schrecklichste in Menschengestalt, das er je gesehen hatte. Mit rotem Haar, geschwollenen Augen und einem wie mit einem Rasiermesser geschnittenen Mund; mit Lippen, die immer blutig aussahen und ihm die Vorstellung gaben, als sauge sie Blut. Dieses Weib hatte ihm einmal ihre Liebe für ihn gestanden; als er sie zurückwies, hatte sie ihren Haß auf ihn geworfen und ihre perverse Liebe auf seine Frau. Darauf hatten die beiden Blutsauger einen Krieg gegen ihn eröffnet, und der Vampyr hatte ihn von seinen Kindern getrennt.

Wie er jetzt dieses abscheuliche Gesicht mit der grünweißen Farbe eines Ertrunkenen sah und daran dachte, daß sie, das Ungeheuer, sich im selben Zimmer wie seine Kinder befand, die er nicht sehen durfte; als er an die Gefahr dachte, der die Kinder ausgesetzt waren – ging er ganz ruhig über die Straße, in dem festen Entschluß, sie mit seinem Stock zum Krüppel zu schlagen, um die Sache vor Gericht zu bringen und sie dadurch von seinen Kindern zu entfernen; auch auf die Gefahr, einige Monate Gefängnis zu bekommen.

In wenigen Schritten eilte er die Treppe hinauf, trat ein, ohne zu klopfen.

Der Vampyr, der ihn gesehen hatte und glaubte, er wolle die Kinder holen, schloß die Tür zum Zimmer der Kinder und stellte sich mit einer theatralischen Gebärde davor. Im nächsten Augenblick hatte sie ein rotes, blutiges Kreuzzeichen in ihrem Gesicht. Der Stock, ein spanisches Rohr, hatte sie zweimal schräg über die Nase getroffen, vom Auge zum Kiefer.

Der Aufschrei der Dame tat seiner Seele wohl, denn es war eine Überraschung seines endlosen Schmerzes, eine Befreiung von eigenem Leiden, das er auf einen andern übertrug. Als er aber die Kinder auf der andern Seite der Tür schreien hörte, floh er wie ein Mörder.

Unten auf der Straße wurde er ganz ruhig, erinnerte sich an Lügenroth und ging gerades Wegs nach der Redaktion, etwas weiß im Gesicht, aber mit festen Schritten.

In der Redaktion wurde er von Smartman empfangen, der zweideutig aussah.

»Es ist Staub in die Milch gekommen«, sagte er.

»Wieso?«

»Du wirst schon hören!«

Lügenroth war, wider Erwarten, hochmütig, verschlossen, gleichgültig.

»Setz dich«, begann er und markierte ein absichtliches Gähnen.

Falkenström setzte sich.

»Smartman hat mir vor einigen Tagen schon 'ne Sache vorgetragen ... und ich habe bereits Schritte getan ... mit den Behörden gesprochen, natürlich ganz privat. Man war nicht abgeneigt, deinen Kindern zu helfen ... dachte sogar zu außergerichtlichen Maßregeln zu greifen ... Wir sind dabei stehen geblieben, daß du die Kinder entführen sollst, weit weg mit ihnen reist ... Die Behörden haben versprochen, keine Schritte zu tun, um die Kinder wieder zur Mutter zurückzubringen ... Warte! – Das alles unter der Voraussetzung, daß deine Angaben wahr sind, daß keine anderen Gründe als Sorge für die Kinder deine Handlungen leiten ... Warte! – Seitdem ist etwas Neues eingetroffen: deine Frau ist hier gewesen.«

»Nun, und?«

»Ja, sie hat glaubhaft zu machen versucht, daß du in die Dame verliebt warst; als diese dich abwies, habest du dich aus Eifersucht an ihr rächen wollen.«

»Was glaubst du denn?«

»Ja, was soll man glauben?«

»Das heißt, du glaubst die Lüge. So verhält sich die Sache, auf Ehre und Gewissen, beim Leben meiner Kin-

der; wenn ich an Gott glaubte, würde ich bei seinem heiligen Namen schwören: Meine Frau war die erste, die mir die Gefühle dieser Dame gegen mich verriet; von diesen Gefühlen fühlte ich mich besudelt. Meine Frau und ich lächelten zusammen über die Torheit. Die Folge war, daß die Dame ihre Gefühle von mir auf meine Frau übertrug – und jetzt wurden sie beantwortet. Da hast du die ganze Sache!«

»Hast du Zeugen?«

»Ja, ich hatte sie gestern, aber du weißt, wie es einem mit Zeugen geht: wenn sie herangezogen werden, haben sie nichts zu bezeugen oder wollen nicht ...«

»Ja, dann können wir nichts tun.«

»Dann gehe ich selber zu den Behörden.«

»Tu das nicht. Sie ist schon dagewesen!«

»Nun und?«

»Ja, er fand sie scharmant und ...«

»Dann erschieße ich die Dame!«

»Tu das! Aber das tust du nicht.«

Falkenström stand auf, raufte sich das Haar und lästerte:

»Daß die Diebe einen eigenen Gott haben, habe ich gelesen; jetzt aber glaube ich, die Tribaden haben auch einen!«

Damit ging er.

Im Vorzimmer saß Professor Stenkohl und las das Reichshandbuch, während er auf Vorlaß wartete.

»Nein, sieh da ...«

Er war scheinbar (nicht sichtbar) erfreut, Falkenström wieder zu sehen, und fragte, wohin er wolle.

»Ich will zur Polizei!« antwortete Falkenström, der sich für den Augenblick in einer naiven Stimmung befand.

Beim Wort »Polizei« gerannen Stenkohls leicht fließende Gefühle; er rollte in sich zusammen, wie eine feuchte Aalhaut vorm Feuer.

Das reizte Falkenström und er beschloß, ihn wieder aufzurollen.

»Du kennst sicher Fräulein X?«

»Ja, ich bin mit ihr verwandt.«

»So? Dann – kannst du vielleicht ihre Familie veranlassen, sie zurückzurufen ...«

»Warum sollte ich das?«

»Kannst du das nicht erraten? Du weißt doch, daß sie eine Tribade ist!«

»Nein, das weiß ich nicht ...«

»Aber ich weiß es, und das ist mir genug, um sie aus dem Haus meiner Kinder entfernen zu wollen! Vor mir brauche ich dein Zeugnis nicht ...«

Stenkohl witterte Unrat:

»Hör mal, geh ja nicht zum äußersten ... Folg meinem Rat, such Hanna Paj auf; die bringt die Sache in gutem fertig.«

Das sagte er mit einer Glaubhaftigkeit im Ton, daß Falkenström in seine Naivität zurückfiel, mit einem Handschlag dankte und hinausging, um mit Smartman zu sprechen.

Smartman schrieb einen Artikel; er blickte auf und fragte zerstreut:

»Um was handelt es sich doch?«

»Um – meine Kinder.«

»Ich habe keine Zeit mehr!«

Das große Herz war zusammengeschrumpft, hatte die ganze Geschichte vergessen. Aber Falkenström verstand nicht:

»Was war denn Lügenroth heute?«

Er war deiner Sprünge müde ... und übrigens freute er sich, dich auf der Redaktion zu sehen, deren Besuch du verschworen hattest.

Falkenström verstand jetzt, aber er wollte ihm einen Rat abringen, ehe er ging:

»Meinst du, ich soll zu Hanna Paj gehen?«

»Ich verachte Hanna Paj; geh, wohin du willst!«

»Wollten wir nicht zusammen Frühstück essen?«

»Frühstück? Das habe ich gegessen, während du gebadet hast!«

»Aber du hast mir versprochen, mich zu den Behörden zu begleiten.«

»Ich? Dann war ich wohl betrunken! Adieu, geh, ich muß schreiben. Einen Rat sollst du haben: laß die Sache sein! Denn ‚diese Herren' triffst du in allen Gesellschaftsschichten, auch wo du's nicht glaubst. Sie bilden einen Freimaurerorden und sind Kosmopoliten. Sie sind in der ganzen Welt zu Hause, kennen sich alle gegenseitig, haben Klubs in Paris, London, Berlin und Wien. Rühr sie nicht an, denn dann wirst du boykottiert! Wie du einen erkennen sollst? Ja, wenn du in einer Gesellschaft mit dem Thema beginnst und deine Mißbilligung ausdrückst, antwortet der Betroffene gleich mit dem Artikel ‚Minderjährige Mädchen'. Das heißt, wer ihnen zu nahe kommt, den beschuldigen sie immer des Vergehens gegen Minderjährige. Sie haben auch dich beschuldigt, obwohl sie eine erwachsene Magd war, die schon mit den Knechten zu tun gehabt hatte. – Übrigens, Hanna Paj magst du meinetwegen aufsuchen; sie liebt es, jemanden zu beschützen, und kann sie dich mit einem Dienst binden, so tut sie es, um zu binden ...«

Die Audienz war aus, und Falkenström griff nach dem letzten Strohhalm – Hanna Paj.

Zehntes Kapitel

Mit etwas zögernden Schritten ging Falkenström durch die Straßen, um Hanna Paj aufzusuchen. Er hatte heute gesehen, wie unbeständig alles war. Nichts hielt, was es versprach: Liebe und Haß, Kummer und Freude, Leidenschaften und Interessen, alles war morsch und glitt einem aus den Fingern.

Wie er die Möglichkeiten, Fräulein Paj zu gewinnen, überlegte, rechnete er am meisten mit ihrem Haß gegen Zachris. Sie war ja dabei, Truppen gegen ihn zu sammeln, ihn zu isolieren und ihn klein zu kriegen. Falkenström war eine gute Karte, sie brauchte ihn also augenblicklich. Bei der nächsten Frontveränderung würde sie ihn natürlich fallen lassen, das wußte er.

Diese »Galeerensklaven des Ehrgeizes«, die um angebliche Kronen und Szepter spielten, spielten die Partie, wie man eine Partie Whist spielt: zwei und zwei jetzt, aber beim nächsten Mal tauscht man die Plätze und muß jetzt der Freund des Gegenspielers sein. Eben Freunde, jetzt Feinde, und dann wieder Freunde! Und die Kriegführung war auch nicht die nobelste; alle Mittel waren erlaubt, vorsätzliche Lügen, gebrochene Versprechen, gefälschte Briefe, treulose Freundschaftsversicherungen.

Falkenström klingelte und wurde eingelassen. Wie alle, die Beredsamkeit üben, sprach Fräulein Paj sehr gern, und über jeden beliebigen Stoff. Sie hatte richtige Sprechstunde und hielt Klinik ab: da durfte jeder von seinen intimsten Geheimnissen sprechen, die Hanna dann für ihre Zwecke benutzte. Und dadurch, daß sie aller Geheimnisse besaß, schien sie beinahe allwissend zu sein, konnte mit einer Andeutung Gatten trennen, Freunde mit einem Wort auseinanderbringen; selber aber immer ein Heer auf den Beinen halten, das bei Bedarf einen Artikel über sie in die Zeitungen brachte.

Sie wußte beinahe, was Falkenström wollte, hatte

sich aber noch nicht entschieden, welche Partei sie nehmen solle.

»Setz dich, lieber Karl Gustav, wir haben uns zuletzt bei Zachris getroffen. Ja, das ist ja ein kleiner Bruch, aber wir wissen nicht die Ursache; auch in dieser Ehe gibt es ein Geheimnis, wie in allen andern, und – das – kennt – ihr – nicht!«

Um sie nicht gleich zu verletzen, wollte Falkenström nicht sagen, daß er die Geheimnisse beider Gatten kannte, sondern versuchte unwissend auszusehen.

»Übrigens«, fuhr Hanna fort, »ist ihre Ehe doch recht glücklich. Zachris ist kein schöner Mann, und Jenny ist etwas betagt, aber Sympathie ist da, und das ist die Hauptsache. – Was wolltest du von mir? Ja, ich weiß es schon: jene Dame entfernen. Du bist auf eine Frau eifersüchtig; das ist sehr originell.«

Und sie lachte wie eine Furie. Als sie aber sah, wie Falkenströms Gesicht vor Verdruß über diesen Zynismus sich verfinsterte, schlug sie sofort um, streichelte ihm den Arm und sagte in teilnehmendem Ton:

»Armer Freund, du hast es nicht leicht, und du liebst deine Kinder. Aber ich will dich beruhigen, die Kinder leiden nicht Not: ich habe gesehen, sie sind gut gekleidet und rein gewaschen, und sie sollen in der Schule fleißig sein.«

»Ja,« antwortete Falkenström, »das weiß ich auch, aber es handelt sich nicht um Kleider und Nahrung, sondern um die Gefahr für ihre Person, wenn ein perverses Weib mit ihrer Mutter zusammenwohnt. Ja, sie ist pervers, ich habe von ihr Liebesbriefe an meine Frau gelesen, und meine Frau hat mir erklärt, daß sie die Dame liebe. Übrigens weißt du, daß meine Frau die Frauen unserer Freunde angetastet hat . . .«

»Hör mal,« parierte Hanna, die offne Sprache nicht mochte, sondern ‚das Feine liebte', »wie alt ist die Dame?«

»Zweiundzwanzig Jahre.«

»Sieht sie gut aus?«

»In meinen Augen ist sie so entsetzlich, daß ich nur Mitleid mit ihr haben kann...«

»So, so... Hör mal, man hat mir gesagt, du seist brutal...«

»Ja, gegen alle hinterlistigen Menschen! Ich nehme den Giftbecher nicht hin, ohne zu spucken, und Schlangen trete ich auf den Kopf. Wer mir ins Gesicht lügt, den schlage ich...«

»Das solltest du nicht tun.«

»Hör mal, meine Fehler kennen wir, und die haben wir jetzt nicht zu berichtigen, sondern wir wollten zwei Kinder aus dem Elend retten; die verdienen Mitleid, auch wenn sie zufällig meine Kinder sind.«

»Was kann ich dabei tun? Du weißt wohl, wie man mich verfolgt und schmäht. Und wenn ich als Verteidigerin der Tugend auftrete, werde ich lächerlich. Übrigens, was du da erzählst, ist mir beinahe unbegreiflich: was meinst du mit perversen Damen? Gibt es solche?«

»Ja, gewiß gibt es solche! Du triffst sie auf der Straße, gewöhnlich eine lange dunkle und eine kleine blonde, oder umgekehrt...«

»Das ist unschuldig, du irrst dich...«

»Aber wenn eine Frau den Körper einer andern Frau entblößt...«

»Das kann ihre Freude an Schönheit sein... ich leugne nicht, daß ich gern einen schönen Frauenkörper sehe, und gern ein junges Mädchen küsse...

Jetzt wußte Falkenström, wo das Land lag, und da nichts mehr zu verlieren war, gönnte er sich das Vergnügen, sein Gewehr abzufeuern:

»Ich glaube, etwas Ähnliches gehört zu haben.«

Sie öffnete ihren Rachen, der mit Hufnägeln garniert war, und sie sah aus, als wolle sie ihn beißen. Aber während sie still kaute, überlegte sie blitzschnell, welchen

Standpunkt sie einnehmen solle. Um Zeit zu gewinnen, antwortete sie, wie gewöhnlich, mit einer Frage:

»Bist du bei Stenkohl gewesen?«

»Nein, aber ich habe ihn getroffen!«

»Nun und!«

»Er war sich gleich. Er wie du, ihr bekommt alle eure Ansichten durch Leidenschaften und Interessen. Augenblicklich denkt er mit dem Darm wie du mit der Gallenblase ... Aber sag mir, warum stehst du immer auf der Seite des Unrechts? Warum bist du immer bereit, die Erbärmlichkeit zu verteidigen?«

»Weißt du, was Recht ist?«

»In diesem Fall ja! Ist das irgendwie zweifelhaft?«

»Weißt du nicht, daß die Menschen verschieden geschaffen sind, die einen so, die andern so? Weißt du nicht, daß alle zum Glück geschaffen sind, und daß das Glück nur darin besteht, frei in die Höhe zu wachsen, alle Blätter auszuschlagen, wie stachlig sie auch sind? Daß Freiheit von Fessel und Druck Seligkeit ist? ...«

»Almqvist sprach auch so über den Haferschleim ...«

»Almqvist? Wagst du den Namen zu nennen? Wagst du dich dem großen Geist zu nähern mit Anspruch, ihn zu verstehen? Du hast ihn nie verstanden! Nur wer den weißen Kuß eines Engels auf die Stirn erhalten hat, kann sich ihm nahen.«

»Des schwarzen Engels weißen Arsenikkuß! Hab Dank, alte Hanna, für dein Geschwätz! Eine Eselin bist du, und auf diesem Eselsfest, das schon zehn Jahre dauert, haben sich alle Esel um dich gesammelt! Wenn du schreist, fallen sie auf die Knie, ganz wie beim Blocksbergfest, bei dem die Hexen den Bock auf den Hintern küssen. Jetzt kenne ich dich! Leicht war dir nicht beizukommen, und auch ich bin einen Augenblick dupiert gewesen, weil du ein Weib bist ...«

Das Telephon klingelte. Hanna, glücklich, nicht antworten zu brauchen, denn antworten war das Schlimmste,

das sie kannte, erhob sich mit einer Miene, als wolle sie sagen: Ich hätte dir schon Bescheid gesagt, wenn dieses ärgerliche Telephon nicht dazwischen gekommen wäre. Sie konnte nämlich mit den Mienen auch lügen.

Falkenström hörte Zachris' schnatternde Stimme. Um taktvoll zu sein, ging er ins Zimmer nebenan.

Nach zwei Minuten erschien Hanna in der Tür. Jetzt war sie hochmütig, herablassend, als habe sie eine schlechte Nachricht, mit der sie ihn vernichten könne. Aber Falkenström liebte keine Kunstpausen und aufgeschobene Hinrichtungen, darum fragte er direkt:

»Was sagte mein Freund Zachris?«

»Dein Freund?«

»Ja, weißt du nicht, daß wir immer falsche Freunde sind... Nimmt er die Partei der Damen?«

»Der Gekränkten, ja! Du hast ein Weib geschlagen!«

»Fürs erste, das war kein Weib, das war ein...«

»Die Polizei sucht dich jedenfalls!«

»Und Zachris, der mit dem Geheimpolizisten intim ist, hilft! Ja, er stand immer auf Seite des Verbrechens und des Verbrechers, darum liebte er die Polizei. Er hat eben einen Roman geschrieben, um das schrecklichste Verbrechen zu verteidigen, das in Schweden begangen ist. Stenkohl und Björnson haben ihre Billigung ausgesprochen, ob sie nun Zachris zu irgend welchen Manövern brauchten, oder ob sie geheime Sympathien mit dem Verbrecher empfanden. Feine Leute! – Doch jetzt sage ich dir adieu! Ich gehe zur Polizei und zahle dreißig Kronen Strafe für eine Brausche; das ist sie ehrlich wert. Damit nicht diese Nebensache die Hauptfrage verdeckt: die Rettung meiner Kinder aus einem Tribadenhaus.«

»Von deiner schmutzigen Phantasie, meinst du!«

»Sieh da, da haben wir die zweite Konstante! Die hatte ich vergessen. Zwei Konstanten verraten den Sodomiten! Minderjährige Mädchen und schmutzige Phantasie! Jetzt habe ich dich!«

Er ging schnell hinaus, die Treppe hinunter und stand auf der Straße, ohne zu wissen, wohin er gehen solle.

Er sah sich nach etwas um, das ihm einen Impuls geben konnte; nach einem Gesicht, das etwas sagte; einem Schild, das mit einem Namen eine Anknüpfung gab. Da kam ein Milchwagen, der hinten ein großes Schild trug, und er las in der Eile Henrik borg; aber da stand Henriksborg, Meierei. Aha! Henrik Borg, unser guter Doktor, der war jetzt der rechte Mann!

Er winkte einer Droschke und fuhr direkt zu Doktor Borg.

Der Doktor saß am Mikroskop, als Falkenström eintrat.

Da er eigentlich alle Hoffnung auf eine Erledigung seiner Sache aufgegeben hatte, kam er hierher, um mit einem vernünftigen Menschen zu sprechen, sich Mut zu holen und zu vergessen.

»Was suchst du, Wanderer?« fragte der Doktor.

»Einen Menschen!«

»Ecce homo! – Setz dich!«

»Was suchst du im Fernglas?«

»Ich suche die Zukunft, die mir drohend scheint. Die Natur hat sich empört, und das Menschengeschlecht rodet sich selber aus, seit die Götter es mit Blindheit geschlagen haben. Du weißt, ich war eine Zeitlang Frauenarzt, verlor aber die Damen, weil ich nicht die Ungerechtigkeit wollte. Jetzt habe ich eine andre eigentümliche Praxis bekommen, die sicher neu ist... In diesem höllischen Kampf zwischen den Geschlechtern, der jetzt ausgekämpft wird, haben die Frauen eine Methode gefunden, ihre Männer zu morden; und ich bin genötigt worden, eine Methode zu erfinden, sie zu retten. Es ist widerlich, aber warum soll sich ein Mann aus lauter Höflichkeit morden lassen? Männer kommen zu mir, die den Revolver in der Tasche tragen. Ihre Frauen haben sie angeklagt, sie seien keine Männer, trotzdem sie Kinder zusammen haben. Was sagst du dazu? Eine contradictio in adjecto!

Ein Mann, der Kinder mit seiner Frau hat, muß doch Mann sein. Die Antwort der Männer ist natürlich: Sagst du, daß ich kein Mann bin, dann ist dein Kind ein Hurenkind, und du bist eine Hure. Das ist logisch! Aber weil es logisch ist, begreift das Weib nicht, sondern geht weiter. Da das Geschlechtsleben fortwährend voller Geheimnisse ist, so wird der Mann verzweifelt und sucht den Arzt auf. Der hat ja nichts andres zu tun, als ‚nachzusehen', im Mikroskop. Das ist voller Beweis, aber der hilft kaum! – Weißt du, was hinter all dem liegt? Als sich die Frauen gegen die Natur empörten, und sich dem Mann gleichstellen wollten, entdeckten sie, daß er größere augenblickliche Freude als sie habe. Da wurden sie neidisch. Sie konnten nicht begreifen, daß die Frau als reichlichen Ersatz die Mutterfreude bekommen hat. Sie wollten dem Mann gleich sein! Da beginnt dieser Feldzug, der so viele von unsern Freunden ruiniert hat. Als sie aus unverständigem Edelmut mit sich zu teilen suchten, gerieten sie in ein sinnloses Streben hinein und gingen unter. Der Mann, welcher der aktive ist, ist feurig; die Frau, die passive, ist phlegmatisch, und soll es sein, um empfangen zu können. Der Mann, als der Positive, ist maßgebend; die Frau, als die Negative, besitzt die Fähigkeit sich anzupassen. Darum hat sie auch kein Recht auf Kritik! Die Hand bestimmt doch die Nummer des Handschuhs; nicht der Handschuh sagt zur Hand: du bist zu groß, du bist zu klein. Jetzt aber haben die Handschuhe sich empört... Ich habe eben in einer medizinischen Zeitschrift gelesen, die Frau, die Mannesfreude verlangt, ist pervers; sie hat nur das Recht, Frauenfreude zu fordern: das ist Schwangerschaft. Die Frau, die etwas andres verlangt, ist zum Freudenhaus geboren. – Jetzt ist die Verkehrtheit so weit gediehen, daß die meisten Frauen ihre Männer anklagen, sie seien zu feurig. Kann man das Feuer anklagen, daß es zu warm ist? Das ist ja Wahnsinn! – Du

erinnerst dich aus unsrer Jugendzeit, wie sich die Mädchen vor phlegmatischen Herren grauten. Das war gesund, denn ein phlegmatischer Herr ist weiblich, da das Phlegma die Natur des Weibes ist. Und jetzt klagen sie die Feurigen an! Wenn Zeus ein sterbliches Weib beglückte, schlug er ein wie ein Blitz! Ich denke mir die Empfängnis am liebsten wie einen Blitzschlag, und nicht als eine Arbeit; wie einen Kuß, und nicht als eine Massage; wie das leichte Spiel der Vögel im Bild eines Augenblicks, und nicht als das Tagewerk der Frösche auf dem Grunde des Sumpfes. Aber sie sind Frösche geworden, die früheren Vögel, und das Leben ist ein Sumpf, der mich ekelt!«

Er faßte das Mikroskop und fuhr fort:

»Übrigens ist ein neuer Mord im Gang! Tilda K. hat einen falschen Prinzen gefunden, will Prinzessin werden, muß aber erst ihren Jetzigen los sein. Sie hat ein Scheidungsgesuch eingereicht und klagt ihren Mann an – der Kälte, ehelicher Vernachlässigung und so weiter! Nun weiß ich, daß sie die Kälte ist, und von seiner Männlichkeit habe ich hier den vollen Beweis! Aber diesen Beweis kann ich nicht auf den Tisch des Richters legen, also muß der Mann sterben. Weißt du, wer ihr Verteidiger ist?«

»Zachris, natürlich!«

»Ja, dieser Verteidiger des Verbrechens und der Laster ...«

»Ihr Mann erschießt sich wahrscheinlich.«

»Warum verheiratet er sich nicht sofort wieder, mit einem jungen Mädchen, einem sehr jungen Mädchen, und verschafft sich sofort ein Kind? Das ist Genugtuung, das ist edle Rache.«

»Ja, siehst du, unser Freund ist nicht mit Raubzähnen geboren! Er nimmt es als eine Pflicht hin, gebissen zu werden, unverschuldet zu leiden, unterzugehen.«

»Ist er Theosoph?«

»Nein! Aber weißt du, daß Max und Kilo Theosophie studieren; daß sie eine Art Kloster auf der Siklainsel bewohnen, das Max von einer Tante geerbt hat.«

»Ein Kloster?«

»Ja, sie nennen es so! Und dort haben sie eine Freistätte für müde Männer eröffnet – ohne Frauen!«

Falkenström lauschte und sein Gesicht erhellte sich. Der Doktor fuhr fort:

»Ein Asyl, wenn man so will, wo Bekannte und deren Bekannte sich aufhalten, sich ausruhen und sich sammeln können, um dann wieder den Kampf draußen im Leben fortzusetzen. Es ist natürlich bekenntnislos, jedoch mit einem Anstrich von Religiosität ohne Formen. Ich habe eben einige dorthin geschickt, über die meine Tierarzneikunde nichts vermochte!«

»Gelobt sei der Augenblick, da ich einen Milchwagen auf der Straße traf, und wohl mir, daß ich deine Schwelle betrat. Wie heißt das Kloster?«

»Der Ort heißt: der Doktor flüsterte ihm einen Namen ins Ohr. Es soll geheim sein, siehst du! Geh in Frieden, grüße die Brüder und sag ihnen: wenn ich nicht hier wäre, wäre ich bei ihnen!«

Elftes Kapitel

Auf dem Grat der Siklainsel mit Aussicht über Stockholm, Tiergarten und Hafen lag ein kleines Gebäude aus Stein mit hohem Dach und Mansarden. Es glich einem schonischen oder französischen Bauernhaus; aber sorgfältig gebaut aus Graustein mit weißem Putz und Einfassungen aus reinem Sandstein, konnte es auch für ein Kloster gelten, zumal es einen Dachreiter mit einer Glocke trug.

Das Gebäude war auf drei Seiten geschlossen, aber auf der vierten öffnete es sich mit einer Einfahrt, die von einem Pförtnerzimmer mit Klingel und Briefkasten flankiert war.

Die älteste Geschichte der Gebäudes war unbekannt, doch im achtzehnten Jahrhundert war dort zuerst eine Schwefelsäurefabrik gewesen, dann eine Kachelofen- und schließlich eine Tapentenfabrik.

Die Pförtnerfront ging nach Süden, schaute also ins Land hinein; zu ihr hinauf führte eine Allee mit zwei Mauern, die einen Garten einhegten. Die nördliche Front ging aufs Meer hinaus; war dicht an den Abhang des Berges gebaut, der senkrecht abfiel und keinen Weg zum Strand bot.

Die vier Seiten des Quadrats schlossen einen Hof ein, der in einen Garten verwandelt war; zwei Laubengänge mit Klettergewächsen am Spalier kreuzten sich in der Mitte bei einem Springbrunnen. Die inneren Wände öffneten sich mit Veranden aus Holz, welche die Kreuzgänge des Klosters nachahmten, im Winter geschlossen und mit Fenstern und Glasdächern versehen wurden.

Dieses unverkäufliche Haus, das in einer unbekannten, wilden, durch schroffe Berge und sumpfige Täler abgesperrten Gegend lag, hatte Graf Max von einer Tante geerbt. Das Haus mit seinen vielen Zimmern war vollständig möbliert in allen möglichen Stilen, von denen

keiner jedoch jünger als von 1840 war. Der Ofensetzer hatte seine Spur in einer ausgewählten Sammlung von Kachelöfen gelassen, die jedem Zimmer ihren bestimmten Ton gaben. Der Tapetenfabrikant hatte auch seinen Beitrag in Tapeten geliefert, die in jedem Zimmer verschieden waren. Von der Schwefelsäure fand sich keine andre Spur als eine große Küche mit Herd, Mantel und Blasbalg; dazu war später ein langer Tisch am Fenster mit kleinen Dreifüßen, Sandbädern, Spirituslampen, Ansatzkolben, Retorten, Tiegeln und Chemikalien gekommen.

Die einfache, beinahe wertlose Einrichtung hatte Graf Max so angeordnet, daß jeder Gegenstand zu seinem Zimmer paßte. Mit den billigsten gefärbten Baumwollstoffen hatte er Tapete, Kachelofen und Möbel zusammengestimmt. Jedes Zimmer schien ein Gedicht, für sich abgeschlossen in Begrenzung, Form und Farbe. Die billigsten Küchenlampen, die als Wandleuchter an den Wänden oder an der Decke angebracht waren, hatte er mit japanischem Papier dekoriert, so daß man die einfachen Formen nicht ahnte, welche diese Lampen zum Preis von einer und einer halben Krone verbargen. Ein allzuschwerfälliger, trockner, prosaischer Raum wurde sofort durch ein Topfgewächs im Fenster verändert; das verfehlt nie seine Wirkung, sondern macht immer gemütlich.

Die vielen Zimmer, die alle zusammenhingen, aber isoliert werden konnten, wurden von zwei großen eisernen Öfen geheizt. Durch Ventile wurde die Wärme nach Bedarf in die Dachzimmer hinaufgelassen. Jetzt im Winter aber standen diese leer. Da der Fußboden klein und die Decke niedrig war, konnte man leicht warm halten; und da Rauchen von den Gewohnheiten des Hauses ausgeschlossen war, blieb die Luft immer rein.

An diesem Winterabend saßen Graf Max und Kilo allein in der Bibliothek, die aus beider Büchersamm-

lungen und aus dem, was Max geerbt hatte, entstanden war.

Das Zimmer war mit Büchern gefüllt; die Büchergestelle waren in Alleen und Lauben geordnet. Alle Enzyklopädien und Nachschlagebücher standen auf einem langen Tisch; dann die verschiedenen Fächer auf Gestellen; aber eine ganze Wand war ungeordnet und hieß der Jagdgrund. Dort fanden sich alle Dinge der Welt durcheinander: Sammelbände, verschiedene Stöße von Bücherauktionen, die zum Teil noch nicht geöffnet waren; Reihen von Broschüren, losen Blättern, Bildern. Dort konnte man Entdeckungen machen, und was heute wertlos schien, konnte morgen von größter Wichtigkeit sein; es kam eben darauf an, welches Thema man behandelte. Und wenn man diesen Jagdgrund abgejagt hatte, konnte man nach einiger Zeit von neuem jagen, denn auf dem Boden waren Säcke mit zurückgestellten Büchern.

Auf Konsolen standen kleine, billige Büsten von Emersons sechs Vertretern der Menschheit: Plato, der Philosoph; Swedenborg, der Mystiker; Montaigne, der Skeptiker; Shakespeare, der Dichter; Napoleon, der Realist; Goethe, der Schriftsteller. Man hatte daran gedacht, diese Repräsentantenkammer zu erweitern, vorläufig aber die Sache aufgeschoben.

In dieser Bibliothek hielt man Kolloquien und Dialoge. Dort fühlte man sich sicher, denn man brauchte über eine Tatsache oder ein Datum nicht erst zu streiten, sondern man schlug sofort nach.

Max sprach, und Kilo hörte zu:

»Weine nicht über die Bosheit der Zeit, Bruder! Du mußt als Theosoph wissen, daß jede Epoche ihre Aufgabe hat. Was jetzt zu Ende geht, war die Epoche des materiellen Fortschritts, der Industrie und des Handels. Ist es da wunderbar, daß das Niveau des Geistigen gesunken ist, als das des Sinnlichen stieg?«

»Aber ein solches Sinken ...«

»Man ist ja gezwungen, ein Kind seiner Zeit zu sein, man soll es sein, aber man muß mit ihr wachsen, über sie hinauswachsen. Wer stehen bleibt, wird überfahren! Auch die Irrtümer haben ihre Aufgabe: nämlich die Wahrheit zu korrigieren; und in jedem Irrtum steckt ein Korn des Richtigen. Vergiß nicht Jakob Boehmes unsterbliches: Alles enthält ja und nein. Oder Platos: Alles wird von seinem Gegensatz geboren. Du siehst ja, wie die neunziger Jahre die Zeit der Synthese oder der Kompromisse waren, als man schließlich anfing, voneinander zu lernen. Wirf den jungen Heiden nicht ihr Heranstürmen vor. Sie erbten von ihren Vätern, und der große Kirchenvater Viktor Rydberg war ihr Prophet, wenn er jetzt auch seine eigenen Schüler bekämpfen muß. Er war es, der uns Julian den Abtrünnigen lieben und Christus hassen lehrte. Jetzt wundern wir uns, daß wir Christi gebildeten feinen Kult des Unsichtbaren gegen den graulichen der Griechen vertauschen wollten. Wenn man den Propheten beim Wort hätte nehmen wollen, hätte man ein Beispiel geben müssen. Denk dir, der Kirchenrat mit Unterpfarrern und Hilfspredigern führt hundert Ochsen in die Jakobikirche; sieh sie diese Opfertiere schlachten und den Altar mit Blut bespritzen; stell dir vor, wie der Hauptpastor in den Eingeweiden der Tiere wühlt, um die Zukunft vorherzusagen: wann dieser König sterben wird, ob die Bauern Mißwachs haben werden; und dergleichen, das dann in den Kalender des nächsten Jahres kommt. Ja, Julians Religion sollte das Christentum verdrängen, und die wurde von den Idealisten der sechziger Jahre verkündet! Das war ja idiotisch! Das war der Rationalismus, so genannt von ratio Vernunft, weil ihm sowohl Vernunft wie gewöhnlicher Verstand mangelten ...«

Die Dachglocke läutete, und das bedeutete Besuch.

»Wer ist das? Was glaubst du?«

»Das ist Falkenström,« antwortete Kilo, ohne sich zu

bedenken. »Ich habe ihn seit zwei Tagen erwartet; er hat schwer zu leiden gehabt, ich habe es gefühlt.«

»Er ist willkommen, aber hierher darf er nur nüchtern.«

»Das weiß Petrus am Tor. Doch, ist er in Seelennot, so geh in den Wartesaal hinaus und sprich mit ihm.«

Petrus erschien in der Tür. Es war ein wirklicher Greis: weißes Haar, weißer Bart, ging auf Krücken und sah wie ein Hundertjähriger aus, obwohl er bloß siebzig Jahre alt war.

»Falkenström ist hier«, berichtete er.

»Er ist willkommen, aber . . .«

»Aber er ist zu Fuß gegangen, hat sich in den Bergen verirrt . . . Jetzt badet er, und dann bekommt er reine Kleider und Filzschuhe, auch eine Tasse warme Milch . . .«

»Er soll eine halbe Stunde ruhen, dann darf er in mein Zimmer kommen,« sagte Max, wenn er . . .«

»Er ist nüchtern, aber im Innern zerrissen . . . spricht in einem Atem von Polizei und dergleichen.«

»Geh, Alter, und bring ihn in einer halben Stunde her! Aber zwinge ihn, sich fünfzehn Minuten auf ein Sofa zu legen, und unterrichte ihn über die ‚Gewohnheiten des Hauses', daß er nicht mit seinem Murren unsern Frieden störe.«

»Während wir warten, Kilo, will ich meinen letzten Dialog lesen, den du hast hören wollen, und der zu seiner Zeit in unsern Klosterschriften gedruckt werden soll.«

Kilo sank in den Ruhesessel zurück und »löschte die Augen«, um besser zu hören und zu verstehen.

*

Im Jahre 1872 saß ich eines Winterabends auf einer Insel am offnen Meer und hörte einem alten bekannten Jäger und Eiersammler zu, der folgendes Ereignis aus seinem Leben erzählte:

Als Jüngling hatte er auf seinen Spaziergängen das Nest eines Baumläufers in einer Espe entdeckt,

und da ihm die Eier dieses Vogels fehlten, erfaßte ihn ein heftiges Verlangen, sie zu besitzen. Der Baum aber war von der gleichen Art wie der der verbotenen Frucht. Er wuchs hinter dem Staket, und hinter dem Staket lag eine Villa, und in der Villa wohnte eine Familie, mit der unser Eiersammler einen Zwist gehabt hatte. Deshalb dachte er nicht daran, um Erlaubnis zu bitten, in den Baum hinaufklettern zu dürfen. Die Eier mußte er aber haben, und so ging er denn eines dunklen Abends mit einer Säge hin, um den Baum zu fällen ...

Jetzt wurde die Situation spannend, und ich erinnere mich, wie das Gesicht des Erzählers einen schmerzlichen Ausdruck annahm, während er da auf dem schwarzen Ledersofa saß, über dem eine Seekarte und zwei Flinten hingen ...

... Da werden die Türen der Villa aufgerissen, Licht strömt heraus, und der Besitzer ergreift den Jüngling, indem er »Diebe!« ruft. Der Missetäter wird ins Haus gebracht und verhört. Er sucht sich damit zu verteidigen, daß er nur das Vogelnest habe nehmen wollen. Der Villenbesitzer begreift nicht, was man mit einem Vogelnest machen will, glaubt, der Junge lügt, und droht mit der Polizei.

Die Situation ist auf der Höhe, als der Übeltäter seinen Namen nennt. Damit ist die Verzauberung vorbei, denn sein Vater genießt Ansehen und hat Einfluß. Er wird freigelassen, und damit ist die Sache zu Ende.

Zwanzig Jahre später saß ich im selben Zimmer mit demselben Jäger und sprach von den Jugenderinnerungen. Plötzlich kam ich auf diese Geschichte vom Vogelnest. Der Jäger sah mich erstaunt an und fragte, wo ich die her habe.

»Von dir«, antwortete ich.

Er leugnete.

Ich wunderte mich und dachte, er scherzt wohl; denn lügen brauchte er nicht, weil nichts Demütigendes, noch

Ehrenrühriges in dieser Knabengeschichte war. Er ließ sich die Sache von mir bis ins kleinste erzählen, konnte sich aber nicht daran erinnern.

Ich habe mich seitdem manchmal gefragt, ob er ganz einfach log. Vielleicht, weil die Geschichte in Wirklichkeit mit etwas Demütigendem verknüpft war, das er beim ersten Bericht ausgelassen hatte, und dessen er sich jetzt schämte.

Daß sein Gedächtnis ihn im Stich ließ, ist unmöglich, denn peinliche Situationen pflegen eine unglaubliche Lebensfähigkeit zu besitzen; man kann sie für einige Zeit auslöschen, aber sie kommen immer wieder, wie Flecke auf dem Rock.

Vielleicht irre ich mich.

Oft habe ich gedacht, er habe die Geschichte gelesen oder sie von einem andern gehört und sie an jenem langen Winterabend auf sich lokalisiert, um sich interessant zu machen; jetzt aber schäme er sich, damals vor zwanzig Jahren gelogen zu haben.

Auf mein eigenes Gedächtnis verlasse ich mich in diesem Fall, denn die Geschichte war so lebendig, so malerisch erzählt, daß ich als Schriftsteller sie vor mir sah. Vielleicht, sage ich mir auch, war ich der erste, dem er sie erzählte, und damit hatte er sich von einem peinlichen Eindruck so gründlich befreit, daß er ihn aus seinem Gedächtnis auslöschte.

Folgendes Erlebnis aus meinem eigenen Leben mag die Erfahrung näher beleuchten, wie man einen peinlichen Eindruck so vollständig aus seinem Gedächtnis austilgt, daß er nicht mehr existiert.

Um 1880 saß ich mit einigen früheren Schulkameraden zusammen und kramte in Erinnerungen. Wir waren alle ins Leben hinausgekommen, hatten uns verheiratet und nahmen eine Stellung ein.

»Du kannst furchtbares Pech haben«, wandte sich einer der Kameraden an mich.

»Hast du das auch bemerkt?«

Es war meine eigene Beobachtung, die ich gern bestätigt hörte.

»Ja,« antwortete er, »erinnerst du dich nicht...?«

Und er begann eine Geschichte aus der Schule, die um 1860 spielte. Ich aber erinnerte mich an nichts mehr.

Die Sache sollte so zugegangen sein.

Es war der letzte Tag vor den Ferien, die letzte Stunde und der Lehrer, der Gefürchtete, war mild. Es lag eine Stimmung von Friede und Versöhnung auf der Klasse, und die Stunde verging mit dem Gespräch über Versetzung und Zeugnis, so daß die Aufgabe nicht überhört wurde. Die Uhr schlug. Der Lehrer erklärte mit Bedauern, er sei nicht zum Überhören der Aufgabe gekommen; sei aber überzeugt, daß wir sie gemacht. Es war eine Übersetzung, und die Bücher waren aufgeschlagen.

Beim Kommando »Macht die Bücher zu!« sollte ich, nach dem Erzähler, meiner Befriedigung, einer Gefahr entgangen zu sein, Luft gemacht und einen Seufzer der Erleichterung ausgestoßen haben. Das scharfe Ohr des Lehrers aber hörte ihn, und im Nu hatte er dessen Bedeutung begriffen. Ein satanisches Lächeln flog über sein schreckliches Gesicht; mit den Blicken einer Klapperschlange beherte er erst meine zwölfjährige Person; dann rief er nach dem Kommando »Schlagt die Bücher auf!« meinen Namen. Ich mußte übersetzen. Da ich kein Wort konnte, bekam ich Schläge.

Ich erinnerte mich an gar nichts, und der Erzähler konnte die Erinnerung auch nicht wecken. Da die Erzählung aber zu meinen andern Erlebnissen paßte, pflegte ich sie später selbst zu erzählen als Beweis für mein Pech. Vermutlich war ich schon so tief in der Weihnachtsstimmung gewesen, daß diese Episode, die so plötzlich auftrat, keinen Platz mehr fand. Alles war mit Weihnachtsgeschenken besetzt, die Gedanken mit der

Freiheit und den Vergnügungen beschäftigt, die die Ferien brachten; ich war schon so weit über Schule und Aufgaben hinaus, daß jene Episode bereits hinter mir lag. Hätte ich die Geschichte des Erzählers nicht zu meiner Sammlung gebraucht, so hätte ich sie geleugnet, denn sie besaß keine Wirklichkeit für mich.

Jetzt nach vierzig Jahren, nachdem ich soviel Irrtümer und Mißverständnisse gesehen habe, frage ich mich, ob der Erzähler mich nicht in seinem Gedächnis mit einem andern verwechselt hat. Wenn er's getan, so würde die Sache noch interessanter, denn dann hätte ich in das Gewebe meines Lebens fremdes Garn eingesponnen. Das ist ja auch nicht so ungewöhnlich.

Nichts ist unsicherer als Angaben und Zeugnisse, nicht weil die Menschen vorsätzlich lügen, sondern weil alles so mangelhaft ist, unsere Sinne, unsere Auffassung, unser Gedächtnis.

In meinem Elternhaus gingen eine Witwe und ihr Sohn ein und aus. Oft hörte ich die alte Frau von ihrem verstorbenen Mann sprechen, der der »bekannte Besitzer des berühmten Cafés« gewesen sei. Ich hörte so oft von ihm sprechen, daß ich mir ihn vorzustellen anfing; gesehen hatte ich ihn nie. Und als ich sein feines Lokal mit pompejanischen Gemälden, mit Lorbeergebüschen, Glaskronen und singenden Kanarienvögeln kennen lernte, begann ich hoch von ihm zu denken.

Dann verblaßte die Erinnerung, der Sohn wuchs auf, und um ihn sammelte sich mein Interesse. Er war Landwirt und kam oft zur Stadt. Er war immer ernst und hatte immer Mißwachs und andre Sorgen, auch Prozesse. Als er zwanzig Jahre alt war, wurde ich sein Gast. Bei einem abendlichen Geplauder läßt der Mann so nebenbei folgende Worte fallen:

»Ja, siehst du, mein Vater war Bauer ...«

Da erwachte in mir die Jugenderinnerung an den Cafébesitzer, und ich unterbrach ihn:

»War dein Vater nicht ...?«

Hierauf antwortete er, soviel ich mich erinnere, etwas Schmutziges, denn er war im Begriff, etwas Niedriges zu erzählen; jedenfalls aber verneinte er.

Seit dem Tag strich ich die Jugenderinnerung an den Cafébesitzer, im Glauben, ich habe als kleines Kind verwechselt oder falsch aufgefaßt. Dann verschwand der Sohn aus meinem Horizont; mein eigenes Leben füllte mich aus, und ich hatte keine Zeit, über ein fremdes zu grübeln; jedesmal aber, wenn der Mann auftauchte, sah ich den Bauernsohn in ihm.

Nach fünfundzwanzig Jahren sitze ich mit einem nahen Verwandten zusammen und spreche über die Schicksale gemeinsamer Jugendfreunde. Dabei kommen wir auch auf Philipp.

»Sein Vater besaß ja den Wintergarten«, sagt mein Verwandter.

»Was sagst du? War sein Vater nicht Bauer?«

»Nein! Wo hast du das her?«

»Von ihm selbst.«

»Unmöglich, ich habe seinen Vater gekannt!«

Da wir beide aufgeklärte Menschen waren, gerieten wir nicht in Zank; ich war nur erstaunt über eine interessante Tatsache, die ich noch nicht erklären konnte. Nach dieser Stunde aber wurde mein Jugendfreund wieder der Sohn des Cafébesitzers, und der Bauernsohn verschwand aus meinen Vorstellungen, wo er doch fünfundzwanzig Jahre gelebt hatte.

Ist es möglich, daß ich mich in jener Nacht verhörte; oder daß sein Vater erst Bauer war und dann Gastwirt wurde? Die Tatsache selber hat ja kein Interesse; wenn man aber fünfundzwanzig Jahre mit einer Lüge herumläuft, ohne es zu wissen, kann das einen zur Vorsicht mahnen!

Wenn man alles glaubt, was die Leute sagen, wird man naiv genannt. Im Frühling 1870 war ich naiv,

als ein Studiengenosse in meine armselige Kammer hinaufkam, um Abschied zu nehmen. Er hatte nämlich, so gab er an, seine Studien wegen Armut abbrechen müssen und eine Stellung bei einem Weinschenk in einer Stadt an der Westküste angenommen. Der Weinschenk war in Upsala und wartete auf ihn, um ihn mitzunehmen.

Da ich selbst im Begriff war, aufs Land zu reisen, nach der Sonne und dem Meer, malte ich mir das Schicksal des Freundes in einem unterirdischen Lokal in so schrecklichen Farben aus, daß ich ihn zu retten beschloß. Er war nämlich ein ungewöhnlich guter Sänger, der große Anlagen fürs Theater hatte, und ich war der Meinung, er habe das Glück in der Hand. Ich schlug ihm also zuerst vor, zum Theater zu gehen.

Nein, seine Mutter verabscheue das Theater; übrigens habe er dem Weinschenk sein Ehrenwort gegeben; außerdem sei er krank und habe augenblicklich seine Stimme nicht in Gewalt.

Da schlug ich ihm vor, er solle mit mir aufs Land gehen und den Sommer über seine Stimme üben; das Geld würde ich ihm verschaffen.

Nachdem er einige Schwierigkeiten gemacht, gab er nach; ich verschaffte ihm hundert Kronen, und er kam aufs Land.

Im Herbst war er von blühender Gesundheit und Kraft. Er lieh meinen besten Anzug, fuhr in die Stadt, sang Probe und kam mit einem ausgezeichneten Engagement zurück.

Einem Menschen helfen zu können, ist etwas Beneidenswertes, das seinen Lohn in sich selbst trägt. Ich ließ mir von der Schuld nie etwas merken, genoß ich doch selber Unterstützung von andern; und Dank verlangte ich nicht. Für den jetzt reich gewordenen Mann aber blieb ich der Darleiher; ab und zu wurde ich daran in nicht gerade angenehmer Weise erinnert.

Ein paar Jahre vergingen, mein Freund war ein

großer Sänger geworden; ich hatte dagegen schwer zu kämpfen. Eines Frühlings kam er in meine Bodenkammer hinauf und fand mich in der gleichen verzweifelten Lage, in der er einmal war. Er wollte mir aufs Land helfen und einen reichen Kameraden um ein Darlehn bitten.

Er ging zu dem Reichen und bat um fünfundzwanzig (!) Kronen, bekam sie aber nicht. Ich blieb in der Stadt, und er verschwand, nachdem er mich einige Male zum Abendessen eingeladen hatte.

Bis hierher ist alles normal menschlich und paßte in mein eigenes Bohèmegenre. Jetzt aber begann das Anormale.

Drei Jahre später verkehrte ich in einer Familie mit künstlerischen Interessen. Ich lenkte das Gespräch oft auf den berühmten Sänger, natürlich ohne seine Geschichte zu verraten; ich nannte ihn meinen Freund und rühmte ihn, vielleicht mit einem geheimen Stolz, daß ich ihm die erste Hilfe hatte bieten können.

Eines Tages hatte die Frau des Hauses den Sänger auf einer Hochzeit getroffen, und bei unserer nächsten Begegnung ergießt sie sich in Worten des Lobes über ihn, ist zugleich aber finster und zurückhaltend gegen mich, beinahe mißtrauisch.

Schließlich mußte sie sich aussprechen:

»Sie nennen diesen Mann Ihren Freund; er spricht schlecht von Ihnen.«

»Ja, antwortete ich mit einer leichten Skepsis, so ist das Leben.«

Und damit hörte das Gespräch über den Sänger auf.

Fünf Jahre später nötigte ich dieselbe Frau, zu erzählen, was der Sänger gegen mich vorgebracht habe.

Jetzt kommt das Unerklärliche.

Der Sänger wollte mich einmal aus einer verzweifelten Lage gerettet haben, und ich hätte seine freundliche Aufopferung mit schwarzem Undank beantwortet.

Ich war gezwungen, den Zusammenhang zu erzählen, sah aber, daß man mir nicht glaubte.

Nun frage ich mich: Kann sich eine Tatsache im Lauf der Jahre im Gedächtnis eines Menschen vollständig umkehren, ohne daß man es weiß?

Weiter frage ich: Wenn ihn die Verpflichtung bedrückte, trotzdem ich nie daran erinnerte, so wäre doch das Einfachste gewesen, er hätte die Geldschuld bezahlt. Von der ließ er sich aber nie etwas merken, und ich auch nicht. Für den Schuldschein aber kam ich auf; als ich ihn nach fünfundzwanzig Jahren bezahlen wollte, wurde mir der Betrag erlassen.

Aber der Weinküfer?

Dreißig Jahre später sitze ich mit einem Jugendfreund von dem Sänger und mir im Café. Wir sprechen von ihm, der jetzt reich war und Orden besaß. Da erinnere ich an den Weinküfer, wie an etwas Bekanntes.

»Weinküfer?« sagt der Freund. »Was war das?«

Ich erzähle.*

»Das hat er gelogen,« antwortet der Freund. »Ich war damals sehr vertraut mit ihm, und mir hat er kein Wort davon gesagt.«

»Ja, so ist das Leben, so sind die Menschen und folglich wir selbst.«

Jetzt ist er tot. Friede seinem Andenken! Das Leben hat zwischen ihm und mir ausgeglichen.

Indessen habe ich aus Selbstverteidigung die Weinküfergeschichte so oft erzählen müssen, daß sie vielleicht in seine Biographie kommt; und er hat die Geschichte von meinem schwarzen Undank wohl auch erzählt, so daß die in meine Biographie kommt.

So kann es zugehen.

★

* Anm. d. Übersetzers. Diese Geschichte des Weinküfers, der Sänger wurde, hat Strindberg in ein wundervolles „Märchen" umgedichtet: Jubal ohne Ich.

Falkenström hatte in der früheren Backstube vor einem Reisigfeuer gebadet. Nachdem er ein reines Hemd und trockene Kleider angezogen hatte, legte er sich aufs Sofa, um auszuruhen: da trat Graf Max ein.

Der wußte aus Erfahrung, daß die Menschen den Dunstkreis ihrer Sorgen mit sich schleppen; der sitzt dann in den Zimmern wie ein schlechter Geruch; darum war er gekommen, um seinen Gast in der Backstube aufzusuchen. Dort sollte er alles aus sich heraussprechen. Dann konnte man seinen Jammer mit dem Badewasser ausgießen.

Er setzte sich neben den »Kranken« und bat ihn zu sprechen.

Falkenström sprang auf, gab seine ganze Leidensgeschichte mit allen Einzelheiten. Er begegnete Einwänden, hielt Verteidigungsreden, fluchte über die Erbärmlichkeit der Menschen, die den Verbrecher gegen den Gekränkten in Schutz nehmen. Er sprach so, daß ihm der Schaum aus dem Mund lief. Schließlich wurde ihm der Hals trocken, und eine leichte Heiserkeit beschleierte seine Stimme.

Graf Max nahm alles entgegen, stellte sich teilnehmend, warf dann und wann eine Frage hin, gab neue Anfänge, ließ gewisse Punkte wiederholen, um das ganze Geschwür wirklich auszudrücken. Sein Gesicht spiegelte alle Leiden des Unglücklichen wider; er schien zusammenzuschrumpfen vor dem Feuer dieses Hasses.

Aber gegen den Stoff, der ihm widrig war, machte er sich hart, denn er wollte ihn nicht in seine Gedanken kommen lassen; er leitete sofort den Strom durch die Erdleitung ab, wie er es nannte. Er hatte sich nämlich während der letzten Jahre erzogen, geistige Übungen vorgenommen, seine Seele gepflegt. Dadurch hatte er gewisse Fertigkeiten gewonnen, die gewöhnliche Menschen übernatürlich nennen. Die häßlichen Erinnerungen aus dem Leben hatte er fortoperiert. Um nicht

ein Raub der Suggestion des ersten besten zu werden, hielt er geistige Diät.

Wer jeden Tag eine Zeitung liest, bekommt die Redaktion über sich, mit allen ihren Ansichten und Gesichtspunkten, wird deren Medium. Die Macht des gedruckten Wortes ist groß. Darum ließ Graf Max jeden Morgen Petrus die Zeitung lesen und von den großen Weltereignissen sprechen. Witzblätter kamen nicht ins Haus, denn er wollte nicht gemein werden und sich über Bosheiten freuen. Er las kein Buch, weil es ihm empfohlen wurde, sondern er blickte erst hinein. Fand er es infam oder spöttisch, legte er es ins Feuer, damit es nicht in andre Hände falle. Er empfing nicht alle Besuche, beantwortete nicht alle Briefe. Wenn er sich dem Haß eines Menschen aussetzte, schnitt er die Verbindung mit ihm ab; hörte auf, seine Bücher zu lesen, falls er Schriftsteller war; öffnete seine Briefe nicht mehr. Und er nannte nie mehr seinen Namen, denn er wußte, was für ein Stromerreger ein Personennamen ist. Er strich ihn aus seinem Gedächtnis.

»Man soll niemals einen Menschen hassen,« sagte er, »denn dann verstärkt man die Ströme des Feindes durch Influenz. Schneide die Drähte durch, dann erreicht er dich nicht; oder schaff dir eine Erdleitung an, dann geht der Blitzstrahl in den Boden.«

Während Falkenströms langem Vortrag hatte er dessen ganzes Elend in sich aufgenommen, einen Teil abgeleitet, einen Teil zurückgegeben, wie auf dem Filter gewaschen. Als Falkenström schloß, war fast nichts mehr übrig von seinem großen Kummer. Und er war so müde, daß er verlangte, zu Bett gehen zu können.

Nachdem er von Petrus die »Gewohnheiten des Hauses« erfahren hatte, wurde er direkt in sein Zimmer geführt und schlief sofort ein.

Zwölftes Kapitel

Am folgenden Vormittag saßen Kilo, Max und Falkenström in der Bibliothek und sprachen von ganz andern Dingen. Falkenström schien von seinem Übel befreit zu sein; er hatte es vollständig vergessen.

Max sprach:

»Diese Idee vom Kloster spürt man zuerst bei Huysmans. Wie wir uns erinnern, begann Huysmans als Schüler Zolas. Er entwickelte das Genre nach unten, grub sich durch die Muttererde, bis er auf Untergrund, Schutt und Stinklehm stieß. Da erfaßte ihn Ekel über alles, über sich selber und die Welt. Aber er wollte noch tiefer hinunter und sehen, was unter dem Schutt ist. Er begann in dem Verborgenen zu forschen, ohne eigentlich zu glauben, daß etwas hinter dem Vorhang sei. Als er dann aber wesengleiche Kräfte mit festem Willen traf, nahm er den Kampf auf, wurde geschlagen und suchte Heilung. Statt jedoch das konfessionslose Kloster zu gründen, ging er gleich nach La Trappe, dem strengsten von allen katholischen Klöstern; unterwarf sich der Pönitenz, beichtete und erhielt Absolution. Darauf irrte er eine Zeitlang, kämpfte mit dem Zweifel, bis er schließlich bei den Benediktinern zu Solesmes das Mönchsgewand anzog. Aber gerade als er eintreten durfte und sich auf den Stuhl setzen wollte, brach der zusammen. Die Republik schloß die Klöster, will sagen öffnete sie, und damit war d i e Geschichte aus.«

»War Huysmans gläubig?«

»Ja und nein! Als er zu den Trappisten kommt, fragt er sich: Was habe ich hier zu tun? Was hat mich hierher getrieben? Sein Gewissen ist leidlich gut; er bereut, aber mit Vorbehalt. Er leidet mehr unter der Alltäglichkeit des Lebens und ist durch seine tiefe Bildung den Zeitgenossen ein Fremdling geworden. Als er im Garten des Klosters sitzt und auf die Beichte wartet, raucht er eine Zigarette und denkt einen Augenblick,

auf und davon zu gehen; kann aber nicht. Er geht in die Beichte und rechnet mit seiner Vergangenheit ab; in diesem Augenblick empfindet er etwas Großes, das Religion heißen kann.«

»Was ist das?«

»Was Religion ist? Versuchen wir einige Definitionen! Ich sage: Religion ist Anschluß ans Jenseits, Verbindung mit der Kraftquelle ...«

»Was ist denn der Glaube?« fragte Falkenström.

»Glaubst du nicht?«

»Nein!«

»Das lügst du! Denn was du weißt, das glaubst du. Du glaubst, heute ist Dienstag, weil du es weißt. Also glaubst du unter gewissen Umständen. Aber wie weißt du, daß heute Dienstag ist? Weil es im Kalender steht, antwortest du. Aber es steht nicht im Kalender, daß heute heute ist! – Ich hatte einmal einen Freund, der Opium rauchte und sechsunddreißig Stunden schlief. Als er erwachte, hatte er Zeit und Ort vergessen. Seine Uhr war stehen geblieben, und um zu erfahren, was für ein Tag es sei, sah er im Kalender nach. Dort standen ja alle Tage des Jahres, also auch der bestimmte Tag; aber es stand nicht dort, welcher Tag es war. Wie sollst du erfahren, welcher Tag heute ist? Du fragst die andern. Aber die andern fragen dich oder einander. Es ist also etwas Konventionelles, das die Astronomen bestimmt haben; und das wir in gutem Glauben hinnehmen müssen, da wir's nicht kontrollieren können. Übrigens ist es in Amerika nicht Dienstag, sondern Montag. Da siehst du, wie beweglich, wie schwankend selbst dein Wissen ist. – Also: du glaubst, was du weißt; aber weißt du auch, was du glaubst? Ja, natürlich, da du glaubst, was du weißt ...«

»Das sind Gedankenexperimente ...«

»Eben! Wir stellen Gedankenproben an, suchen in Erfahrung zu bringen, wie weit man mit dem Denken

das Unbekannte sondieren kann. Und wir haben entdeckt, das Denken ist ebenso tief gesunken wie alles andre Dekadente. Du weißt, in der Regula de tri sucht man mit drei Bekannten die vierte Unbekannte. Und wenn ich die mathematische Schlußfolge richtig aufstelle, indem ich richtig rechne, so bin ich ganz sicher, daß ich die unbekannte Größe X gefunden habe. Aber wenn du drei oder vier sichere Voraussetzungen hast und daraus einen logischen Schluß zu ziehen suchst, so bleist du oft vor dem Folgesatz stehen, weil du vor der Meinung des Tages feige bist. Wollt ihr hören, wie ich einen Versuch angestellt habe, um in Erfahrung zu bringen, ob eine Wahrheit in der alten, so unwahrscheinlichen Annahme von Wahrzeichen liegt; dem Auftreten von natürlichen Erscheinungen, die von Ereignissen begleitet werden, die wieder auf die Schicksale der Menschen einwirken? Hört mir einen Augenblick zu; nachher erörtern wir die Sache.«

Graf Max las diesen Dialog.

*

»Hast du eine Luftspiegelung in Stockholm gesehen?«

»Luftspiegelung? In Städten gibt es keine Luftspiegelung, nur in Wüsten, auf Ebenen und auf dem Meer.«

»Man könnte es also höchst ungewöhnlich nennen, wenn man eine Luftspiegelung über Stockholm erblickte.«

»Das wäre ein reines Wunder.«

»Ein Wunder gibt es nicht! Oder was verstehst du unter Wunder?«

»Was gegen die Naturgesetze verstößt, ist ein Wunder.«

»Gut! Aber um zu wissen, was gegen die Naturgesetze verstößt, muß man alle Naturgesetze kennen. Kann man sagen, daß man alle Naturgesetze kennt?«

»Nein, gewiß nicht!«

»Nein, denn die Naturgesetze widersprechen oft ein=

ander und sich selber. Die Physik lehrt zum Beispiel, daß der Laut sich besser durch feste Körper als durch die Luft fortpflanzt. So geht eine Lautwelle zehneinhalbmal leichter durch Gußeisen als durch Luft; und doch zieht man den eisernen Vorhang auf, um das Symphoniekonzert besser zu hören; und man schließt nicht die Tür zum Musikzimmer, sondern öffnet sie, wenn man Musik hören will. Also pflanzen feste Körper den Laut schlechter fort als Luft, und besser als Luft. Dieser Widerspruch besagt, daß wir die Naturgesetze nicht kennen; daß wir also nicht wissen, was gegen die Naturgesetze verstößt. Mithin wissen wir nicht, was ein Wunder ist oder nicht. Wir tun also am besten, nicht von einem Wunder zu sprechen. Willst du mir nun einen andern Namen für den Fall geben, daß sich eine Luftspiegelung über Stockholm zeigen sollte.«

»Ich würde sie unerklärlich nennen!«

»Gut, wir nennen sie also unerklärlich. Und du gibst doch zu, daß es ebenso unerklärlich wäre, wenn sich die Luftspiegelung in Paris statt in Stockholm zeigte?«

»Gewiß!«

»Gut! In der Nacht zum fünfzehnten Dezember 1869 zeigten sich in Paris Tuilerien, Louvre, Place de la Concorde, Rathaus mit mehrern andern öffentlichen Gebäuden auf dem etwas wolkigen Himmel, aber verkehrt, und zwar bei Mondschein.«

»Das ist durchaus unerklärlich! Kann es nicht eine optische Täuschung gewesen sein?«

»Nein, denn die Erscheinung wurde von vielen beobachtet und ist in Flammarions gelehrter Arbeit über die Atmosphäre abgebildet.«

»Das ist sonderbar! 1869, sagtest du?«

»Ja, ein Jahr vor dem Krieg und der Kommune!«

»Das war natürlich eine Luftspiegelung?«

»Gewiß, eine Luftspiegelung in den Wolken, und also kein Wunder, aber jedenfalls unerklärlich, denn Wolken

pflegen nicht als Spiegel aufzutreten, eher als Schirme. Aber gehen wir weiter. – Du gibst zu, daß Feuerkugeln oder Boliden, Meteorsteine, recht selten in Stockholm niederfallen. Kannst du dich an einen Fall erinnern?«

»Nein, ich erinnere mich an keinen.«

»Glaubst du, daß sie öfters in Madrid fallen?«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Es war also ein höchst ungewöhnliches Ereignis, als die Feuerkugel am zehnten Februar 1896 über Madrid zersprang. Sie verursachte auch eine solche Panik, daß die Menschen, die aus den Häusern stürzten, sich gegenseitig tot traten; auch wurden einige wahnsinnig.«

»Ich erinnere mich. Es war unmittelbar vor dem Krieg auf Kuba und den Philippinen. Das war ein Meteorstein natürlich.«

»Ja gewiß, und ich habe eben die Analyse bekommen: Nickel und Eisen, ein magnesiumhaltiges Silikat mit etwas Chrom und so weiter ...«

»Er hatte ungefähr den gleichen Gehalt an Magnesia wie der Bolid, der am zwölften März 1899 vor Borgo niederfiel ...«

»Genau neunzig Jahre auf den Tag nach dem Landtag von Borgo, während die Finnen ihre zweite Petition an den Zaren vorbereiteten ...«

»Warte: dies war am zwölften März und der Landtag von Borgo war am ...«

»Am zweiundzwanzigsten und siebenundzwanzigsten März alten Stils, das heißt um den zwölften neuen Stils. Du siehst also, die Meteore operieren mit astronomischer Genauigkeit und rechnen die Zeit nach den Sternen, nicht nach Kaisern und Päpsten.«

»Wohinaus willst du mit all dem? Du glaubst doch nicht an Wahrzeichen?«

»Ich? Nein, behüte! Ich will nur das Vorhandensein unerklärlicher Tatsachen konstatieren. Die unerklärlichste ist der Dreyfus-Zyklon zu Paris am zehnten

September 1896. Ich nenne ihn so, weil Dreyfus drei Jahre später am zehnten September zu Rennes abgeurteilt wurde.«

»Dann könntest du ihn ebensogut den Zyklon der Kaiserin nennen, weil die Kaiserin von Österreich am zehnten September 1898 ermordet wurde . . .«

»Nachdem ihre Schwester, die Herzogin von Alençon, ein Jahr vorher bei dem Bazarbrand umgekommen, der ein Brandopfer aus den alten adeligen Familien Frankreichs zu sein scheint . . . Die nicht okkulte Vossische Zeitung schreibt: ,Ein Zyklon ist bisher in Paris nicht beobachtet worden. Er begann beim Saint-Sulpice-Platz, strich durch Paris von Südwest nach Nordost und endete in den Gärten des Krankenhauses von Saint-Louis . . . Auf seinem Wege riß der Zyklon Bäume mit der Wurzel aus, brach Laternenpfähle durch, schleifte Schornsteine, riß Dächer ab, stieß schwere Omnibusse um, hob Droschken mit Pferd und Kutscher vom Boden auf und schleuderte sie einhundertzwanzig Meter durch die Luft. Auf der Seine wurden die Schiffe gegen einander getrieben, drei entzweigeschlagen, darunter das Kohlenschiff ,La Revanche'. Im Justizgebäude stürzte das Gerüst zur Heiligen Kapelle zusammen; der Senat mußte seine Sitzung unterbrechen, während Türen und Fenster aus den Angeln gehoben wurden. In der Polizeipräfektur wurde ein Schilderhäuschen durch die Luft getragen; der Posten stehende Soldat befand sich mit seinem Gewehr plötzlich am Ende eines Korridors, ohne zu wissen, wie es zugegangen. Ein vortragender Richter sah, wie sich ein Fenster öffnete und ein großer Baum mit Wurzeln in den Saal des zweiten Stocks flog'. Zum Vergleich führe ich aus dem Bericht der Frankfurter Zeitung an: ,Am stärksten wütete das Unwetter längs der Seine; das Justizgebäude wurde übel mitgenommen . . . Fast durch ein Wunder entging ein Mitarbeiter des Courrier de Paris dem Tode,

als er am Krankenhaus von Saint-Louis in dem Augenblick vorbeiging, als ein eiserner Zaun von mindestens fünfzig Meter Länge von der Mauer gerissen wurde.' – Alles in allem, ein höchst ungewöhnlicher Zyklon. Man könnte ihn symbolisch nennen, nicht wahr?«

»Dann kannst du notieren: Am neunten Juni 1899 schlug der Blitz bei Brest in das Semaphor, das den Dampfer Sfax, auf dem sich Dreyfus befand, signalisieren sollte.«

»Ja, warum nicht! Daß der Blitz einschlägt, daß Meteore fallen, daß Zyklone rasen, hat ja zunächst natürliche Ursachen. Daß es aber gerade in dem betreffenden Augenblick geschah, scheint fernerliegende Ursachen zu haben. Du weißt, daß eine Handlung oder ein Ereignis mehrere Ursachen haben kann.«

»Zugegeben!«

»Gut! Dies geschah mir kürzlich auf meinem Morgenspaziergang. Ich ging auf dem südlichen Ufer der Stockholmer Tiergartenbucht und hörte plötzlich vom nördlichen Ufer den Laut von Teppichklopfen. Als ich dahin sah, um die Ursache zu finden, bemerkte ich ein Segelboot, das an der Landungsbrücke lag und mit den Segeln schlug. Da das Boot klein war, wunderte ich mich über den starken Laut. Mein Blick glitt an dem Segelboot vorbei eine Anhöhe hinauf, und siehe da, dort wurden große Teppiche geklopft. Der Laut hatte also zwei Ursachen, eine nähere und eine fernere; und die fernere Ursache war stärker, das heißt, bildete die eigentliche Ursache, trotzdem sie verdeckt wurde von der näheren, den Segeln, die auch am Hervorbringen des Lautes teilnahmen. Ja, siehst du, so ist es: wenn wir den Blick weiter schweifen lassen, über das Nächste hinaus, so entdecken wir das Fernere. Wenn also der Bolid in Borgo als nächste Ursache einen geplatzten Himmelskörper hat, er mag nun zu den Leoniden gehören oder nicht, so kann er einen zweiten Grund haben, gerade in diesem

Augenblick zu fallen. Und warum er gerade in diesem Augenblick fiel, das ist das Unerklärliche. Du möchtest es Zufall nennen, aber der Zufall ist blind, unlogisch. Wenn der Feuerstein im Januar an einem gleichgültigen Tag gefallen wäre, hätte man es Zufall nennen können; jetzt aber war Logik darin, und mit Logik hört der Zufall auf! Wenn ein ursächlicher Zusammenhang zu sehen ist, hat man ein Recht, von Grund und Folge zu sprechen. Das Tier sieht, aber begreift nicht den Hintergrund der Ereignisse. Wenn du ein Säugetier auf die Kuppel der Sternwarte setzt und es die Novemberschwärme betrachten läßt, so sieht es eine Menge glänzender Streifen, kann aber nie deren Bahnen ausrechnen oder die Ursache ihres Auftretens ausdenken. Wahrscheinlich wird ihm bange vor dem Ungewöhnlichen und es läuft auf und davon, denn das Tier ist abergläubisch; und es ist Aberglaube, zu fürchten, was hinter der Erscheinung liegt. So handeln auch die meisten Menschen in unsrer Zeit; sie laufen davon und wagen nicht hinter die Hülle zu sehen. Sie wissen, daß etwas oder jemand dahinter ist, aber sie wollen es oder ihn nicht sehen: er darf nicht da sein!«

»Glaubst du nicht, daß die Phantasie eine Rolle in diesen Geschichten spielt?«

»Doch, gewiß, die Phantasie spielt eine Rolle in allen Geschichten! Du mußt dir den Begriff Phantasie klar machen, ehe du das Wort in geringschätzender Absicht benutzest. Zuerst: Phantasie ist ja Vorstellungsvermögen; dann Vorstellung selbst. Wenn du dich an eine Sache erinnerst, so ist es nicht die Sache selbst, die du zurückrufst, sondern die Vorstellung von der Sache. Das Gedächtnis, die Gottesgabe, wirkt also mit der Phantasie; sprich darum gut von der Phantasie und nicht geringschätzig, denn dann lästerst du. Ein phantasieloser Mensch hat ein schlechtes Gedächtnis; ihm fehlt die Fähigkeit, sich von entfernten Gegenständen Bilder

(Phantasien) vorzustellen. Darum ist ein phantasieloser Mensch untüchtig in allen wichtigen Berufen, des Staates sowohl wie der privaten. Ein phantasieloser Mensch kann zwei Vorstellungen, die etwas entfernt sind, nicht verbinden; er wird deshalb borniert oder begrenzt genannt. Er sieht wohl das Segel, das schlägt, aber nicht den Teppich, den man klopft; er sieht das Meteor und das Magnesiumsilikat, aber er sieht nicht den Landtag von Borgo! Und deutet man auf den Landtag von Borgo, so strammt es in seinem Gehirn, und die Schließmuskeln des Mundes öffnen sich bis hinter die Ohren. Das ist das alberne bäurische Grinsen! Die Philosophie dieses bäurischen Grinsens ist die: das lächerliche Lächeln über das, was man nicht versteht.«

»Du glaubst also an Wunder?«

»Waren wir nicht von Anfang an einig, daß Wunder ist, was gegen die Naturgesetze verstößt? Und da wir anerkannten, daß die Naturgesetze meistens unbekannt sind, konnten wir nicht von Wunder sprechen, oder mußten das Dasein des Wunders anerkennen. Da das Eisen den Laut zehneinhalbmal besser als Luft fortpflanzt, ist es ein Wunder, daß wir die Musik besser ohne eisernen Vorhang hören als mit. Da sind wir also bei einem Wunder. Man kann sich gegen die Bazillen und Pilzsporen der Luft nicht schützen, indem man Sublimat auf die Finger streicht; aber die Ärzte glauben es; glauben also an Wunder. Kein denkender Chemiker glaubt an die Einfachheit der einfachen Körper; aber Monsieur Curie glaubt daran, daß Radium ein einfacher Stoff ist. Nun ist ein einfacher Körper ein solcher, der nicht in einen andern Körper übergehen kann, also kann Radium nicht Helium werden. Radium kann aber Helium werden: also glaubt Monsieur Curie an ein Wunder ... Daß ein Papier lichtempfindlich ist, heißt doch, daß es die Fähigkeit besitzt, ein Bild wiederzugeben und zu fixieren; mit einem Wort, daß man damit photographieren kann.

Nun ist Albuminsilberpapier lichtempfindlich, aber man kann nicht damit photographieren, nur kopieren. Das ist ein Wunder, und noch nicht erklärt. Die Röntgenstrahlen sind auch ein Wunder, denn sie gehen durch undurchsichtige Körper, und undurchsichtige Körper ‚lassen kein Licht durch'. Wir sehen also, daß wir an Wunder glauben, obwohl wir nicht glauben, daß wir es tun. Oder mit andern Worten: unser Denken steht so niedrig, daß wir nicht wissen, was wir glauben oder nicht glauben. Wenn wir das nicht wissen, sollten wir nicht so viel schwatzen; und die, welche nicht denken können, sollten ein Todesschweigen beobachten, bis sie denken gelernt haben. Aber zum Denken ist Mut erforderlich, und die menschliche Feigheit ist das Zeichen der Zeit. Wer an einen Gott oder an die Götter glaubt, muß an Wunder glauben, aber er wagt es nicht. Gott hebt die Naturgesetze nicht auf, wenn er ‚Wunder' tut; er benutzt nur die Naturgesetze zu seinen Zwecken. Daß ein Meteorstein fällt, ist ja kein Wunder; er fällt mit der Geschwindigkeit und in der Richtung, mit der und in der er fallen soll; in der Zeit und in dem Raum, in der und in dem er soll. Wo liegt da das Wunder? Siehst du, wie wir uns in Widersprüche verwickeln, wenn wir alte bedeutungslose Worte wie Wunder, Aberglauben, Phantasien benutzen? Was ist das für eine Tierklasse, die dafür bekannt ist, daß sie Worte ausspricht, deren Bedeutung sie nicht versteht?«

»Das ist die große Familie der Papageien.«

»Wahrhaftig, du hast recht! Und so gehts immer, wenn die Tiere zu sprechen suchen. Ich möchte jetzt mit einer neueren Definition des Aberglaubens schließen. Der Philosoph nennt es Aberglauben, daß man an seine Phantasien glaubt, oder sie mit der Wirklichkeit verwechselt. Aber Phantasien sind unsre Vorstellungen von den Dingen. Wenn du dir eine abwesende Person vorstellst, so bringst du sie nicht selber in dein Gehirn hinein,

sondern du phantasierst dir ein inneres Bild von ihr. Ist es geschehen, daß du dieses Bild mit der Person selber verwechselt hast?«

»Nein, ich habe nie Halluzinationen gehabt.«

»Ich auch nicht! Wir haben also unsere Phantasien nicht mit der Wirklichkeit verwechselt: wir sind also nicht abergläubisch. Nun aber ist die Frage: haben wir an unsre Phantasien geglaubt?«

»Das heißt an ihre Wirklichkeit.«

»Jawohl! Wenn aber die Phantasie ein Spiegelbild einer Wirklichkeit ist, so habe ich doch ein Recht, daran zu glauben, daß meine Phantasie eine Wirklichkeit wirklich wiedergibt. Wenn du in einem Spiegel ein Bild deines Ofens siehst, so glaubst du doch, daß der Ofen in der Nähe ist; und du hast recht. Denn ein Lichtbild ist eine Wirklichkeit, da das Licht etwas Wirkliches ist, denn es kann von unsern Sinnen aufgefaßt werden. Die Spiegelbilder unsrer Phantasie besitzen also Wirklichkeit, da sie von unsern Sinnen aufgefaßt werden, ohne welche unsre äußeren Sinne nicht fungieren können. Nicht wahr? Wenn der Chirurg dein Auge herausnimmt, so siehst du nicht; aber das Auge sieht, das heißt, gibt Bilder wieder. Also ist dein innerer Sinn nötig, damit du siehst. Nimmt aber der Chirurg beide Augen heraus, so kannst du doch deine inneren Bilder der äußeren Welt sehen ... Du findest also, daß des Philosophen Definition vom Aberglauben nicht auf uns und den Borgo-Bolid angewandt werden kann, denn wir haben weder den Meteorstein mit unsrer Phantasie von ihm verwechselt ... da sind wir wieder auf Grund gestoßen, auf die Blindschäre des Widerspruchs: aber so geht es einem immer, wenn man Haar spalten oder Begriffe auflösen will ...«

»Wie willst du Aberglaube definieren?«

»Aberglaube ist des beschränkten Menschen Furcht vor dem Unbekannten, die sein Urteilsvermögen so

lähmt, daß er nicht den ursächlichen Zusammenhang zwischen einer Naturerscheinung und einem historischen Ereignis sehen kann. Es ist mit andern Worten: des Säugetiers Blick auf die Leoniden; es ist die Unfähigkeit des Wilden, nicht deuten zu können; es ist des Kurzsichtigen Gebrechen, nicht das Entfernte beobachten zu können; es ist des Heiden Schwäche, sich nicht zu einem persönlichen Gott erheben zu können, sondern zu glauben: alles sei Gott, Steine und Moose, Stockfische und Mandrille. Es ist des unphilosophischen Philosophen Sehen mit dem herausgenommenen Auge, ohne daß der innere Sinn gebraucht wird. Da steht nun die Menschheit und sieht nichts mit ihren sehenden Augen; fürchtet mit dem Aberglauben des bösen Gewissens das, was hinter dem Vorhang ist. Theophobie heißt die Krankheit, Furcht vor Gott, die etwas andres ist als Gottesfurcht.«

»Du scheinst also an Wahrzeichen zu glauben?«

»Wir wollen erst den Begriff Wahrzeichen bestimmen. Auf der physischen Ebene ist es ein Wahrzeichen, wenn das Barometer fällt: es prophezeit Regen oder sagt Regen voraus. Man kann also auf der physischen Ebene prophezeien oder voraussagen, nicht wahr?«

»Ja, allerdings.«

»Dann müßte man a fortiori auch auf der psychischen Ebene prophezeien können, die höher liegt?«

»Das scheint logisch zu sein!«

»Gut, dann ist die Wahrsagekunst an sich als möglich und vorhanden anerkannt. Wenn wir sehen, daß der Himmel ungewöhnlich rot bei Sonnenuntergang wird, so bekommen wir Wind. Oder wenn der Mond einen Ring hat, bekommen wir Niederschläge.«

»Und wenn es Blut regnet, bekommen wir Krieg?«

»Es hat wohl nie Blut geregnet, sondern kosmischen Staub von rotem Eisenoxyd, und Absonderungen des Schmetterlings Vanessa hat man einige Male für Blut

gehalten. Wer sich mit blutigen Gedanken getragen und sich die Warnung zu Herzen genommen, hat sicher nicht dabei verloren.«

»Du glaubst also an Wahrzeichen?«

»An Voraussagen, Warnungen, Mahnungen von oben muß ich glauben, aber an Zauberer und Wahrsagerinnen glaube ich nicht!«

»Also an Wahrzeichen?«

»Ja, an solche, die man bekommt, aber nicht an solche, die man verlangt. Jetzt weißt du's! Gehst du nun hin und sprichst auf deine Art davon, so klingt es dumm, und dann mußt du für deine Dummheit einstehen. Male cum recitas, tuus est! – Aber wir haben jetzt Wahrzeichen ganz in der Nähe! Wir haben das Erdbeben in Schweden und Norwegen und wir haben den Orkan, unmittelbar bevor die Konsulatsfrage und die Auflösung der Union zur Sprache kamen. Das Erdbeben fand am dreiundzwanzigsten Oktober 1904 statt, und dessen Wirkungen in Christiania und Stockholm kennen wir. Der Orkan vom neunundzwanzigsten Januar 1905 ist vielleicht noch symbolischer, denn er wurde von dem Bergsturz an der Westküste von Norwegen angekündigt; hob die Dächer von der Festung Akershus und dem königlichen Schloß in Christiania; von dort ging er nach Stockholm und hob das Dach von einem Gebäude der Gardekaserne ...«

»Wollen wir nicht aufhören?«

»Ja, aufschieben! Dann könnt ihr über die Sache nachdenken.«

★

Falkenström nahm das Wort, aber nach einigem Zögern.

»Ja, was soll man sagen? Der Dreyfus-Zyklon stimmt ja in allen Einzelheiten. Aber der Borgo-Bolid, was bedeutet der?«

»Eine Warnung, eine Prüfung oder – einen Himmels-

brief mit zwei tröstenden Worten: Geduld und Hoffnung! – Die Zukunft wird es zeigen.«

»Aber das stellt ja die ganze Astronomie auf den Kopf, Keplers Gesetze ...«

»Nein, warum? Können nicht besondere Kometen auftreten, obwohl die Planeten ihren regelmäßigen Gang beschreiben? Und Kepler, was weißt du von ihm? Seine drei Gesetze bestehen, aber er hat auch das Mysterium cosmographicum geschrieben. Darin faßt er die Erde als eine Art lebendes Wesen auf, das atmet, unter der Form von Ebbe und Flut.«

»Aber Newton hat ausgerechnet ...«

»Newton wie Kepler waren fromme Männer. Newton hat die Offenbarung Johannis ausgelegt ... Übrigens können Keplers Gesetze richtig sein als Beobachtung, während andre höhere Gesetze gleichzeitig herrschen. Weil die Quadratzahlen der sogenannten Umlaufszeiten zweier Planeten sich verhalten wie die Würfelzahlen ihrer sogenannten Sonnenabstände, braucht weder der Umlauf ein Umlauf noch der Abstand ein Abstand zu sein. In der Chemie herrscht ungefähr das gleiche Gesetz. Das Atomgewicht der meisten Metalle ist das Quadrat des eigentlichen Gewichts, aber das Atomgewicht der Mettaloide ist der Würfel des eigentlichen Gewichts. Hier scheint das Verhältnis umgekehrt proportional zu sein: je größer desto kleiner. Atomgewicht ist nämlich kein Gewicht (Schwere), sondern Anziehungskraft und folgt Newtons Gravitationsgesetz, aber die chemischen Körper folgen gleichzeitig andern Gesetzen, Avogadros, Mariottis und andern. Was geschieht, wenn man Quecksilber mit Schwefel verbindet, um den roten Zinnober zu bilden, das ist ein Mysterium, das vorläufig noch unsern Sinnen und unsrer Vernunft verschlossen ist. Das Quecksilber hat seine metallische Natur aufgegeben, und der Schwefel hat seine Harznatur verloren: da liegt ein roter gleichartiger Farb-

stoff. Das ist ein Wunder! – Wollen wir jetzt von deinen Angelegenheiten sprechen, Falkenström?«

»Von meinen – Angelegenheiten? – Was ist davon zu sprechen? Ich werde verklagt oder nicht verklagt. Im ersten Fall schicke ich einen Advokaten, und damit Schluß.«

»Du wirst nicht verklagt! Ich habe heute die telephonische Mitteilung bekommen. Also sprechen wir von etwas anderm.«

»Wir sprechen von etwas anderm, oder gehen in den Wald.«

»Wir gehen in den Wald!«

Dreizehntes Kapitel

Es war Weihnachten.

Zachris und Jenny waren um elf Uhr erwacht, und zwar in schlechter Laune.

»Hast du einen Weihnachtsbaum gekauft?« fragte Zachris.

»Ich? Das mußt du tun! Ich bin krank und kann nichts leisten, das weißt du doch.«

»Soll ich den Haushalt besorgen?«

»Gewiß; wenn ichs nicht leisten kann. Übrigens solltest du ihn sowieso besorgen; und wenn's Gerechtigkeit gäbe, müßtest du auch die Kinder zur Welt bringen.«

»Da haben wir die Vorlesungen der Paj!«

»Was sagst du? Hanna ist als Schriftstellerin viel größer als du!«

»Ich bitte nicht zu vergessen, daß ich Literatur schreibe, während sie über Literatur schreibt ...«

»Du schreibst Schund!«

»Und sie schreibt über Schund ... Aber du irrst dich ganz und gar über mich. Sieh, hier in diesem Katalog des deutschen Verlegers wird der Stil meines letzten Buches mit Goethes Stil verglichen ...«

»Das hast du natürlich selber geschrieben, oder hinter deinem Rücken schreiben lassen. Steht wirklich Goethe da?«

Eine Ohrfeige klatschte. Jennys Backen hatten sich nämlich außerordentlich entwickelt und luden geradezu ein, Hand anzulegen. Sie war jetzt an diese Liebkosungen gewöhnt; sie rissen sie aus dem Morphiumschlaf und riefen immer einen Weinanfall hervor, der linderte.

Um den Folgen zu entkommen, ging Zachris in die Wohnung hinunter; die war nicht aufgeräumt, aber das merkte er nicht.

»Wo sind die Knaben?« fragte er die Köchin.

»Die sind draußen auf der See natürlich.«

»Auf der See?«

Es war allerdings schön, sie los zu sein, aber zum Weihnachtsabend gehörten doch die Kinder; sie dekorierten und bildeten Hintergrund. Er selber hatte jede Erinnerung an Bedeutung und Charakter des Festes verloren. Er setzte sich ans Fenster und starrte hinaus. Sehen tat er nie; man konnte ihn vergeblich nach dem Wetter fragen. Er wußte nie, ob die Sonne schien oder ob es bewölkt war; ob die Landschaft schön oder häßlich war – dieser große Beobachter und Naturschilderer.

Heute schien die Sonne wirklich auf rosenroten Schnee, der im Schatten bläulich war. Die Dompfaffen pickten Vogelbeeren, und stille ausgeruhte frohe Menschen kamen vom Stadtzug, Weihnachtsbäume und Pakete tragend. Diese kleinen bürgerlichen Menschen, die ihr Leben in Pflichten und Kämpfen lebten, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie von einem Affen abstammten; ohne mit einem Gedanken daran zu denken, daß ihre Töchter einmal kastriert werden sollten, um eine Professur zu bekommen oder ein Postamt zu übernehmen. Sie kamen in diesem Augenblick dem Verzweifelnden wie Menschen des goldenen Zeitalters vor, die eine unschuldige Freude genießen konnten. Er sah in die klaren, ruhigen Augen der Vorbeigehenden, in die strahlenden Gesichter der Kinder, und etwas wie Sehnsucht, vielleicht Reue und Scham, griff einen Akkord auf seinen überspannten Nervensaiten, die aber gleich wieder schlaff wurden und summten.

Um sich zu befreien, nahm er den deutschen Verlagskatalog und las. Da stand wirklich das Wort Goethe. Und da stand Lars Peter Zachrisson als das Haupt der neuen literarischen Schule in Schweden, die mit den achtziger Jahren ihren Einzug hielt. Dieser Dieb, der einmal beim Durchbruch der siebziger Jahre Arvid Falck als seinen Lehrer begrüßt, hatte sich jetzt in dessen Haut gefressen, dessen Namen und dessen Werk ausgestrichen.

Goethe! Weiter konnte er nicht kommen!

Er erhob sich, einen Rausch im ganzen Körper. Sein kurzer unbeholfener Leib schwoll wie ein Frosch, der Ochse werden möchte. Als er an Goethes gesammelten Werken vorbeiging, dachte er wirklich:

Faust? Ach was, der ist veraltet und muß neu geschrieben werden! Ich habe ihn eben auf dem Schwedischen Theater gesehen; das war ein Ausstattungsstück.«

Sein nächster Gedanke war:

»Das wird ein gutes Weihnachtsgeschenk für die Akademie sein, wenn sie diese Kritik in der Übersetzung einer Zeitungsanzeige liest!«

Er hatte nämlich kürzlich nach dem Stipendium der Akademie geschielt; als er es aber nicht bekam, obwohl er als Preis die Köpfe aller seiner Freunde auf einer Schüssel ausgeliefert, wandte er hinterm Wind und schlug zurück.

Aber es erwartete ihn ein Weihnachtsgeschenk, von dem er nicht geträumt hatte.

Als er sich wieder ans Fenster setzte, sah er, daß sich der Menschenstrom, der vom Bahnhof kam, verlaufen hatte. Nur ein einsamer Reisender kam die Straße daher. Er hatte einen schaukelnden Gang, als reite er im Trott. Diesen Gang hatte Zachris schon früher gesehen.

Als er näher kam, sah Zachris, daß es ein junger Mann oder ein aufgeschossener Jüngling war. Er schien hier unbekannt zu sein und etwas zu suchen. Er blickte an den Villen hinauf, um die richtige herauszufinden.

Zachris empfand etwas Unangenehmes, Unklares, Beunruhigendes. Er stand auf und ging in den Salon; sank auf einen Sessel nieder, der nach dem Fenster gewandt, aber so niedrig war, daß er die Landschaft nicht sehen konnte. Er hatte Herzklopfen bekommen und saß wie angebunden auf dem Sessel.

Als er sich im Pfeilerspiegel sah, erschrak er, denn die Augen waren nicht zu sehen, sondern nur die Ovale der Brillengläser; die waren grün infolge der Reflexe eines Lampenschirms. Er sah selber, daß es der Gespensteraffe war. Das traf ihn um so mehr, als man ihn im Parkett eines Theaters hinter seinem Rücken so genannt hatte. Jetzt erst verstand er das Wort. Er wandte sich vom Spiegel ab und wieder dem Fenster zu. Da sah er: ein Gesicht gegen die Scheibe gedrückt, von zwei Händen eingefaßt, welche die Augen gegen die Spiegelungen schützten.

Dieses Gesicht glich dem eines Toten, eines Opernsängers, der in Zachris erstem Heim verkehrt hatte: die selben rohen, grausamen Züge ...

Das Gesicht war verschwunden, aber es klingelte an der Haustür.

Böses ahnend, eilte Zachris nach der Küche und schrie:

»Nicht öffnen!«

Dann kehrte er wieder in den Salon zurück, während die Glocke immer noch klingelte. Sie schellte so, als habe sie Rechte und habe nicht die Absicht zu schweigen, ehe sie nicht ihren Willen bekommen.

Einen Augenblick dachte Zachris zu Jenny hinauf zu fliehen, aber die Wirkungen der Ohrfeige pflegten einige Stunden zu dauern.

Eine Weile wurde es still, dann aber waren Schritte im Saal zu hören. Er war durch den hinteren Eingang gekommen.

Zachris wurde von einer solchen Panik erfaßt, daß seine ganze angeborene Frechheit ihn verließ und er in die Garderobe kroch.

Gleich darauf hörte er zwei Stimmen:

»Doch er ist hier, ich habe ihn durch die Fensterscheibe gesehen.«

»Dann setzen Sie sich; er wird wohl gleich kommen.«

Nachdem er die Zimmer durchforscht hatte, setzte sich der Unbekannte, das Gespenst aus dem Grabe, vor die Garderobentür.

Zachris schwitzte, wütete gegen sich selbst über seine Feigheit. Wie sollte er herauskommen, ohne lächerlich zu werden? Der schlimmste Augenblick in seinem Leben stand ihm bevor. Er wollte ihn schnell hinter sich haben, aber er konnte doch nicht aus einer Garderobe hervortreten.

Er hörte, wie der Fremdling hustete und die Füße tauschte. Er selber hatte sich in Röcken verwickelt; mit dem einem Fuß stand er auf einem Glanzlederstiefel und mit dem andern auf einem Pantoffel: das machte seine ganze Figur schief.

Dort saß sein Sohn, der nicht sein Sohn war, und zeugte von einem Verbrechen, das größer als andere ist, weil es sich durch alle Zeiten, ohne Ende fortpflanzt. Dieser zudringliche Flegel war einst ein Engel gewesen, den Zachris während der Krankheit getragen hatte. Das war seine einzige Unsterblichkeit gewesen, da er an keine andre glaubte. Dann aber mußte er entdecken, daß sie falsch war. Anfangs hatte er nicht daran glauben wollen, sondern lange gedacht, seine Frau habe ihn belogen, um das Kind zu bekommen. Später hatte er's vergessen; jetzt aber hatte er Gewißheit erhalten.

Er hörte ein Geräusch oben auf der Bodentreppe. Das konnte Jenny sein, und er mußte ein Ende machen. Riß die Tür auf, trat frank und frei heraus und schlug wie ein Blitz auf den Fremdling nieder:

»Kommen Sie in mein Zimmer: da können wir uns aussprechen!«

Es ging wirklich so schnell, daß der Fremde gar nicht dazu kam, sich über die Tür oder etwas andres Gedanken zu machen.

»Was wollen Sie von mir?« fragte Zachris.

»Sie? Kennst du mich nicht wieder?«

Er machte dabei eine Miene, als biete er eine angenehme Überraschung als Weihnachtsgeschenk. Das reizte aber Zachris bis zur vollen Wut.

»Ich kenne Sie wieder, aber ich kenne Sie nicht. Gehen Sie zu Ihrer werten Mutter, und kommen Sie nicht zu mir! Ich habe eine neue Familie und neue Pflichten.«

»Bin ich nicht dein Sohn?«

Das war eben die Frage, die Zachris nicht beantworten wollte, denn das war die Schande. Zum Schweigen gezwungen, brach er los, packte den Bengel beim Kragen und suchte ihn nach der Tür zu ziehen:

»Gehen Sie, hinaus, schnell!«

Er hörte Jenny auf der Treppe.

»Warte, warte,« sagte der junge Amerikaner, der durchtrieben zu sein schien. »Ich gehe, wenn ich will, aber ich will meine Rechte wahren ...«

»Du hast keine Rechte nach fünfzehn Jahren; du bist jetzt achtzehn! Dein Erbe sollst du haben, wenn ich sterbe, falls dann noch etwas da ist ...«

»Aber du willst mich doch nicht auf die Landstraße werfen, wie du einmal meine Mutter hinaus gejagt hast.«

»Das ist eine Lüge, daß ich das getan habe; aber das geht dich nichts an! Hinaus! Hier hast du!«

»Fünf Kronen? Am Weihnachtsabend! Pfui Teufel!«

Jenny näherte sich. Durch die letzte Roheit des Burschen von jeder Sentimentalität befreit, stieß Zachris ihn zur Tür hinaus und schloß ab.

Es war eine Erleichterung für ihn, daß der Bursche nicht anders war. Hätte er einen gebildeten weichen jungen Mann getroffen, der dem Vater ein treues Andenken bewahrt, dann hätte er ihn am Weihnachtsabend nicht hinausgeworfen.

Aufatmend setzte er sich wieder, als wolle er in die ewige Ruhe sinken. Das war doch das Schlimmste, das

er erlebt hatte. Diese wandernde Schande; dieses Gesicht, das alle kannten, und das mit seinem Namen gestempelt war; diese falsche Ursprungsbezeichnung; diese Konkubinage mit einem Mann, einem Toten. Das war die Hölle! Dort draußen vor den Toren der Stadt lag in einem Grab ein Skelett, und mit diesem Kadaver hatte er, Zachris, ein lebendes Wesen gemeinsam. Und dieses Skelett hatte ihn in Leibeigenschaft geschlagen. Dieser, deren Sohn, sollte Zachrissons Namen tragen, das Recht besitzen, ihn zu beerben. Die öffentliche Meinung würde Zachris wohl auch zwingen, ihm Unterstützung zu gewähren. Der Sohn war während seiner Ehe geboren, und er hatte nicht das Recht, ihn zu verleugnen. Das war die verhängnisvolle Folge des Ehebruchs einer Gattin, der jetzt als eine Spielerei behandelt wird. Das waren Hanna Pajs Theorien, die sie jungen Frauen und unmännlichen Männern vorlas. Das war der Gesetzentwurf der Zuhälter, daß uneheliche Kinder Erbrecht haben sollen.

Jenny kam ins Zimmer. Eine unerklärliche Macht trieb nämlich die verzweifelnden Gatten zusammen; sie mußten im selben Zimmer sein, um sich gegenseitig zu bekritteln, zu geißeln.

»Wer ist hier gewesen?« fragte Jenny und witterte mit den Nasenflügeln.

»Es ist niemand hier gewesen!«

»Du lügst natürlich!«

Sie saßen jetzt, jedes auf seinem Stuhl, stumpfsinnig da, mit erstorbenem Willen.

»Hast du den Tannenbaum gekauft?« fragte Jenny.

»Nein! Wolltest du das nicht tun?«

»Du wolltest es doch tun!«

»Aber du hast doch gesagt . . .«

»Wo soll man einen herkriegen? Soll man dazu nach der Stadt fahren?«

»Ja, warum nicht!«

»Es ist ja so weit bis zur Stadt, und dann muß man ein Billett kaufen, kommt vielleicht zu spät zum Zug. Und ist man einmal im Zuge, muß man diesen Spitzbuben in die Augen sehen: nein, das kann ich nicht.«

»Wie sollen wir's denn anfangen, um eine Tanne zu bekommen?«

Sie waren alle beide gleich stumpfsinnig; der geringste Wunsch erweckte sofort Schwierigkeiten, die zu Bergen anwuchsen.

»Aber wir müssen jedenfalls eine Tanne haben,« fing Jenny wieder an. »Du bist so stumpfsinnig ...«

»Und du?«

Jennys Haken ließen wieder los:

»Sie muß ja auch geputzt werden! Wer soll das tun?«

Zachris dachte an ganz etwas andres, machte Pläne und rechnete:

»Laß Maja nach einer Tanne telephonieren«, antwortete er.

»Maja? Glaubst du, die hat weiter nichts zu tun? Und übrigens, auf dem Markt haben sie keinen Fernsprecher.«

»Dann werde ich in die Stadt fahren«, schnitt Zachris ab.

»Du? Willst du uns am Weihnachtstag allein lassen? Und dann gehst du frühstücken, kommst betrunken nach Haus und legst dich schlafen. Hast du denn Weihnachtsgeschenke gekauft?«

»Nein, wir wollten ja dieses Jahr keine haben!«

»Wollten wir nicht? Wer hat das gesagt?«

»Du!«

»Das lügst du!«

»Wir wollten auch keinen Baum haben, habe ich von dir gehört: das sei altmodisch.«

»Aber ich will jetzt einen Baum haben, verstehst du.«

»Dann schaff einen!«

»Wo soll ich ihn hernehmen?«

So fuhren sie mit dem Baum fort, nicht des Baumes wegen, sondern um sich gegenseitig mit Worten einreiben zu können. Ihr Zusammenleben war in den Ausschweifungen der Einsamkeit zu einem einzigen großen Geschlechtsleben entartet. Ihre Personen hatten ein Bedürfnis, gegeneinander zu agieren und zu reagieren, und in den Zwischenstunden benutzten sie das Gespräch als Ersatz. Statt einander mit Ruten zu peitschen, bellten sie sich gegenseitig an.

Wie sie so dasaßen, beide gegen das Licht gewandt, war ein Gesicht am Fenster zu sehen. Es war der Fremdling, und jetzt hatten sich seine Grausamkeit und Roheit zum Zynismus gesteigert. Das Gesicht streckte die Zunge aus und trommelte auf der Scheibe.

Zachris betrachtete nur Jennys Züge. Zuerst drückten sie Zweifel aus, ob sie recht gesehen, dann ein schwaches Erkennen, und schließlich ein tödliches Entsetzen. Sie sprang wie eine Feder auf und schien zu einem Entschluß gekommen zu sein. Sie eilte hinauf nach dem Giebelzimmer und begann aufzuräumen.

Zachris versuchte sich Jennys Benehmen zu erklären. Den Sohn konnte sie nicht erkannt haben, weil sie ihn nie gesehen hatte, und weil er dem Vater nicht ähnlich war. Sollte sie den Opernsänger erkannt haben? Etwas mit ihm zu tun gehabt haben? Oder glaubte sie der Tote habe sich gezeigt?

Wenn er sie fragte, würde sie lügen; natürlich! Und er würde die Wahrheit nie erfahren. Darum strich er die Sache durch, zog seinen Überrock an und ging auf den Bahnhof, um in die Stadt zu fahren, in irgend einer unbestimmten Absicht.

*

Als Jenny in ihr Zimmer hinauf kam, packte sie einige Kleider und etwas Wäsche in einen Koffer, nahm eine Dosis Morphium und ging dann an den Fernsprecher.

blieb bei Hannas Nummer stehen, die sie sorgfältig aufschrieb, um keine falsche Ziffer zu sagen.

Aber was sollte sie sagen? Mit diesem Gesicht konnte sie ihr nicht kommen; das mußte im Gegenteil hinter etwas anderm versteckt werden! Das gehörte zu den Geheimnissen der Seele, die man nicht sagen kann, weil es eine Schamhaftigkeit gibt, die an der Schwelle des Unterbewußtseins auf Wache steht.

Die Ohrfeige dagegen, die war gut; die war ein moderner Scheidungsgrund; die war unverzeihlich! Und wenn der Mann eine Frau geschlagen hatte, fragte der Richter nie nach der Ursache.

Sie klingelte. Hanna kam ans Telephon, und Jennys Worte strömten:

»Rette mich! Er hat mich geschlagen; ich kann nicht in seinem Haus bleiben.«

»Hat er dich geschlagen? Dann mußt du sofort gehen! Komm mit dem nächsten Zug zu mir. Ich habe drei Zimmer, und du sollst das beste haben . . .«

»Aber meine Kinder?«

»Bring sie mit, dann werden wir sie auspflanzen! Kommst du?«

Jenny hätte lieber eine Pension gehabt, mit Unterhaltungszimmer, jungen unerfahrenen Herren, am liebsten Studenten und Kadetten. Aber das kommt später, dachte sie und versuchte sich zu erinnern, wie das dritte Zimmer Hannas aussah. Doch das Telephon drängte:

»Kommst du? Bei mir sollst du nicht Not leiden; ich habe ein offenes Herz und eine offene Hand; einen Tannenbaum bekommst du auch.«

Als sie sie von der schlimmsten Sorge um den Tannenbaum, die sie den ganzen Morgen gequält hatte, befreit, antwortete sie:

»Ich komme!«

»Willkommen!« war die Antwort, und dann wurde abgeklingelt.

Hannas schneller Entschluß war nicht aus Wohlwollen gegen Jenny, sondern aus Haß gegen Zachris diktiert. Dieser hatte sich nämlich geweigert, auf ein Fest für Hanna zu subskribieren. Dafür sollte er einen Weihnachtsabend haben, an den er noch lange denken würde! Er sollte fühlen, was eine Gattin wert ist und was ein Weib vermag.

Als Jenny hinunterkam, fragte sie Maja nach den Knaben.

»Die sind auf der See.«

»Die verfluchten Bengels! rief Jenny. Geh und hol sie.«

»Wollen Sie in die Stadt fahren, gnädige Frau?«

»Wir feiern Weihnachten in der Stadt!«

»So? Oh, dann kriege ich vielleicht Urlaub?«

Jenny dachte einen Augenblick nach, dann antwortete sie:

»Ja, gewiß, Maja! Aber schließ sorgfältig hinter dir ab!«

Nach einer Weile kamen die Jungen mit der Hündin hereingestürzt. Sie waren nicht auf der See gewesen, sondern auf dem Bahnhof, wo sie alle Weihnachtszeitungen gekauft hatten.

»Hier kannst du den Alten sehen, Mutter«, rief Brunte und schlug ein Blatt auf, das eine Zeichnung vom Vater enthielt.

»Zieht euch an, Jungens, wir fahren in die Stadt, um dort Weihnachten zu feiern.«

»Ei, das ist nett!«

Während sich die Jungen anzogen, las die Mutter einige Kostbarkeiten zusammen, etwas Silber vom Service und allen Schmuck.

Vierzehntes Kapitel

Als Zachris auf den Bahnhof kam, sah er genau nach, ob der Fremdling im Zug war. Als er ihn nicht erblicken konnte, stieg er ein, setzte sich und begann die Morgenzeitung zu lesen.

Der Zug fuhr ab, und er las weiter. Es war, als habe der Teufel heute den Text geschrieben. Seine schlimmsten Feinde wurden für ihre schlechten Bücher gelobt. Und Falkenström wurde »unser größter Naturschilderer« genannt. Diesen Titel hatte Zachris sich aneignen wollen, obgleich er die Natur nie gesehen.

Dann aber kamen wirklich dämonische Dinge. Von Australien wurde berichtet: Ein Ehemann, dessen Frau ein Kind gebar, das nicht das seine war, kam um Scheidung ein. Als die ihm nicht bewilligt wurde, ermordete er Weib und Kind – an einem Weihnachtsabend. Dafür wurde er gehängt.

»An einem Weihnachtsabend? Warum muß es gerade ein Weihnachtsabend sein?«

Als er die Anzeigen überflog, stand da mit großen Buchstaben: Warnung! Wir machen bekannt, daß unser Prokurist L. P. Zachrisson nicht mehr das Recht hat, für unsere Firma zu zeichnen ...

»L. P. heiße ich auch!«

Ihm wurde düster zumut, und er sah vom Blatt auf; da begegnete er zwei Augen und einem widrigen Lächeln. Das war wieder der Fremdling. Sein Sohn, einmal ein Engel! Deren Sohn ...

Er suchte sich einen andern Platz und begann wieder zu lesen. Da stand unter den Anzeigen: Jenny (mit fetten Buchstaben) wird zu neuem Stelldichein am alten Ort gebeten.

Er stand auf und ging auf die Plattform hinaus, um über die ungewöhnlichen Texte und Anzeigen der Zeitung nachzugrübeln.

»Gesetzt, ich habe etwas zu viel Morphium genommen:

wie kann das auf die Redaktion der Zeitung Einfluß haben?«

Er hatte seinem Abteil den Rücken gekehrt, aber im gegenüberliegenden Fenster, das etwas hohlrund war, sah er ein Gesicht sich spiegeln – wiederum dieses Gesicht!

Er versuchte die Augen zu schließen, da aber sah er das Gesicht in Feuer auf blutrotem Grund gezeichnet. Er ging in das nächste Abteil und setzte sich. Da erhob sich im Hintergrund des »nackten Priesters Bruder«; mit der frommsten Miene, froh, einen Mitmenschen zu sehen, trat er vor und reichte Zachris harmlos seine große behandschuhte Hand.

Aber Zachris war nicht in der Stimmung, sich zu einem Blattkuli herabzulassen, sondern grüßte mit einem kurzen stechenden »Tag«. Dann wandte er sich nach dem Fenster und schob den Rücken wie ein Bollwerk gegen den Zudringlichen. Der in seinen versöhnlichen Weihnachtsgefühlen Verletzte schlenderte in die Ecke zurück, aus der er gekommen.

Zachris war ja kein Kostverächter und hatte früh gelernt, daß niemand so gering ist, daß man ihn nicht benutzen kann. Jetzt aber hatte er der Eingebung eines Augenblicks nachgegeben. Er achtete sich beinahe, daß er's gewagt hatte, den nicht ungefährlichen Provinzpropheten zu verletzen. Er hatte nämlich in dessen Gesicht eine gewisse Schadenfreude gelesen und in einem Blick, den jener nach dem andern Wagen warf, bemerkt, daß er wußte, wer da saß.

Jeder, der das Geheimnis wußte, hatte ja eine Keule in seiner Hand, mit der er Zachris niederschlagen konnte. Es war die unhaltbarste Lage, in die ein Mensch geraten konnte: wehrlos, unbewaffnet, dem ersten besten preisgegeben, vogelfrei!

Schließlich hielt der Zug, man war am Ziel. Zachris blieb an einem Anschlag stehen, um den Fremdling

vorgehen zu lassen. Aber der Fremdling blieb bei einem andern Anschlag stehen und bewachte den Ausgang.

Da standen die beiden, als wollte der eine auf das Ableben des andern warten. Beiden froren die Füße, aber keiner wollte zuerst gehen.

Zachris sah sich nach einem unbekannten Ausgang um; als er ihn gefunden zu haben glaubte, stieg er mit großer Mühe über Schienen, schritt zwischen Güterwagen und Lokomotiven hindurch; kam bis zum Güterschuppen. Dort stieß er aber auf einen Bahnbeamten, der ihn höflich denselben Weg über die Schienen zurück wies. Bei einer Weiche strauchelte er, der Hut rutschte ihm ins Genick und die Brille auf den Schnurrbart. Mit einem ironischen Lachen begrüßte ihn der Fremdling, der auf ihn gewartet hatte.

Zachris stürzte zum Bahnhof hinaus und warf sich in den Menschenstrom der Straßen. Als er aber an einem Schaufenster stehen blieb, sah er den Fremdling an einem andern Halt machen.

Da tauchte ein dunkler Gedanke an Selbstmord in ihm auf. Doch dieser hohe Gedanke wurde sofort von einem weniger hohen abgelöst: Opernkeller! Dorthin zu gehen, dazu hatte der Fremdling nicht Geld genug; dort war Zachris wie zu Hause; dort hatte er seine besten Stunden verlebt; dort fand er immer Freunde.

Als er in den Flur kam und den Überrock auszog, sah er sofort, daß Lügenroth und Smartman am Fenster saßen und Doktor Borg an einem Tisch allein.

»Hier braucht man nicht allein zu sitzen«, dachte er.

Einen Stuhl ergreifend, wollte er sich neben Smartman niederlassen. Der aber schob ihn mit dem Ellenbogen zurück:

»Geh deiner Wege! Wir haben miteinander zu sprechen.«

Zachris machte eine Wendung in den Saal hinein, ganz mutlos und verzagt. Um die Abweisung zu ver-

schleiern, näherte er sich Doktor Borg und fragte ziemlich demütig:

»Darf ich mich setzen?«

»Ja, aber nicht hier; ich erwarte Gesellschaft.«

Es war das erstemal, daß er, der selbstverständlich bei allem dabei sein mußte, abgewiesen wurde. In seiner unsinnigen Verblendung hatte er sich immer für ein selbstverständliches Mitglied jeder Gesellschaft gehalten. Er bat niemals, sondern bot seine werte Person an. Jetzt stand er mitten im Saal und suchte einen freien Tisch. Einsam, ausgestoßen, verworfen, machte er eine traurige Figur. Aber er sah so gemein und selbstschuldig aus, daß er unmöglich Mitleid erregen konnte.

Da bemerkte er in der Ferne einen kleinen freien Tisch. Zwischen fremden Menschen, meistens Reisenden, hindurch kreuzend, stieß er an Stühle, ohne um Entschuldigung zu bitten; kriegte Schelte zu hören, die er nicht verstand; dazu war er zu hochmütig. Als er aber schließlich an einer Gruppe wirklicher Frühstücksesser vorbei ging, hörte er dieses Gespräch:

»Ist er das?«

»Er sieht aus wie ein Koprophag!«

Auf dieses Wort folgte ein schallendes Gelächter, das ihn traf wie der Windstoß ein Segelboot: er krängte und flatterte weiter, bis er schließlich an dem freien Tisch stand.

Aber im selben Augenblick wurde der Tisch vom Provinzpropheten aus dem Zug besetzt.

Zachris stand wie ein Bittsteller vor dem Verschmähten; aber seine unglaubliche Fähigkeit, Beschimpfungen (die er ausgeteilt) zu vergessen, ließ ihn auch jetzt über seine Abweisung im Zug hinweggehen. Mit einer einfachen flotten Gebärde bat er den Freund, den Tisch mit ihm zu teilen, indem er tat, als habe er den Platz bestellt.

Der fromme Mann war erfreut, einen Menschen am Weihnachtsabend zu finden, und brachte die Unterhaltung ohne weiteres in Fluß. Als Journalist war er außerdem an Beschimpfungen gewöhnt. Selber durch seinen Beruf zur Treulosigkeit gezwungen, verzieh er jedem, wenn er nur eine Notiz bekommen konnte.

Zachris seinerseits war nicht einer, der gab, sondern fand es seliger, zu nehmen. Sein Gespräch bestand wie die Katechese aus Fragen; und um nicht etwas geben zu müssen, antwortete er auch mit Fragen. Aber er war so beschlagen in der Kunst zu fragen, daß er die gefährlichsten Behauptungen, die ehrenrührigsten Beschuldigungen aussprechen konnte, alles in Frageform, die ihn unverantwortlich machte.

»Ist es wahr,« begann er, »daß Smartman und Lügenroth ruiniert sind?«

»Nein, das habe ich nicht gehört!« (Da haben wir eine Notiz, dachte er.)

»Ja, ich weiß ja nicht, ich frage nur! Du darfst aber keine Notiz daraus machen, du! Und zitierst du mich, so nehme ich zurück.«

»Wenn es so ist, bist du denn gerettet?«

»Habe ich etwas mit ihren Geschäften zu tun?«

»Ich frage dich ja nur«, antwortete der Fromme, der Unrat witterte.

»Ich lebe so für mich und höre nie etwas,« antwortete Zachris, dem auch bange wurde. »Denke dir, jetzt erst, nach einem Jahr, erfahre ich, daß Smartman geschieden ist.«

»Ist Smartman geschieden?«

»Wußtest du das nicht? Willst du mich etwa rupfen? Er hatte ja eine Geliebte, die seine kostbaren Briefe besaß; die bot sie der Redaktion für dreißigtausend Kronen zur Einlösung an. Darüber hast du doch geschrieben!«

»Habe ich?«

»Jedenfalls habe ich es in deinen Stockholmer Briefen gelesen. Vielleicht irre ich mich? Jetzt erinnere ich mich: es stand in der ‚Brieftasche'! Nun ... auf dein Wohl! Fröhliche Weihnachten, sagt man, obwohl der Teufel wissen mag, wozu die da sind! Nur ein verlorener Arbeitstag und Kosten!«

Jetzt war Zachris in seinem Element. Er hatte einen Zuhörer gefunden, zu dem er seinen Katzenjammer wegschwatzen konnte. Und als der Wein wirkte, rann es aus ihm heraus; aber keine gefährlichen vertraulichen Mitteilungen, keine Zugeständnisse, keine demütigen Bekenntnisse. Aber die Person des Zuhörers war ihm so gleichgültig wie keinem; es waren nur zwei Ohren, zwei Spülröhren, in die er sich ergoß. Er sah nicht auf dessen Gesicht, sondern auf dessen Halstuch; und wenn der Rausch wuchs, konnte er vergessen, mit wem er sprach. Der Prophet hieß Harald, aber Zachris nannte ihn abwechselnd Alfred und Axel, meistens jedoch »mein lieber Freund«. Das letzte war ein Ausdruck seiner Zufriedenheit über Essen und Wein.

Aber Harald, der Fromme, hatte etwas Unangenehmes im Verkehr; wenn er nicht beim Bourgogner einschlief, litt er an schlechter Weinlaune und wurde wahrheitsliebend. Da er eben aufgestanden, war er nicht schläfrig. Sonst verstand der Fuchs, sich von den Leuten in den Schlaf schwatzen zu lassen; er benutzte sie als Schlafmittel, ohne daß sie es merkten. Heute wollte er nicht Spülrohr sein, und der Schimpf im Zug begann ihm aufzustoßen. Er merkte wohl, daß Zachris so viel Schund redete, um nicht von einer Sache sprechen zu müssen, die ihn bedrückte. Als Zachris seinen Freund schließlich Pelle nannte, verlor der die Geduld und schritt zum Angriff:

»Hör mal, was war das vorhin an Lügenroths Tisch? Das sah merkwürdig aus.«

»Danach wollte ich dich gerade fragen. Was geschah? Hat man mich abfallen lassen?«

»Nein, man ist bange vor dir!«

»Bange?«

»Ja, man ist bange vor deinem Namen. Du hast deine Volkstümlichkeit verloren.«

»Ich?«

»Ja, ich möchte dich einen toten Mann nennen. Sie haben dich totgelobt! Dies letzte mit Goethe, das war der Tod im Kochtopf! Wir hatten in den siebziger Jahren einen Dichter ...«

»Ach, die siebziger Jahre!«

Zachris wollte nie von den siebziger Jahren hören! Die Literatur begann für ihn mit den achtziger Jahren, und damit schloß sie auch.

Harald erhob die Stimme und ging weiter:

»Ein Dichter der siebziger Jahre organisierte die ganze Presse für sich durch Wechsel.«

Zachris tat, als habe er dem Kellner einen Befehl zu geben, aber Harald ging weiter.

»Um sich zu rächen, lobten sie ihn tot. Das Publikum wurde schließlich angeekelt, drehte den Rücken und spuckte aus. So ist es dir jetzt auch gegangen. Dein Name ist verbraucht, die Superlative sind erschöpft. Du warst der erste Naturschilderer Schwedens; du hast das nationale Lustspiel eingeführt; du läßt dich als Haupt der neuen Bewegung von Le Figaro (Le) ausfragen; du beherrschtest vollständig die Stockholmer Bühnen; du wurdest schließlich zu einem Goethe ernannt. Hast du das Weihnachtsblatt gesehen? Da stehst du mit deinem Schiller, dem Dichter Grönlund, und drückst ihm etwas in die Hand, das einen Fünfkronenschein vorstellen soll. Das Denkmal ist vor dem neuen Nationaltheater errichtet, dessen Leiter du werden sollst, nachdem du den Wasaorden bekommen hast ...«

Zachris bestellte Whisky. Er wollte aufstehen und gehen, aber die Furcht, allein zu sein, hielt ihn zurück. Hier war es so warm und schön; war es gerade dämmerig

genug für seinen fettigen Gehrock; hier roch es so gut nach Essen und Getränken. Er machte sich also zuerst taub; dann stürzte er einen Whisky hinunter, während er nach einem Stoff suchte, den er als Ableiter benutzen konnte. Er sah sich um, und im Volksgewimmel sah er ein Gesicht, das dem des Buchhändlers Kilo glich, aber seins nicht war, denn Kilo ging nie in die Kneipe.

Das Kloster! Da hatte er den Stoff!

Zachris war von einer beständigen Furcht erfüllt, daß etwas Neues in die Welt kommen könne, und in die Literatur, so daß er mit seinen achtziger Jahren wie ein alter Esel dastand. Er hatte einen Schrecken vor einem Zusammenkommen von Menschen. Ihm war, als verschwöre man sich gegen ihn, wenn eine neue Gruppe entstand. Er versuchte zuerst sich hineinzudrängen und den Ring von innen zu sprengen. Wo er Eintritt fand, wurde das Erhabene sofort in den Staub gezogen, das Uneigennützige wurde eigennützig, das Schöne häßlich.

Als er zuerst vom Kloster sprechen hörte, machte er einen Witz darüber. Als aber Falkenström eintrat, wurde er nachdenklich, suchte sich einzuschmeicheln, bot seinen Schutz und seine Dienste an, wurde aber bestimmt abgewiesen. Graf Max verabscheute ihn wie einen Gestank, und Kilo fürchtete ihn wie das Böse selber.

Zunächst wollte er sich vergewissern, wie Harald sich zu der Klosterfrage stellte.

»Nun, hast du von Kilos Alkoholistenheim in den Südbergen gehört?«

»Ja, das habe ich zu meinem großen Vergnügen.«

Er hatte also angebissen.

»Falkenström soll den Kursus durchschmarutzt haben. Sie sollen Äpfel essen und die Bibel lesen.«

»Und dann haben sie einen Zuchthäusler als Pförtner. Der alte Esel, der so gesoffen hatte, daß er sich Arme und

Beine brach, soll früher ein stiller Säufer und Wiedertäufer gewesen sein.«

»Und das letzte: Revisor K. sitzt in der Backstube und macht Gold.«

»Donnerwetter! Macht er Gold?«

Zachris hielt sich für verpflichtet zu lachen, und das Lachen ging so vor sich, daß er Bauch und Nase schüttelte.

»Aber sie sind nicht ungefährlich,« grinste Harald. »Dieser Kilo ist Theosoph und hat eine große Partei! Ja, du, eine große Partei ...«

Zachris, der Parteien nicht liebte, fauchte:

»Ach!«

»Und Max ist Martinist, schreibt in den Pariser Zeitschriften, die über die ganze Welt gehen ...«

Eine teuflische Lust, Zachris einen Schrecken einzujagen, überfiel jetzt Harald.

»Die Theosophen, weißt du, sind in beiden Weltteilen zu Hause, sind überall zu finden wie früher die Jesuiten; ihr Einfluß in den Zeitungen, im Reichstag, auf der Universität ist unberechenbar groß.«

Zachris wurde bange, denn das Neue, das er gefürchtet, war schon gekommen, und ohne sein Zutun, ohne seinen Schutz. Es wurde ernst.

»Sind sie wirklich so bedeutend? Meinst du? Aber Kilo ist doch kein Trumpf!«

»Kilo hat große Sprachstudien zu seinem Examen gemacht und hat seitdem immer über Bücher gesessen. Er hat in der letzten Revue des deux mondes einen Artikel veröffentlicht ...«

»In – der – Revue ...«

Das Wort blieb ihm im Hals stecken, und der Schweiß rann. Aber Harald ließ die Peitsche nicht los.

»Und sie haben feine Bekanntschaften oben auf dem Berg! Das kannst du mir glauben! Ein Prinz kommt hin ...«

»Ein, ein ... Entschuldige, ich muß einen Augenblick nach Haus telephonieren ...«

Der Fernsprecher war Zachris' gewöhnlicher Ausweg, um unangenehmen Gesprächen zu entfliehen; und alles, was vorteilhaft für andre war, hörte er höchst ungern.

Als er vom Fernsprecher zurück kam, war er blaß um die Nase.

»Merkwürdig!« sagte er zu sich selbst, »es war niemand zu Hause! Nicht einmal die alte Maja. – Von was für einem Prinzen sprachst du?«

Harald kam jetzt in das dritte Stadium seines Rausches; er wurde aufdringlich, der fromme Schläfer.

»Ja,« sagte er, »es hat keinen Zweck, daß du dort fischst: der Prinz will nicht mit dir verkehren.«

Zachris parierte und fiel aus:

»Aber das ist ja Humbug, ihr Okkultismus und ihre Theosophie.«

»Nein, das ist Hypnotismus und Suggestion, aber höher entwickelt. Hast du nicht die ausgezeichneten Aufsätze gelesen, die Karl du Prel über den Okkultismus während der ganzen neunziger Jahre in der ‚Zukunft' veröffentlicht hat?«

»In der ‚Zukunft'? Hat Harden die gebracht?«

»Die Zukunft scheint an dir vorbeigegangen zu sein, mein lieber Zachris, und du bist zurückgeblieben. Du lebst noch in den achtziger Jahren, obwohl wir im neuen Jahrhundert sind.«

»Du Prel?«

»Ja, du Prel hat mit der heutigen Wissenschaft alles erklärt, was du und deine Ignoranten Aberglaube, Hexen, Zauberei, Spuk nennen! Alles hat er genügend erklärt.

Zachris schrumpfte zusammen, fror und war dabei zu ersticken.

Da erblickte Harald eine neue Geißel, und mit einer unerwarteten Schlauheit ergriff er sie:

»Dreh dich nach rechts um, da kannst du was sehen!«

Zachris gehorchte, ohne es zu wollen. Und als er den Fremdling dort an einem Tisch sitzen sah, versteckte er den Kopf auf der Brust. Er wußte nicht, was Harald gemeint, oder ob er überhaupt etwas gemeint. Da er sich nicht verraten wollte, blieb er stumm. Fürchtete aber das Schweigen und warf die Worte hin:

»Kannst du sehen, ob Doktor Borg noch da ist?«

»Er hat sich gerade erhoben, um zu gehen.«

»Ist er allein?«

»Ja, er ist die ganze Zeit allein gewesen.«

Das war ein neuer Hieb für Zachris. Der Doktor hatte gelogen, als er vorgab, er erwartete Gesellschaft. Er wollte mit Zachris nicht zusammensitzen.

»Du müßtest Thekla R. dort mit ihrem neuen Mann sehen!«

»Nein, das will ich nicht! Ich muß nach Haus fahren. Ich habe eine Ahnung, daß da etwas nicht in Ordnung ist.«

Mit Mühe stand er auf und kreuzte hinaus. Viele Bekannte hatte er im Saal, aber er sah nur deren Rücken; und er hatte den Eindruck: sie wollten ihn nicht grüßen.

Zerschlagen, entlarvt, abgetan fühlte er sich, als er durch die Straßen schwankte.

Auf der Nordbrücke fuhr eine Straßenbahn vorbei, in der er die alte Maja zu sehen glaubte. Das kam ihm ganz unmöglich vor.

Auf der Straße am Strand stürzte eine Droschke vorbei, in der seine beiden Jungen saßen; sie sahen ihn aber nicht. Das war höchst merkwürdig!

Im Zug traf er den Polizeihauptmann, der ihm Lügengeschichten zu erzählen pflegte. Dieser sonst so angenehme und gefügige Mann stellte sich heute auf die Hinterbeine.

Zachris wollte wissen, wie es mit Falkenström und dessen Prozeß stand, sehnte sich danach, etwas Schlechtes

über die Klosterleute zu hören. Indem er sich auf das Entgegenkommen des Hauptmanns verließ, der sich so zu äußern pflegte, daß er allen Anstoß vermied, begann er mit einer hinterlistigen Frage:

»Nun, Falkenströms Prozeß?«

»Der ist niedergeschlagen.«

»Was denkst du eigentlich darüber?«

»Mich freut es! Falkenström ist ein ordentlicher Mensch und das Weibstück gehört zum Auswurf!«

»So, so, meinst du das?«

»Ja, das finden alle, die nicht eine Schraube los haben. Du bist heute schiefgewickelt, Zachris! Setz den Hut ordentlich auf den Kopf, sonst glaubt der Schaffner, du seist betrunken.«

Noch nie war Zachris von dem kleinen Polizeihauptmann so angesprochen worden. Er war deshalb höchst unangenehm berührt; glaubte, es sei ein Ausdruck der neuen Meinung, die ihm entgegenwehte.

Er setzte sich in eine Ecke und schlief ein.

Fünfzehntes Kapitel

Es war Weihnachtsabend im Kloster. In der Bibliothek saßen Graf Max, Kilo, Falkenström und der Revisor. Man hielt Gedankenübungen, und Kilo war jetzt an der Reihe, seinen ersten Dialog zu lesen. Der lautete also.

*

»Was ist Wahrheit?«

»Laß uns nachdenken! Eine unwahre Angabe ist die, welche nicht mit dem wirklichen Verhältnis übereinstimmt. In einfachen Fällen kann man sich durch die Sinne von dem wirklichen Verhältnis überzeugen.

Wenn es draußen regnet, und du sagst, es regnet nicht, so sagst du etwas Unwahres. Ein Blick durch die Scheibe kann leicht das wirkliche Verhältnis feststellen. Wenn du siehst, daß es regnet, und du sagst doch, es regnet nicht, so bist du ein bewußter Lügner. Wenn du dagegen schlecht siehst und der Regen ist fein, kannst du in diesem Fall ein unbewußter Lügner sein.

Dagegen, wenn du sagst, heute ist der zweite Mai, und unser Kalender sagt dasselbe, und die heutige Zeitung bestätigt es, so ist das ja wahr. Aber es ist nicht durchaus wahr, denn in Rußland ist er der zwölfte Mai, nach dem alten Stil. Da jedoch niemand von uns Russe ist, haben wir den neuen Stil gemeint. Wollte aber einer von uns den alten Stil verstanden haben oder wirklich auf Rußland hinweisen, so nennen wir das Krittelei oder Sophisterei.

Ein wirkliches Verhältnis einfacher Art ist unabhängig von Ansichten. Daß ein Kind nicht erwachsen ist, ist ein wirkliches Verhältnis (trotzdem es Wunderkinder gibt) und unabhängig von Ansichten. Wenn heute auf Seide ein Einfuhrzoll liegt, ist das eine Tatsache, vor der man sich beugt; ganz unabhängig von den Ansichten, ob der Zoll berechtigt ist oder nicht. Ob eine Tatsache berechtigt ist, oder von welcher Natur eine Tatsache ist, kann Gegen-

stand für Ansichten werden, während die Tatsache davon unabhängig ist.

Daß die Frau dazu da ist, Kinder zu gebären und sie zu pflegen, ist eine Tatsache. Daß George Sand Romane geschrieben hat, ist eine andre Tatsache. Diese letzte Tatsache hebt die erste nicht auf. Beide Tatsachen sind wahr und beide sind unabhängig von Ansichten.

Handelt es sich dagegen um den Wert zum Beispiel der Wagnerschen Musik, so kann man von Ansichten sprechen, denn hier liegt eine zusammengesetzte Tatsache vor.

Zuerst ist die Vorfrage zu stellen: welche Musik Wagners ist gemeint?

Der Fliegende Holländer ist schöne Musik, aber das ist noch nicht Wagners eigene, denn in der folgt er Meyerbeer. Lohengrin ist langweilig und armselig, denn das Schwanenmotiv, das fünf Takte schön ist, wird so oft wiederholt, daß man die Verlegenheit des Komponisten fühlt. Das Leitmotiv ist nicht neu, denn der Gouverneur im Don Juan hat schon sein Leitmotiv, das ihn charakterisiert. Die Meistersinger sind häßlich, alltäglich, lächerlich, sind Epigonenmusik; aber das Stück wird getragen von Hans Sachsens volkstümlicher Persönlichkeit, vom Pathos der Opposition gegen das Veraltete, das herrschen und drücken will. Hier tritt der Text in den Vordergrund und wirkt mit dem Stoff; abgesehen davon, daß die Wagnerianer eine Verherrlichung ihres Meisters und eine Verhöhnung seiner Widersacher darin sehen.

Was nun Wagners neue Erfindungen in der Harmonie und deren Entwicklung betrifft, so ist da keine Erfindung und keine Entwicklung. Der Überfluß an Posaunen und anderm Messing, der den Sänger überstimmt, ist eine Roheit und Geschmacklosigkeit, die einen musikalischen Sinn nur verletzt. Das ist Kriegsmusik auf dem Exerzierplatz, aber nicht Begleitung zu lyrischen Stimmungen und inniger Liebe. Und was die Har-

monien angeht, so sind sie entweder alte, gute, einfache, konventionelle, oder sie sind häßlich, unerlaubt.

Es gibt in der Natur unerlaubte Dinge. Im alten Testament ist verboten, mit Ochse und Esel zusammen zu pflügen, teils weil der Esel ein perverses Tier ist. Dort ist auch verboten, im Weinberg oder überhaupt verschiedene Gewächse zusammen zu säen, weil das gegen deren Natur ist und schlechte Kreuzungen veranlassen kann. Wagner stellt Töne ‚gegen die Natur' zusammen, und darum wirkt seine Musik auf ein unverdorbenes Gemüt unheimlich, naturwidrig, ungesund, störend. Und dieses Zusammenwerfen feindlicher Töne scheint oft aufs Geratewohl geschehen zu sein, aus Bosheit, aus Übermut, aus Herrschsucht, aus Mangel an Geschmack, an Schönheitssinn. Mit einem Wort, es scheint von einem unmusikalischen Kapellmeister komponiert zu sein, der eigene Musik dirigieren will.

Wer ist nun Wagnerianer, oder wie wird man Wagnerianer?

Alle Deutschen sind Wagnerianer, weil Wagner das deutsche Volk feiert und erst nach dem Deutsch-Französischen Krieg zu Ansehen kam. Die Franzosen konnten zuerst nicht Wagnerianer werden, aus natürlichen Gründen; der Franzose liebt Wohllaut und liebt nicht Deutschland. Als aber die dreißigtausend Deutschen, die in Paris wohnen, Wagner durchdrückten und den Erfolg sicherten, gingen die jüngeren Franzosen mit, teils aus Lust an Opposition gegen die älteren, teils weil sie zu schwach waren, der unerhörten Suggestion zu widerstehen. Sie lasen tagein tagaus, daß es modern sei, Wagner zu verstehen, und daß es altmodisch sei, ihn nicht zu verstehen. Wagners Meisterschaft wurde ein Axiom. Wenn jemand Wagner nicht liebte, so hieß es, er ‚verstehe' Wagner nicht. Ganz wie der Hundebesitzer sagt, man sei ‚bange' vor seinem Hund, wenn man ihn verabscheut.

Im allgemeinen trifft man Wagnerianer unter un-

musikalischen Menschen. Wenn ein unbedeutender, nichtssagender Mensch nichts Bedeutendes werden kann, sagt er, er sei Wagnerianer. Damit hat er sich geadelt und ist etwas. Aber wenn du dich auch als Wagnerianer vorstellst, so wirst du sein Nachfolger. Er ist Wagnerianer, und du bist auch Wagnerianer. Dann entdeckt er, daß du kein richtiger Wagnerianer bist, da du die schreckliche Götterdämmerung nicht ‚verstehst.' Dann steht er über dir und du unter ihm; was für ihn die Hauptsache war. Hast du nun obendrein Wagner nur in Berlin oder München gehört, so ist das nichts; du mußt ihn in Bayreuth gehört haben, obwohl er in Berlin besser gegeben wird.

Hier ist es also schwerer, die Wahrheit zu finden, da die Ansicht über den Wert der Wagnerschen Musik von so mannigfachen Gründen abhängt: persönlicher Herrschsucht, mächtigen Interessen und Leidenschaften, Nationalität, Massendruck, Eitelkeit.

Anders ist die Sache, wenn man den Wert des weiblichen Geschlechts in der Schöpfungskette bestimmen will. Da kann die Lösung durch Mathematik erfolgen, und wenn ich das Problem gelöst habe, kann ich mit meiner Erfahrung beweisen, daß ich's richtig gelöst habe. Man kann es mit einem Satz aus Euklid lösen, der vom goldnen Schnitt handelt: der Kleinere (Kind) verhält sich zum Größern (Weib), wie der Größere (Weib) zum Ganzen (Mann). In Buchstaben: $a : b = b : (a + b)$. In Zahlen: $2 : 3 = 3 : (2 + 3)$.

Wenn man darauf antwortet, der Wert 3 der Frau schwanke, und das Weib könne durch Erziehung den Mann erreichen, so ist man imstand, durch Mathematik zu beweisen, daß das falsch ist.

Die Geschwindigkeit des Mannes (A) ist jetzt 5 und die der Frau (B) ist 3. Frage: wann wird B erreichen A? Antwort: nie! Wenn nämlich A seine Anfangsgeschwindigkeit beibehält.

Die Erfahrung zeigt, daß er das tut. Alles Neue, das in unsrer großen Zeit auf allen Gebieten geschaffen ist, geschah durch hochstehende Männer, trotzdem die Frau zwei Menschenalter hindurch die gleiche Erziehung erhalten hat wie der Mann. Daß die Frau sich davon nicht überzeugen läßt, beruht auf einer Schwäche des Verstandes. Die Höflichkeit, die dem Mann gegen das weibliche Geschlecht angeboren ist, trägt auch dazu bei, die Frau in diesem Zustand des Selbstbetruges zu halten. Er stellt sie ja immer scheinbar über sich, bewundert bei ihr die einzige Fähigkeit, die ihm fehlt: Kinder zu gebären. Trotzdem er die größere Fähigkeit, Kinder zu zeugen, besitzt, das heißt, das wirkliche Dasein zu geben.

Im täglichen Leben sind die Menschen sehr geneigt, sich gegenseitig Lügner zu nennen. Das kann verschiedene Ursachen haben. Da sind die Irrtümer des Tages. Die sind zu Axiomen gemacht worden, also zu Wahrheiten, die so selbstverständlich sind, daß sie weder bewiesen werden brauchen noch können.

Da sind Klassenlügen. Die untere Klasse glaubt immer, die obere Klasse bestehe aus Tyrannen, Unbarmherzigen, Blutsaugern. Und die obere Klasse ist immer überzeugt, daß die untere Klasse aus schlechten, unsittlichen, diebischen, lügnerischen Leuten bestehe.

Da sind nationale Lügen. So halten die Finnen jetzt (aber nicht vor zehn Jahren) die gutmütigen Russen für Schurken und Menschenfresser; während die Russen die Finnen für falsch, hinterlistig, verschlossen, rachsüchtig halten. Finnland ist ja seit 1810 russisch (Schweden hat seitdem sein verlorenes Finnland beweint), muß also als erobertes Land von einem Statthalter geleitet werden. Dieser Statthalter mag nun einen Namen tragen, welchen er will; dieser Name wird aus einem Eigennamen ein Gattungsname, der gleichbedeutend mit Henker ist. Der Pöbel wird immer unter Bobrikoff einen Henker verstehen, mag Bobrikoff ein noch so freundlicher Mann

sein. Das ist ein Pöbelaxiom! Darum kann der Pöbel so schreiben: ‚Professor W. huldigt Bobrikoff.‘ Sofort versteht der Pöbel: ‚Professor W. huldigt einem Schurken, also ist Professor W. auch ein Schurke.‘ Zu beweisen, daß der Statthalter von Finnland ein Schurke ist, ist für den Pöbel nicht nötig. Es ist genug, daß er aufrührerische Untertanen, die den Gesetzen des Landes getrotzt haben, ausgewiesen hat und seinem Herrn ein treuer Diener gewesen ist.

Gleichzeitig hat man in ‚unserm freien Land‘ zwei hervorragende Politiker verhaftet, weil sie einige Worte zu viel gesagt. Und in dem freisinnigen Gericht, das sie richtete, saßen Männer, die über die Knechtung des finnischen Volkes durch die Russen geweint haben. Bei diesen Männern scheint also die Freiheitsliebe nicht so groß zu sein, wenn es sich um ihr eignes Land handelt. Und ihre Freiheitsliebe den Finnen gegenüber kann man Geckentum, Feigheit vor der öffentlichen Meinung und dergleichen nennen.

Gegen seine Überzeugung für eine Sache arbeiten, die man mißbilligt, ist lügnerisch. Sich an der Spitze einer Bewegung zeigen, oder scherwenzeln, ist eine gewöhnliche Art, die Wahrheit zu verwirren.

Aber es gibt Dinge, die wahr gewesen sind, und es nicht mehr sind. Philipp wurde vor zehn Jahren genötigt, mit seinen Gläubigern einen Vergleich einzugehen. Seine Unfreunde nannten das Zession. Aber bonis zedieren heißt sein Vermögen an die Gläubiger abtreten. Wer einen Vergleich erzielt, tritt sein Vermögen nicht ab, hat folglich nicht Zession gemacht. Die Unfreunde verdrehten also die Wahrheit. Jetzt nach sieben Jahren hat Philipp nicht allein die sechzig Prozent des Vergleichs, sondern auch die übrigen vierzig bezahlt. Aber er unterließ es, den Unfreunden das zu erzählen; und die nennen ihn noch heute einen Zessionanten, der seine Schulden nicht bezahlt. Daß er seine Schulden nicht

bezahlt hat, war die Wahrheit vor zehn Jahren, ist aber jetzt Lüge, nachdem die Bezahlung erfolgt ist.

Es gibt unlenksame subjektive Menschen, deren Gedanken nur auf Schienen gehen können wie eine Bahn. Sie können darum bei einer Begegnung nicht ausweichen, noch in eine Seitenstraße abbiegen. Sie wollen ihre Freunde immer Lügen strafen, sie ducken; sie lassen sich nicht belehren, hören nicht auf Gegengründe, sondern gehen unverzagt drauf los.

Philipp wollte heiraten und kaufte die Möbel bei dem großen Levi, der die besten hat. Sein Freund Andreas kommt zu Besuch; schaut und spricht:

»Ja, die sind nicht schlecht, aber, Philipp, du hättest bei Levi kaufen sollen ...«

»Ich habe sie ja bei Levi gekauft ...«

»Denn Levi bezieht sie direkt von Paris ...«

»Ich habe sie ja bei Levi ...«

»Und wenn man jetzt einen Hausstand gründet, muß man nicht altmodische Sachen kaufen. Die hier sind aus den siebziger Jahren und gleichen den Möbeln eines Trödlers ... Nein du hättest bei Levi kaufen sollen!«

»Ich habe ja bei ...«

»Siehst du, l'art nouveau, das ist ein neuer, ganz neuer Stil.«

»Es ist l'art nouveau ...«

»Aber du hast immer nur Geschmack für das Alte gehabt ...«

»Es ist l'art ...«

»Und du müßtest meinen Salon sehen ...«

»Ich habe ihn gesehen ...«

»Warum bist du das letztemal nicht gekommen, als ich dich einlud? Ich wohne Strandweg ...«

»Ich bin ja bei dir gewesen ...«

»Ich weiß, es ist nicht so leicht, dich aus deiner Höhle herauszulocken; aber zu mir, glaube ich, könntest du doch

kommen: wir haben so viel gemeinsame Interessen ... und dort kannst du Harald Aeppelsvan treffen...«

»Ich habe Aeppelsvan bei dir auf dem Strandweg getroffen ...«

»Es ist ein Talent, das kannst du mir glauben, aber du kennst ihn nicht ...«

»Ich kenne ihn seit zehn Jahren, und nenne ihn du ...«

»Das ist der nettste Kerl, den ich kenne; du müßtest nur sein letztes Buch lesen ...«

»Ich habe sein letztes Buch gelesen ... um so mehr als ...«

»Das ist ein Buch, kannst du mir glauben! Die große Kunst, breite Linien ...«

»Ich habe selber die Anzeige seines Buches, die in der Zeitung ‚Wohl des Brudervolkes' stand, geschrieben ..«

»Ich stelle es am höchsten von aller moderner Literatur ... Da ist ein Kapitel ...«

Jetzt tritt Philipps junge Frau ein.

Andreas wirft sich sofort über sie, macht sie zu seiner Vertrauten und zur entschiedenen Gegnerin ihres Mannes, vergewaltigt ihre Gefühle; und mit nachsichtigem Mitleid läuft er in seine Gleise, nachdem er sie in sein Geschirr eingespannt hat.

»Hör mal, Laura, warum hast du Philipp die Möbel nicht bei Levi kaufen lassen ...«

Laura will nicht unhöflich sein, und da Andreas teilnehmend ist, wird seine Stimme so sympathisch, daß er fortfahren kann, während Philipp verstummt, weil er Laura nicht die Stimmung verderben will.

Andreas mißbraucht die Güte der beiden und geht weiter, zusammen mit Laura als Mitschuldiger.

»Wenn Philipp meine Salonmöbel gesehen hätte, würde er diesen ganzen Kram verbrennen; aber er will ja nie zu mir kommen. Ich erzählte eben, daß ich auf

dem Strandweg wohne, und daß Philipp bei mir mit Aeppelsvan Bekanntschaft machen könnte; und daß ich Philipp dessen letztes Buch leihen möchte. Das ist ein Buch, das kannst du mir glauben...

»Ich habe es gelesen,« fällt Laura ein, »um in Kontakt zu kommen...«

Andreas aber spielt den Tauben und fährt fort:

»Das ist das größte Buch, das geschrieben ist, und das ist für dich geschrieben, Laura. Da ist ein Kapitel...«

Das Mädchen meldet, daß der Tisch gedeckt ist.

Es gibt Leute, die sich selber belügen, und aus verschiedenen Gründen. Da wir es alle einmal getan haben, benutze ich das Wort wir.

Wir fühlen uns klein in einer prahlerischen Gesellschaft und wir blasen uns auf, indem wir uns zum Helden irgendeines zweideutigen Abenteurs machen, im Notfall sogar eines Verbrechens.

Wir müssen einen Mißgestalteten trösten und dichten uns sein Gebrechen an, um ihm seine Last zu erleichtern. Da liegt aber die Gefahr nahe, daß der Getröstete ein Schelm ist, der sich selber belogen hat. Dann kann ein ganzes Knäuel Lügen sich verwirren.

Philipp ist von Natur nicht im Dunkeln ängstlich, und Andreas auch nicht. Als Andreas aber in einer Damengesellschaft eine Gespenstergeschichte erzählt, glaubt Philipp aus dem Lächeln der Damen schließen zu sollen, daß sie Andreas für ängstlich im Dunkeln halten. Um ihm zu helfen, wirft Philipp eine Rettungsboje aus.

»Ich wage nicht allein eine Bodentreppe hinauf zu gehen, wenn ich auch eine Laterne habe.«

Andreas spitzt die Ohren; er hat ein gutes Gedächtnis für fremde Schwächen: an denen klettert er hinauf.

Einige Stunden später, als die Gäste sich ausgeschwatzt haben und leer wie ausgehülste Schoten sind, greift

Philipp in den großen Sack und holt eine Heldentat heraus, die er selber mit einem entflohenen Pferd in einem dunkeln Wald vollbracht hat. Die Geschichte findet Beifall.

Andreas fühlt sich unterliegen und will dem andern auf den Rücken krabbeln. Streicht einen Fladen über Philipps Heldentat; säbelt ihn mit dessen eignem Degen nieder.

»Das glaube ich nicht! Du bist ja so furchtsam, daß du selbst mit einer Laterne nicht in der Dunkelheit die Bodentreppe hinaufgehen kannst!«

Philipp war nicht ängstlich in der Dunkelheit: jetzt ist er es für Lebenszeit in Andreas' Augen und in den Augen der Gesellschaft. Und zwar, weil er sich selber belog.

Es gibt noch verwickeltere Fälle von Lüge.

Es kann geschehen, daß eine Lüge durch unvorhergesehene Umstände Wahrheit geworden ist. Der kleine Saul hat gelogen, daß sein dummes Stück vom Theater gespielt werden wird. Auf diese Lüge hat er Geld geliehen, und nun läuft er mit einem bösen Gewissen herum. Dann wird das Stück gespielt; das Märchen wird Wahrheit, und der kleine Saul hat so gut wie nicht gelogen. Dieses Mal hatte er Glück.

Wieviel Lügen werden in gutem Glauben auf Schule und Universität gelehrt! Wieviel veraltete Theorien und Hypothesen werden in der nächsten Epoche als Wahn, Aberglaube und Irrtum bezeichnet.

Wer die künftige Wahrheit ahnt, aufwacht und sich von Lügen umgeben sieht, Lüge atmet, wird von Verzweiflung und Raserei ergriffen; glaubt zu ersticken. Lüge in Lehre und Leben, Lüge im Verkehr; in Freundschaft und Liebe, in Gesetzgebung und Verwaltung, Politik und Religion.

Die Wahrheit ist ein Gletscher, der unmerklich fortschreitet, Eis aus Schnee wird, zu Wasser schmilzt und

wieder Eis wird, sich aber unaufhörlich von oben her durch reinen Schnee erneuert, der klar wie die Wahrheit ist; wenn der ein Stück vorwärts ist und abwärts gekommen ist, wird er schmutzig wie die Lüge und verläuft.

*

»Ja, Kilo,« begann Max, »wir leben in der Welt der Täuschungen und in der Epoche der Sophisten, wo Sokrates, der Denker, immer den Giftbecher leeren wird. Aber ihr Theosophen habt eine andre Erklärung für den ewigen Bestand der Lüge.

»Du meinst, als Brahma sich von Maja zur Fortpflanzung verführen ließ. Das war der Sündenfall des Himmels, für den wir büßen müssen. Aber die Berührung des göttlichen Urstoffes mit dem Erdstoff erzeugte nur eine Phantomwelt von Halbheit und Unwirklichkeit. Darum hat Plato recht, wenn er glaubt, unsere Ideen von den Dingen sind die wahren, wirklichen, und die Dinge selber nur schematische Schattenbilder, subjektive Auffassungen der Urbilder. Schopenhauer hat es am besten gesagt: die Materie hat keine Wirklichkeit. Darum sind die Materialisten unsrer Tage so weit von der Wahrheit entfernt, daß sie auf der andern Seite sind. Ihr seht ja, wie sich die Verzweifelnden ohne Steuer treiben lassen; sie laufen in der Finsternis umher und stoßen sich; sie schnüffeln in der Erde herum wie Trüffelschweine; sie kehren den Urbildern den Rücken und sehen nur die Abbilder. Darum verehren sie Maja, den Erdgeist, das Weib; und wenn sie nicht Gott in Liebe dienen wollen, sollen sie bei Omphale in Haß fronen.«

»Recht hast du! Aber diese Materialisten haben die Materie selbst getötet, zu gleicher Zeit wie sie sich getötet haben. Man kann nämlich nicht mit ihnen über die Unsterblichkeit der Seele streiten, die sie leugnen. Es ist ja möglich, daß ihre Seelen sterben oder vernichtet werden,

da sie es so fühlen. Sie haben vielleicht geistigen Selbstmord begangen.«

»Wenn Ihr erlaubt, und der Wintertag ist lang,« fuhr Graf Max fort, »will ich meinen letzten Dialog über die Materie als lebendes Wesen lesen.«

Und er las.

Sechzehntes Kapitel

Man hat eine kurze Reise gemacht und kommt nach Hause, um sein vermißtes Zimmer wiederzufinden. Wenn man eintritt, ist es einem fremd. Nichts ist von der Stelle gerückt, es ist nicht reingemacht, nicht gescheuert worden, aber das Zimmer ist verändert. Etwas Kaltes, Leeres schlägt einem entgegen; es entspricht nicht dem Bild, das man sich in der Abwesenheit davon gemacht hat und man fühlt sich seiner Umgebung fremd. Doch wechselt diese Wahrnehmung so schnell mit der früheren, daß man nicht weiß, worin die Veränderung besteht; ob sie im Zimmer oder in unserer Person liegt.

Wenn man dagegen keine Reise gemacht, sondern die Nacht auf einem Fest zugebracht hat, und am Morgen bei Tageslicht nach Hause kommt, dann ist der Eindruck ein anderer. Auch wenn man in guter Gesellschaft gewesen, unschuldige Freude gehabt oder etwas Neues gelernt hat, ist das Wiedersehen des Zimmers geradezu unheimlich. Das unberührte Bett mit seinen weißen Leichentüchern steht da wie eine Anklage. Es ist, als sei ein Verbrechen begangen worden, vielleicht ein Verbrechen gegen die Naturgesetze. Der heilige Schlaf, der erneuert und von neuem gebiert, ist in seiner Heiligkeit verletzt. Es ist mehr als eine versäumte Pflicht, die einen bedrückt. Es ist, als habe man einen unersetzlichen Verlust erlitten. Zugleich aber schämt man sich, schämt sich so, daß man vernichtet werden oder sich selbst vernichten möchte. Vielleicht hat man etwas versäumt, wovon man nichts weiß; eine Begegnung im Traum, wo man Weisheit hätte lernen können. Ja, es ist, als habe man jemand vergeblich auf sich warten lassen; und es ist vielleicht der Schmerz dieses Unbekannten, den man jetzt empfindet.

Man trifft seine Dienerin, die ausgeschlafen hat, und sieht deren klare Blicke; deren ruhiges, gesammeltes

Wesen nach einer durchschlafenen Nacht und schämt sich noch mehr. Man demütigt sich und beneidet die geringe Arbeiterin, die in diesem Augenblick die Überlegene ist.

Und sieht man jetzt in den Spiegel, sieht das blutunterlaufene Auge, dessen Pupille wie Phosphor im Luftzug flattert, so kennt man sein Gesicht nicht wieder. Da sitzen noch Reflexe von den Personen, mit denen man während der Nacht gesprochen hat; ja, man kann vollständig unmaskiert sein, wenn man mit einer starken Persönlichkeit verkehrt hat, nach dessen Gesicht man sein eigenes während der vielen Stunden eingestellt hat.

Ein unbekanntes Verbrechen ist begangen, und man empfindet die Angst, entdeckt zu werden. Man erwartet einen Tag voller Unglück; und achtet man darauf, wird man sehen, daß der Tag Verdrießlichkeiten bringt. Es steht etwas Ärgerliches in der Morgenzeitung; man empfängt einen schlechten Brief, vielleicht Nachricht von einem Unglück. Das Gefühl von Schuld ist so stark, daß man im Lauf des Tages alles erträgt. Man trinkt schlechten Kaffee, ohne eine Klage zu wagen; man nimmt Demütigungen ohne Einwand hin. Und man tut seine Arbeit mit einem Eifer der Verzweiflung, gleichsam um etwas gutzumachen.

Ich weiß von einem jungen Mann, der bei Sonnenaufgang heimkam und von dem fröhlichen Morgenlied seines Kanarienvogels begrüßt wurde: er zog seinen Revolver und erschoß den Vogel. Nachher, als er seine Eindrücke zu ordnen suchte, erklärte er, er habe zuerst gedacht, sich selbst zu erschießen, ohne jedoch während der Nacht eine schlechte Handlung begangen zu haben. Viel später wollte er sich erinnern, daß der Vogel gleichsam sein böses Gewissen vorstellte, das er töten wollte. Als er aber am Vormittag erwachte, weinte er beim Anblick des toten Vogels; jedoch ohne die Tat zu bereuen. »Etwas mußte sterben!« Mehr konnte er nicht sagen. (Das erinnert an der Rabbiner Deutung der alttestament-

lichen Opfer, besonders des Sühneopfers [Chattat] mit Blutvergießen.)

Man kann auch so lange von seinem Zimmer fort sein und in so häßlichen Geschäften, daß man es mit Entsetzen flieht und nicht dahin zurückkehren kann. Man trifft etwas Unbekanntes, das das Zimmer in Besitz genommen und das einen hinausdrängt. Es sitzt in unserm Sofa jemand, den man nicht sieht; und dieser Jemand hat die Gestalt unseres Ichs, sieht aber drohend aus; ein Ausbruch unseres besseren Ichs, das mit Verachtung und Vorwürfen den erniedrigten Zwillingsbruder hinausjagt. Doch man kann auch ein fremdes Wesen treffen, ein schlechtes Erzeugnis von unserer Persönlichkeit, das in dem verlassenen, leeren Zimmer lebensähnliche Form angenommen hat. Und das ist keine gute Begegnung, denn es sind die Kinder der Wüsten, der Brandstätten, der Ruinen, des Schweigens und des leeren Raums.

Wer eine Wohnung mietet und sie möblieren will, geht umher und dichtet mit schaffender Phantasie. Er projiziert sein Inneres in Formen und Farben. Und wenn er fertig ist, kann er sehen, wie er inwendig aussieht; und auch andere mit offenen Augen können es sehen. Wenn er nun eine Gattin heimführt und es wird ein Kind geboren, dann wird es ein heiliger Raum. Das nennt man Heim.

Die drei, Gatte, Gattin und Kind, besitzen es; nicht zusammen und nicht so, daß ein jeder ein Drittel besitzt, sondern ein jeder ist Besitzer des Ganzen, ohne es veräußern zu können. Es gibt kein Rechenverfahren, das dieses Verhältnis klar machen kann; es geht nicht mit Gesellschaftsrechnung, denn es ist keine Gesellschaft. Es ist das unergründliche Geheimnis der Familie, es ist ein Problem der Dreieinigkeit. Wenn es darum zerspringt, dann kommt Unordnung ins Weltall und die ganze Natur ruft: »Wehe!«

Das Heim ist ein solch empfindliches Ding, daß jedes

Umstellen eines Möbels eine Verrückung, eine magnetische Störung im Zusammenleben zur Folge haben kann. Die Möbel selbst bekommen Launen und verlangen die pflegende Hand. Solange Liebe und Ordnung herrschen, haben sie einen Schein wie das Lächeln. Die Platte des Eßtisches blank wie ein Schild, das ist die Ehre des Hauses. Wenn aber der erste Ring von dem nicht abgewischten Glas zu sehen ist, dann muß man sich in acht nehmen, denn bald folgen mehrere. Und eines schönen Tages hat man einen Schenktisch, an dem man sich versammelt, um das tägliche Brot, den Lohn der Arbeit und die besten Stunden der Ruhe zu feiern.

Kommt Zank und Haß ins Heim, dann raucht die Hängelampe, dann brennt das Feuer ungleich, so daß man die Ofenklappe nicht schließen darf; dann wird das Messing dunkel, dann wird das Piano verstimmt, und die Uhr schlägt zu unrechten Zeiten.

Die Uhr ist empfindlich wie ein lebendes Wesen; sie mißt die Zeit und tickt ihre sechzig Male in der Minute wie das Menschenherz; sie stellt sich ein nach deinem Sinn, und sie herrscht über die Ordnung des Hauses. Sie hat sich mit kosmischen Kräften in Beziehung gesetzt; ihre Räder haben eben so viele Zähne, wie die Sterne Stunden brauchen, um sich um die Erde zu wölben; wie die Sonne Minuten braucht, um einen Grad vorzurücken. Die Uhr steht in Verbindung mit dem Weltall und der Ewigkeit, mit dem Menschenherzen und der Zeitlichkeit.

Kommt Haß ins Haus, dann kann die Uhr drei statt zwei schlagen; dann kann sie mitten in der Woche stehen bleiben. Das verkündigt Böses. Sie kann mitten zwischen den Schlägen mucken und lärmen, während sie sonst bloß einen Seufzer fünf Minuten vorher gibt. Sie kann dreizehn schlagen. Das bedeutet eine Warnung.

Die Uhr im Eßsaal hängt über dem Piano und liebt Takt, Rhythmus und Harmonie; wenn sie schöne Musik hört, so hütet sie sich, zu stören; dann schlägt sie so diskret,

als lege sie sich Fesseln an; wenn sie aber häßliche, unmusikalische Musik hört, dann kann sie mitten in einem Pianissimo schlagen, und zwar so herausfordernd, als besitze sie Verstand. Bekommt sie Beethoven zu hören, dann kann es geschehen, daß ihr Schlaghammer mitzuspielen anfängt, einen gewissen Ton im Baß; sie kann sich nicht halten, sondern will den Jubel und die Trauer mitmachen.

Das Piano ist der Freund und Verwandte der Uhr, aber das Piano ist doch empfindlicher und diffiziler. Das Piano nimmt es genau mit den Menschen, sowohl mit dem Spieler wie mit dem Zuhörer. Es verträgt keine harten Hände, und es macht sich taub und stumm unter den Fingern des Boshaften. Es wird verstimmt in der Gegenwart gewisser Zuhörer, die es nicht leiden mag, denn es fühlt, wo Antipathien und Sympathien sind. Unter der weichen und reinen Hand kann es singen und weinen, und bei guter Laune ahmt es alle Instrumente nach. Eine schwache Hand mit einer starken Seele kann es zum Donnern bringen wie ein Gewitter, und nicht die grobe Hand bringt die stärksten Laute hervor.

Es gibt Klavierstimmer, die das Klavier verstimmen. Die Saiten sind gewöhnlich in Normalton aufgeschraubt, keine Veränderung ist vor sich gegangen, aber das Instrument klingt nicht; es leidet unter Beklemmung; eine fremde Hand hat in alle diese Stimmungen, die unter den Händen des Besitzers oder der Besitzerin in Lust und Leid, in guten wie in bösen Tagen aufgestapelt sind, hineingegriffen und sie durcheinandergebracht. Das Piano hat etwas verloren; man kann es nicht erklären, aber es ist so. Nach einiger Zeit ist es wieder eingespielt, ist sein Akkumulator mit psychischer Kraft geladen; das harte Holz, das einmal eine lebendige Pflanze war, hat deine Gefühle gesammelt und gibt sie jetzt verstärkt zurück.

Dasselbe findet man bei alten Geigen. Nicht das Alter des Holzes oder die Konstruktion des Instruments macht

die Geige; sie muß Jahrhunderte hindurch an einem menschlichen Brustkorb, an einem Kehlkopf geruht haben, von einem Arm getragen, von einer Hand geliebkost sein. Sie muß Geiger mit erzogen haben, von der ersten beweinten Tonleiter der Kindheit bis zu den vor offenem Vorhang beklatschten Triumphen des Künstlers; sie muß mit in der Kapelle gesessen und Meisterwerke gegeben haben.

Dieselbe Geige unter andern Schicksalen, auf der Tenne des Bauern oder auf dem Jahrmarkt, wird kein ausgezeichnetes Instrument werden. Darum kann man eine Cremoneser nicht machen, man kann sie aber durch Liebe erziehen, ihr eine Geschichte, Tradition geben. Dann wird sie eine Persönlichkeit, bekommt etwas vom lebenden Wesen, wird vermenschlicht, vergeistigt, so daß das Pferdehaar und der Schafdarm ihr Animalisches und die Pflanzenfaser ihr Vegetatives verlieren. Die Zarge wird zu einer Menschenbrust, einer Lunge, einer Kehle; und wenn sie singt, sind Stimmen aus der Tiefe der Jahrhunderte zu hören.

Vielleicht ist das das Geheimnis der großen Kunstwerke aus älteren Zeiten? An sich war das Gemälde vielleicht nicht so viel wert; wenn aber Generationen in Bewunderung vor diesem Bild gestanden haben, so haben sie diesen Embryo befruchtet, vielleicht bebrütet; Zeit und Menschen haben die Patina gegeben.

Wenn man während des Sommeraufenthalts auf dem Lande seine Topfgewächse bei einem Gärtner in Pension gegeben hat, so erwartet man, sie üppiger wiederzufinden, da sie drei Monate unter der pflegenden Hand eines Fachmannes haben wachsen können. Das ist aber nicht der Fall. Sie sind abgetakelt und sehen heruntergekommen aus, obgleich sie bessere Pflege gehabt haben. Vielleicht haben sie Sehnsucht nach dem Hausherrn oder der Hausfrau erlitten; vielleicht sind sie unter Heimweh nach der alten Wohnung, der pflegenden

Hand, den Stimmen der Sprechenden, der Musik des Heims, dem Geplauder der Kinder, dahingeschwunden.

Warum nicht, da sie lebende Wesen sind, die geboren werden, lieben, wachsen, sich vermehren und sterben? Sie sind ja geschaffen wie der Tierkörper, haben ähnliche Gewebe. Ihre Bastfasern sind »glatten« Muskelfasern ganz gleich; ihre Ringgefäße gleichen Arterien, und ihre Tüpfelgefäße gleichen Venen; die Siebröhren sind den am höchsten entwickelten Nerven analog; sie führen zuweilen Lymphgefäße, und an der Wurzel haben sie Darmwolle; der Schnitt einer Walnußschale ist dem Schnitt eines Knochenstückes vollständig gleich. Der Fruchtknoten ist ja eine Gebärmutter mit Eierstöcken, und der Blütenstaub ist ja Samen.

Worin besteht denn die Verschiedenheit? Darin, daß die Pflanzen langsamer als die Tiere reagieren und deshalb schwerer zu beobachten sind. Eine abgeschnittene rote Rose erbleicht nicht aus Harm, und eine weiße errötet nicht aus Zorn; wenn aber Haß im Hause ist, so schwinden sie dahin, ehe die Sonne untergeht. Die Rose lächelt und leuchtet bei Verlobten und Neuvermählten, solange die Liebe herrscht; kann sogar Tabakrauch und schlechtes Wasser vertragen, wenn nur die Liebe herrscht; kommt aber Haß, dann wird die rote schwarz, dann vergilbt die weiße. Unter der Hand eines bösen Menschen gedeihen keine Rosen, und andere Blumen auch nicht.

Es gibt Menschen, die Blumen nicht leiden können, sondern sie peinigen, ihnen zu wenig Wasser geben, so daß sie beinahe sterben, und sie erst im letzten Augenblick retten. Solche Menschen sind gewöhnlich Tierfreunde, die den Kindern die besten Bissen stehlen und sie vor die Hunde werfen.

Tulpen sind ein lustiges Volk, das Licht, Freude und Musik liebt. Wenn man ihnen vorspielt, so lachen sie laut und recken sich über den Rand der Vase, als

wollten sie dabei sein. In einer frohen Gesellschaft können sie eine ganze Nacht walzen mit weitgeöffnetem Munde, als wollten sie Weindämpfe trinken. Wenn aber die Lampen erlöschen, so schließen sie sich, ziehen sich zusammen wie eine Vogelbrut und schlafen sich aus bis in den Vormittag hinein. Haben sie zuviel Wein und Tabak bekommen, so sind sie den Tag darauf nicht wohl; erholen sich aber, wenn sie nur ausgeschlafen haben.

Sie sind Freunde von Oster- und Pfingstlilien; mit denen gedeihen sie im selben Glas. Die Rose dagegen duldet keine Blume in ihrer Nähe; sie liebt nur den Menschen, und eine abgeschnittene Rose kann sich einen halben Tag am Busen eines liebenden Weibes halten, wo sie sogar zu wachsen und zu blühen fortfährt.

Es gibt eine ziemlich neue und allgemein bekannte Hauspflanze, die Aspidistra heißt. Das ist eine japanische Lilie; düster und häßlich, mit unsichtbaren Blüten, die unten auf der Erdfläche liegen. Sonst kommen die Blüten auf dem obersten Teil des Blattstiels hervor, um zum Licht hinaufzureichen; die Blüten der Aspidistra aber schießen aus der Wurzel hervor und haben etwas Unterirdisches in ihrer Natur. Sie sehen aus wie aus Fleisch geschnitten. Die Pflanze ist unsympathisch, weil sie das Licht haßt. Ein Verdienst aber besitzt sie: sie ist geduldig, verträgt Dunkel, Staub, Rauch und Eßgeruch. Essen scheint sie zu lieben, und darum ist sie in allen Kneipen und auf dem Ladentisch des Eßwarenhändlers zu finden.

Eine Aspidistra stand fünf Jahre lang auf einem Schrank in einem halbdunklen Zimmer. Blüht denn diese Pflanze nie? fragte einmal der Besitzer seinen Diener, der sie besorgte. Doch, sie hat in diesen fünf Jahren fünfmal geblüht.

Dieses Schleichende, Geheimnisvolle macht die Aspidistra den Kryptogamen ähnlich. Die Blätter aber können

sich auch bewegen wie die Reptile, sich in die Luft schrauben, sich schief stellen, sich biegen, Grünspan ansetzen, bald rostenden, bald weißstreifigen. Es ist kein gutes Wesen, aber sie hat, wie gesagt, ein Verdienst: sie verträgt alles, um das Vergnügen des Lebens zu genießen.

Zwei Phönixpalmen kamen in ein Haus, als Sturm dort war; sie sollten nur die Plätze zweier abgehender ausfüllen. Sie sahen etwas zurückgeblieben aus, waren aber sonst kräftig, vielleicht etwas knorrig. Zwei Jahre, solange der Sturm dauerte, standen sie im Wachstum still, trieben kein neues Blatt. Die alten Blätter wurden holzig, scharf wie Stacheln, und wenn man ihnen zu nahe kam, stach man sich. Sie hatten eine Fähigkeit, überall im Wege zu stehen, und wurden darum hierhin und dorthin gestoßen. Wohin sie aber kamen, machten sie den Eindruck von zwei eisernen Ruten. Dann fing die eine an, trocken zu werden, wurde von Würmern und Pilzen überfallen und starb.

Als schließlich der Sturm vorübergegangen und es ruhig im Haus geworden war, sah der Besitzer ein, daß die Überlebende einen größeren Topf und neue Erde haben müsse, wenn sie gerettet werden sollte. Als er die arme Gefangene aus dem Topf hob und sah, wie die weißen Wurzeln zusammengedrängt waren und sich umeinander geschlungen hatten, wie bei einer Darmverschlingung, fast ohne Erde, da verstand er, was sie gelitten hatte und wie die andere totgepeinigt worden. Nun konnte sie sich ausstrecken; und die schwarze samtweiche Erde schloß sich um die entblößten Eingeweide, wundenheilend, nährend.

Wie der Vogel Phönix stieg die Palme aus ihrer Asche, begann zu wachsen, trieb die Blätter aus dem Herzen, streckte die großen grünen Schwingfedern zum Flug aus. Die Eisenrute grünte wieder, hell mit weichen Blättchen. Man sah ihr an, wie sie ihr Dasein genoß.

Und wer genießen kann, kann wohl auch leiden, und darum soll man Pflanzen nicht quälen.

Der Besitzer aber sah im Kalender nach, fand, daß der Tag den schönen Namen eines lieben Menschen trug. Und er sagte sich: ich habe einen Gefangenen an deinem Tag frei gemacht, dir zum Wohlergehen, dir zur Befreiung, Geliebte! Und mir!

Da war aber eine andere Palme, eine kleine Fächerpalme von der Insel Bourbon. Sie bekam ihren Platz in einem sonnenhellen Zimmer auf dem Kleiderschrank am Fuß des Bettes. Und sie streckte ihre Hände abends und morgens segnend aus.

Als das Haus mit einem kleinen Kind gesegnet wurde, trieb die Palme ein neues frisches Blatt. Es kam zur Welt wie ein zusammengelegter Fächer, hatte sich aber bald wie eine Hand ausgebreitet, streckte sich über die Wiege, schützend, Friede winkend.

Das streitsüchtige Leben aber gibt keinen Frieden. Das kleine Kind schien in Unfrieden nicht zu gedeihen, sondern drohte, wieder seiner Wege zu gehen.

Die Palme, die das kleine Kind liebte, gedieh nicht mehr im Sonnenzimmer, sondern erhob sich so aus der Erde, daß man die Wurzeln sah; sie kroch aus dem Topf heraus, als wolle sie ihrer Wege gehen, fortfliegen. Es half nicht, daß man ihr Erde um die Füße schob; sie wollte bestimmt aus der Erde empor, fort, weit fort.

Und als das kleine Kind wieder seiner Wege ging, trauerte die Palme, das ganze Trauerjahr über, wurde häßlich und alterte, kam in die Küche und starb, ohne daß wer nach ihren letzten Schicksalen fragte.

Siebzehntes Kapitel

Falkenström hatte nach vierzehn Tagen eines ruhigen Lebens unter diesen Menschen reinen Wandels mit seiner Vergangenheit abgerechnet und unter Maxens persönlichem Einfluß seine Erziehung begonnen. Er bat jetzt, seinen ersten Dialog lesen zu dürfen, der eigentlich ein Zweikampf mit ihm selber war und ein Bekenntnis enthielt.

»Meine Freunde,« begann er, »immer hat in meiner Schriftstellerei ein Mißverständnis zwischen mir und meinen Lesern gewaltet. Sie haben nämlich geglaubt, ich habe sie nur gestraft, wenn ich gegen das Schlechte in mir selber reagierte. Um meine Schriften zu schreiben, habe ich meine Biographie geopfert, meine Person. Es ist mir nämlich vorgekommen, und zwar schon früh, daß mein Leben für mich in Szene gesetzt sei, damit ich es von allen Phasen sehe. Das versöhnte mich mit dem Unglück; das lehrte mich, mich selber als Objekt aufzufassen. Wenn ich jetzt in meiner kleinen Diatribe gegen die Irreligiösen losziehe, so schließe ich mich selber ein, am meisten mich selbst. Darf ich anfangen?«

»Fang an!«

*

Wenn man am ersten Herbstmorgen hinaus kommt und die Bäume nackt sieht, hat man ein Gefühl von Öde, Vermissen und Beklommenheit. Aber am nächsten Tag entdeckt man neue Horizonte: man sieht hindurch, sieht weiter und wird befreit, findet es luftiger.

Dann hört man auf, etwas zu empfinden, bis der Reiffrost eines Tages die Bäume mit etwas Metallischem in Rosenrot und Silber belaubt hat. Dann ist die Landschaft stimmungsvoll, verschleiert; die schwarzen Skelette sind lauter Licht geworden; das ist nicht Laub, aber kristallisierte Knospen, Kätzchen, Blüten.

Und dann taut es wieder: alles ist vorbei, und man sieht nichts, vermißt nichts: es ist, wie es sein soll.

Aber es ist mir im Winter geschehen, daß ich eines Morgens hinausgekommen bin und in einem Augenblick die Nacktheit der Bäume wahrgenommen, das Laub vermißt, mich gewundert habe, daß es nicht da war, als habe ich erwartet, es an seinem Platz zu finden. Darauf habe ich mich gefragt, warum ich das Grüne erwartete.

Wenn ich während der vergangenen Nacht mich so lebhaft in eine grüne Landschaft geträumt hätte, daß ich aus diesem Grund die Leere gesehen, dann wäre die Sache erklärt.

Wenn das aber nicht der Fall gewesen, habe ich weiter gefragt: ob ich wirklich den Traum gehabt, ihn aber wieder vergessen habe. Wenn ich ihn vergessen, beweist das ja, daß ich nicht lebhaft genug geträumt habe, um den Gegensatz nachher zu bemerken. Ich habe mich dann gefragt, ob ich irgendwo mit meiner Seele gewesen sei, während der Körper schlief.

Wenn ich am Morgen nach einer durchschlafenen Nacht mit bösem Gewissen erwache, mit dem bestimmten Eindruck, daß ich eine schlechte Handlung begangen, frage ich mich wiederum, wo ich gewesen bin. Wenn ich nachts von einem Brief und dessen Inhalt »geträumt« habe, und ich dann am Morgen diesen Brief empfange, frage ich mich, ob ich auf der Post gewesen bin und ihn gelesen habe.

Diese Fragen werden wohl vorläufig unbeantwortet bleiben, und wir müssen uns damit bescheiden, Beobachtungen zu sammeln und unsere Wahrnehmungen mitzuteilen, auf daß andere sie mit ihren vergleichen.

»Glaubst du an Geister?«

»Ja gewiß tue ich das! Tust du das nicht?«

»Nein, ich kann nicht an etwas glauben, das nicht zu sehen ist.«

»Jetzt sprichst du nicht die Wahrheit, denn du glaubst an das, was nicht zu sehen ist.«

»Tue ich das?«

»Ja allerdings! Du siehst die Bäume sich bewegen; aber du siehst den Wind nicht, der sie bewegt. Ist das richtig?«

»Das ist richtig!«

»Du glaubst also an das, was nicht zu sehen ist. Nun siehst du, wie mein Körper sich bewegt, mit Absicht handelt, zu bestimmten Zeiten das Arbeitszimmer besucht; du siehst, wie er sich von schlechten Orten entfernt hält, verbrecherischen Handlungen ausweicht und so weiter. Glaubst du, das ist der Körper, das Fleisch, das was man beim Schlächter kauft, das denkt, wählt, handelt? Das kannst du nicht glauben; denn dann würde dein toter Körper fortfahren, umherzugehen, das Arbeitszimmer zu besuchen und so weiter...«

»Was verstehst du unter einem toten Körper?«

»Ein Körper, den der Geist verlassen hat.«

»Was verstehst du unter Geist?«

»Die Energie des Körpers, das lebengebende Prinzip, das Bewußtsein, der Gedanke, Wille; mit einem Wort, das Unsichtbare, das dem Körper Leben gibt.«

»Und das kann nicht sterben?«

»Nein, das ist doch Leben, und kann nicht sein Gegensatz sein, Tod. Übrigens glaubst du an die Unzerstörbarkeit der Energie?«

»Ja! Obwohl diese Versuche mit dem Radium dagegen sprechen.«

»Tun sie das? Ich finde: im Gegenteil! Das Radium, wie alle phosphoreszierende Stoffe, erzeugt Licht in Unendlichkeit, ohne das Volumen zu vermindern. Daraus geht doch hervor, daß die Energie unerschöpflich ist und unzerstörbar. Also wird die Energie, welche dem Körper Leben und Bewegung gibt, unzerstörbar sein; das heißt die Seele oder der Geist sind unsterblich. Und wenn der Geist unsterblich ist, und ein selbständiges Leben führt, so glaube ich an den Geist, also an Geister.

Und das tue ich mit größerem Recht, als wenn du an Körper glaubst, die verfaulen und verschwinden, sobald sie nur in die Erde kommen.«

»Was verstehst du unter glauben?«

»Weißt du das nicht? Oder muß ich dir eine Erklärung geben, die nur eine Umschreibung ist? Doch, wenn du durchaus willst: ich glaube an das Dasein von Geistern, da sie existieren. Aber das tust du auch, da du an das lebengebende Prinzip des Körpers glaubst, das der Geist ist. Glaubtest du nur an Körper, so könntest du deinen Verkehr auf dem Friedhof suchen. Wir sind also einig! Wir glauben an den Geist, folglich an Geister, da es mehrere gibt. Darum brauchen wir aber nicht an unsere Geisterseher zu glauben; denn der Geist ist ja unsichtbar, kann also nicht gesehen werden. Wir glauben auch nicht an klopfende Tische und nicht an Psychographen. Aber wir glauben, daß zwei starke Geister unter gewissen Umständen sich aus der Entfernung vernehmen; sich Gedankenströme senden können, die stärker als Teslas Ströme sind; Einfluß auf einander ausüben können.«

»Diese Ströme kennen wir nicht!«

»Es existieren viele Dinge, ohne daß du sie kennst. Übrigens kennst du sie.«

»Ich habe sie nie gesehen, sie nie gehört, geschmeckt oder gerochen.«

»Hast du die Wärme oder den Wind gesehen? Nein! Aber du hast unter dem Einfluß des Vorlesers, des Redners, des Künstlers gestanden. Du hast Dummheiten Beifall geklatscht, als seien es Witze gewesen; du hast das Häßliche als Schönheit bewundert; du hast das Böse als Gutes verehrt. Das heißt, einem das Gesicht verdrehen, und du hast unter fremdem Einfluß gestanden. Einfluß aus der Entfernung hast du auch gekannt, obwohl du ihn vielleicht schlecht beobachtet hast. Du hast sicher gefühlt, wie andere dein Benehmen mißbilligt

haben, ohne daß sie diese Mißbilligung äußerten. Du hast ein stilles Behagen an der Einsamkeit empfunden, ohne dir klar gemacht zu haben, warum; jemand in der Ferne hat gut von dir gedacht, gut über dich gesprochen. Eine allgemeine mißbilligende berechtigte öffentliche Meinung kann einen Mann der Öffentlichkeit vernichten, während der Geradherzige und Schuldlose vom Hohn des Pöbels nicht erreicht wird, noch von der Verachtung der Unwissenden oder den Intrigen der Schurken. »Wenn du das Unsichtbare kennen lernen willst, so betrachte sehr genau das Sichtbare«, sagt der Talmud. Das alltägliche Leben ist voller Mystik, aber du beobachtest schlecht! Und du mußt Naturalist sein, um Mystiker werden zu können. Aber man muß nicht nur buchstabieren, sondern auch zusammensetzen können, sonst kannst du nicht lesen!«

»Ja, aber dann kommen wir auf die Religion. Was ist Religion?«

»Weißt du das nicht? Oder willst du eine Umschreibung haben? Aber warum umschreiben, da man schreiben kann! Du weißt, was ein religiöser Mensch ist, und du kannst ihn von einem irreligiösen unterscheiden. Dann weißt du auch, was Religion ist, ohne daß man es sagen braucht. Oder kannst du mir sagen, was der Gedanke ist? Nein, aber du weißt es doch! Also zur Religion! Du weißt, daß Religiöse meistens von geistigen Dingen sprechen, also nicht von körperlichen. Das Fleisch, das man beim Schlächter kauft, ist ja nicht geistig, also handelt die Religion nicht davon, sondern von etwas Geistigem, also Unsichtbarem; ist also schwer zu bestimmen. Man nennt es subjektiv, es dürfte also nicht erörtert werden! Ebensowenig wie man sich auf Auseinandersetzungen über seine Frau einläßt oder über seine Neigung für ein Weib. Nun gibt es bekanntlich viele Religionen, und es scheint, als hätte jeder nach seinem Begriffsvermögen seinen Bildungsgrad oder seinen Platz im Kosmos.

»Da kommen wir zu dem Übersinnlichen, und das verstehe ich nicht.«

»Tust du das nicht? Ich habe eben mehrere Gedanken ausgesprochen, die du verstehst; und die Gedanken sind doch nicht sinnlich, auch nicht untersinnlich, sondern müssen übersinnlich sein; also verstehst du das Übersinnliche recht gut. Und was du jetzt behauptet hast, war unwahr, wie das meiste, was du von dir gibst; nicht weil du ein Lügner bist, sondern weil du nicht denken kannst. Nein, du kannst nicht denken, wenn du dich selber belügst und behauptest, du verstehst das Übersinnliche nicht, während du es tatsächlich verstehst. Die Religion ist also etwas Subjektives, das man nicht erörtern sollte ...«

»Aber die Dogmen kann man erörtern.«

»Welche Dogmen?«

»Zum Beispiel das Schlimmste, das von der Höllenlehre. Glaubst du, daß es eine Hölle gibt?«

»Da es sie gibt, muß ich wohl glauben, daß sie da ist, sonst mache ich es, wie der Bauer, der in offner Erörterung sagt: Ich leugne die Tatsache! Eine andere Sache ist: Was versteht man unter Hölle? Ein Mensch, der in Demütigungen, Mißerfolg, Not, Schmutz, Laster und Verbrechen hineingekommen ist, pflegt zu sagen: das ist die Hölle! Auch wenn er nicht an die Hölle glaubt. Ich habe dich den Ausdruck gebrauchen hören, als du dich in einem Zustand der Unruhe befandest, den du kaum aushalten konntest. Du bist also in der Hölle gewesen und leugnest die Tatsache, wenn du die Hölle leugnest; denn die Hölle ist kein Ort, sondern ein Zustand des Gemüts, der alles um sich her in ein Inferno verwandelt. Ich erinnere mich: als dir alles fehlschlug, was du unternahmst; als du für deine Arbeit nicht bezahlt wurdest; als du Frau und Kind verlorst; als du schlaflos bei Bekannten herumirrtest, weil du die Schrecken der Nacht fürchtetest: da warst du nach eigner Aussage in der Hölle. Als du dann insgeheim nach unserm heiligen

Buch griffst und in dem die Beschreibung deines Gemütszustandes fandest; als du die Ursachen dazu lesen konntest, da ändertest du dein Leben. Und als du dein Leben ändertest, kamst du in eine andere Gemütsverfassung; und damit änderte sich die Wirklichkeit, erhielt eine hellere Farbe, etwas Freude kam hinzu, die Mißerfolge hörten auf und du konntest wieder lächeln. Das Heilmittel, das du gebraucht hast, siehst du, das ist die Religion, wir brauchen sie also nicht mehr zu erklären! Aber die Ursache zu deinem höllischen Zustand, den hast du bei dir selber gefunden, und nicht in einem Höllendogma. Du weißt also, daß es eine Hölle gibt, da du darin gewesen bist; und du weißt, daß du unabhängig von Dogmen dahin kamst. Also hast du wieder Unsinn geschwatzt, aber das tust du immer!«

»Kannst du mir denn die Versöhnungslehre erklären?«

»Hat das nicht dein Lehrer in der Schule getan?«

»Das war keine Erklärung!«

»Dann will ich es in zwei Worten tun! Wenn du dir eine Schuld aufgeladen hast, die du nicht bezahlen kannst, so leidest du ganz entsetzlich darunter. Die Zinsen wachsen, die Prolongation erfordert neue Bürgschaft, und du siehst den Konkurs sich nähern. Da kommt ein reicher Mann in deinen Weg und bezahlt die Schuld für dich. Das ist satisfactio vicaria. Damit du dich aber der Schuldfreiheit freuen kannst, sind zwei Dinge notwendig. Erstens, daß du die wohlwollende Handlung des Reichen weißt oder glaubst, denn wenn du nicht an seine Worte glaubst, so fährst du natürlich mit deinen Prolongationen und deinen Bürgschaften fort, und dann ist ja sein Wohlwollen vergeblich. Die zweite Bedingung ist: daß du nicht hingehst und dich in neue Schulden verwickelst. Ist das klar?«

»Aber die Heiden und deren Religionen?«

»Jede Religion besitzt eine subjektive Kraft für die, welche an sie glauben. Wenn fünfhunderttausend Wilde

heute anfangen, zum Beispiel einen Baum zu verehren, so wird in hundert Jahren dieser Baum so viel seelische und erregende Kraft gesammelt haben, daß er beim Anrufen Kraft abgeben kann, wie ein Akkumulator. Glaubst du das nicht? Glaubst du nicht, daß dieselben oder einerlei Gesetze für das Psychische wie für das Physische gelten? Müßte es nicht so sein, da sonst in allem eine harmonische Regelmäßigkeit herrscht?«

»Das scheint die Konsequenz der Ansichten zu sein, die jetzt in der Wissenschaft gelten.«

»Nun also, glaubst du nicht: wenn Millionen gebildeter Menschen seit tausend Jahren ihre Andacht vor einem Bild verrichten, das die Mutter Gottes vorstellt, oder Gottessohn; glaubst du nicht, daß das Bild ein Akkumulator wird, der die gewaltige Kraft frommer Gefühle sammelt; daß er also unter gewissen Umständen dem, der mit der Empfangsbatterie Glaube versehen ist, Kraft mitteilen kann?«

»Das heißt Wunder tun?«

»Ja, eben Wunder! Das heißt unbekannte Kraft auf unbekannte Art mitteilen. Das wäre doch nicht merkwürdiger als die Leydener Flasche, die bekannte Kraft auf bekannte Art gibt; die hat man zu ihrer Zeit als ein Wunder betrachtet, solange die Natur der Elektrizität unbekannt war.«

»Dein Logik ist wohl zwingend ...«

»Aber du scheust dich, die Konsequenzen zu ziehen. Dann ist es nur deine Feigheit, die uns trennt ... Leg die ab, und wir sind einig!«

»Ich bin nicht feig!«

»Dann bist du dumm! Denn Dummheit ist, aus richtigen Voraussetzungen nicht den richtigen Schluß ziehen zu können. Addio!«

Achtzehntes Kapitel

Der Weihnachtstisch wartete mit seiner einfachen hergebrachten Anrichtung. Ein Tannenbaum war auch da, war geputzt und brannte. Jeder Gast hatte eine kleine Karaffe mit rotem Wein vor sich, die ungefähr ein großes Glas faßte, so viel wie ein Benediktinermönch am Tage bekommt.

Es bestand keine Ordnung für dieses Kloster, aber die »Gewohnheiten des Hauses« wurden beobachtet; am meisten, weil man fühlte, wie der Wirt es zu haben wünschte. Da Max Mäßigkeit und Besinnung wie Schönheit im Leben und Tun suchte, so drückte er sein Gepräge auf die Umgebung, ohne daß diese Zwang fühlte.

Das Tischgespräch wurde mit gedämpften Stimmen geführt.

»Warum sie uns hassen? ‚Weil ihr nicht von dieser Welt seid, darum haßt die Welt euch!‘«

»Der Weihnachtsbaum ist ja der Opferbaum, an dessen Ästen die Körper geschlachteter Tiere und Menschen aufgehängt wurden. Ich möchte unsere Renaissanceheiden und den ‚letzten Athener‘ sehen, wie sie um einen Weihnachtsbaum tanzen, an dem blutige Körper von Schafen und Schweinen und Menschen hängen. Und diese Körper bespritzen mit ihrem Blut den Altar, in dessen Mitte der Gott Frey sitzt mit seinem Phallus. Sie wollen es ja so haben! Barrabus statt Christus. Lingam statt des Kreuzes!«

»Woher kommt dieser unnatürliche Christushaß in unsern Tagen? Sind es Nachkommen der Heiden, die auftauchen? Hat Christus aufgehört, zu erlösen und zu wirken? Swedenborg sagt etwas von dem jüngsten Gericht, das ungefähr in seine letzten Jahre gefallen sein soll; seitdem sei das Menschengeschlecht der Verdammnis verfallen, hoffnungslos.«

»Ja, jedenfalls ist Swedenborgs Schilderung der Hölle auf den Punkt dem Erdenleben gleich.«

»Die Theosophen glauben, daß ein Zyklus jetzt abläuft und ein neuer beginnt.«

»Das Ende des Jahrhunderts erinnert wirklich an die Zeit vor Christi erster Wiederkunft. ‚Da trat Petrus auf mit den Elfen, erhub seine Stimme und sprach zu ihnen: Ihr Juden, liebe Männer, und alle, die ihr zu Jerusalem wohnet, das sei euch kundgetan und lasset meine Worte zu euren Ohren eingehen. Diese sind nicht trunken, wie ihr wähnet; sintemal es ist die dritte Stunde am Tage; sondern das ist's, das durch den Propheten Joël zuvor gesagt ist: Und es soll geschehen in den letzten Tagen, spricht Gott, ich will ausgießen von meinem Geist auf alles Fleisch; und eure Söhne und eure Töchter sollen weissagen, und euere Jünglinge sollen Gesichte sehen, und eure Ältesten sollen Träume haben ... Und ich will Wunder tun oben im Himmel und Zeichen unten auf Erden, Blut und Feuer und Rauchdampf'.«

»Eigentümlich ist es, daß in den Krankenhäusern eine Krankheitsform öfters als sonst auftritt. Die Form ist nicht unbekannt, aber sie ist jetzt gewöhnlicher als früher. Da sind nämlich eine große Menge Kranke, die sich verdammt fühlen. Was bedeutet das anders, als daß die über ihren Zustand verzweifeln.«

»Die Gruppe kennen wir aus dem Pietismus und der Heilsarmee: sie treten ein ohne Hoffnung, kommen wieder heraus hoffnungsvoll ...«

Graf Max war von einer sichtbaren Beklommenheit erfaßt worden.

»Gute Freunde, mir ist, als ob unser Unfreund Zachrisson in diesem Augenblick Schweres durchzumachen hat. Er verfolgt uns allerdings wie Saulus, aber an diesem Versöhnungsfest heute abend: laßt uns ihm einen wohlwollenden Gedanken senden, wie der Mensch, dem es gut geht, ihn dem leidenden Bruder schuldig ist. Vielleicht fühlt er es und wird getröstet. Wollt ihr?«

Es blieb einige Sekunden still. Dann nahm Falkenström das Wort:

»Ich kann nicht heucheln! Ich kann das Böse nicht lieben. Und wenn ein böser Mensch leidet, so ist das Leiden sowohl ihm wie andern zum Nutzen. Wie oft habe ich ihn nicht aus der Erniedrigung, aus dem Rinnstein aufgehoben. Aber jedesmal, wenn er wieder in die Höhe gekommen war, hat er mich niedergetreten. Ich bin nicht rachgierig, aber es ist erbaulich zu sehen, daß es Gerechtigkeit in der Weltordnung gibt. Wenn Zachris jetzt leidet, ist die Ursache zu seinem Leiden, daß er nichts Böses tun darf, denn böse ist seine Natur, und er lebt nur, wenn er Böses tun kann. Ich empfinde ihn in diesem Augenblick, als grübe er Maulwurfsgänge unter diesem Haus, und als nehme er Hilfe von unterirdischen Mächten in Anspruch. Als ehrlicher Feind und als ungerecht Angegriffener wünsche ich den Untergang des Feindes. Wenn ich ihn geschlagen sehe, will ich Gott loben. Dem Gefallnen verzeihe ich, aber nicht früher! Ich habe gesprochen.«

»Wie weißt du, daß er nicht geschlagen ist?« wandte Max ein. »Und hast du gesehen, daß jemand uns schaden kann, solange wir unsere Seelen hüten. Laß sie uns das Dach nehmen, die Wärme, das tägliche Brot: was tut das? Deine Gedanken können sie nicht stehlen, deine Gefühle nicht verunreinigen. Versuch, ich bitte dich, wenigstens gleichgültig von ihm zu denken! Unterhalte nicht die Verbindung durch Haß! Du spannst einen Draht zwischen euch, und er erreicht dich auf deinem eigenen Strom, den du aussendest.«

»Nein, ich neutralisiere seinen Strom mit meinem Gegenstrom. Wenn ich das Böse nicht hasse, kann ich das Gute nicht lieben!«

Kilo bat ums Wort:

»Warum habt ihr an diese tote Masse gerührt und habt ihr Leben gegeben? Warum habt ihr ihn in unsere

Gedanken gezogen? Fühlt ihr nicht, daß er im Zimmer ist und uns vergiftet? Max, spiel uns etwas vor, etwas Schönes und Großes. Sein Geist haßt Harmonien, und er wird fliehen wie der Teufel vorm Kreuz. Max spiel auf dem Flügel, um Gottes willen! Laß Luft und Äther in schönen Linien vibrieren! Die Klangfiguren gleichen Blumen und ich sehe deine Musik. Vor dem Schönen flieht das Häßliche, und das Böse ist häßlich. Laß ihn unter den Wohllauten leiden! Vielleicht wird eine Sehnsucht bei ihm erweckt, ein Verlangen nach dem, was er vermißt! Spiel, David, dann flieht der böse Geist, vielleicht auch von ihm ...«

Max setzte sich an den Flügel.

Neunzehntes Kapitel

Als Zachris auf seinem Bahnhof ausstieg, sah er gleich, daß es dunkel in der Villa war. An eine allgemeine Auswanderung zu denken, fiel ihm nicht ein. Teils war er zu hochmütig, um glauben zu können, ihm werde ein solches Unglück widerfahren; teils glaubte er Jenny für ihr ganzes Leben eingefangen zu haben. Wohin sollte sie ohne ihn gehen? Ohne seine Hilfe? Wer sollte sie aufnehmen, da sie krank, krittelig, zügellos war? Daß jemand sie entführt haben könnte, war unmöglich, so häßlich und trunksüchtig, wie sie durch ihn geworden.

»Sie sind wohl ausgegangen, um Besuche zu machen«, dachte er.

Als er an die Haustür kam, sah er einen Brief im Kasten.

Er trat ein und machte Licht. Es fiel ihm schwer, eine Lampe anzustecken, denn er pflegte nie selber etwas zu tun. Er gehörte zu den Menschen, die es lieben, Leute zu belästigen, ihnen zu befehlen, sich bedienen zu lassen. Es war ein neuer Diamantbrenner, und die Mechanik war ihm unbekannt.

Als sie schließlich brannte, rauchte sie. Da saßen drei Schrauben, und das konnte er nicht begreifen. Die dritte Schraube hob eine Hülse, die löschte, was man angezündet hatte. Sein ganzer Körper schlotterte vor Wut über die dummen Mägde. Schließlich hatte er eine kleine Flamme zustande gebracht.

Jetzt las er den Brief von Jenny. Es war ein Abschiedsbrief in sehr kurzer und alltäglicher Form.

»Aus!«

Darauf steckte er alle Lichter an; die Lampen waren teils ungefüllt, teils fürchtete er sie seiner Nerven wegen.

Das Vermissen begann jetzt, nicht als Sehnsucht nach einem geliebten Gegenstand, sondern nur als leerer Raum. Zuerst empfand er wirklich eine Erleichterung,

die Befreiung von Jennys Druck. Er hatte sich nicht als Herr im Haus gefühlt, seit er sich verheiratet, sondern vegetiert wie eine Kuhblume unter einem Ziegelstein. Sie hatte mit ihrem sichern Instinkt alles gewittert, was ihm mißfiel und ihn quälte.

Darum war sein Erstes, die Möbel umzustellen, so wie er sie haben wollte. Es wurde häßlicher in den Zimmern, aber er hatte seinen Willen, und damit begann der kleine Kerl zu wachsen.

Das Rücken der Möbel machte ihn warm. Als er aber fertig war, fühlte er, daß es kalt in den Zimmern war.

Da er selber nie geheizt hatte, wußte er nicht, wie er es machen sollte. Aber es mußte geschehen. Maja hatte sie wohl mitgenommen, ebenso wie die Jungen und die Hündin.

Nach der Hündin sehnte er sich beinahe, denn sie war sein Ebenbild und stand seinem Herzen näher als die andern. Die kroch vor dem Hausherrn, leckte ihm seine Schuhe und bellte seine Freunde an – das war sein Ideal. Die hatte sich im Lauf der Jahre ihrem Besitzer angepaßt. In diesem Hundegesicht spiegelten sich alle Laster des Herrn ab. Und jemand hatte die Bemerkung gemacht, man sehe dem Hund an, daß sein Herr Zachris heiße.

Vom Feuer gewärmt, begann er aufzutauen, und die Ereignisse des Tages stürmten auf ihn ein. Kleine Worte waren mit Widerhäkchen an der Haut hängen geblieben. Kloster, Zukunft, Revue des deux mondes; die neuen Gedanken, die die alten ablösen und töten sollten. Trotzdem er ein Mann der Entwicklung war, der Entwicklung predigte, konnte er sich nicht entwickeln, denn ihm fehlte keimfähiger Same. Jetzt mußte er vielleicht wie ein alter Esel herumlaufen, gezwungen werden die Jugend zu bekämpfen, um dann auf den Kehrichthaufen geworfen zu werden.

Er erhob sich, um sich obenauf zu fühlen; holte den Whisky hervor, um sich zu stärken, und begann in den

Zimmern umher zu traben. Auf dem Tisch fand er die Witzblätter. Seiner Gewohnheit getreu, Bosheiten gegen Freunde aufzusuchen, durchschnüffelte er Seite für Seite. Aber er fand nur sich selber überall; und da die Zeitungen gelesen aussahen, mußten Frau und Kinder ihn in allen diesen Stellungen gesehen haben.

Das Feuer brannte schlecht und kühlte mehr, als es wärmte. Die elende Beleuchtung wirkte nicht ermunternd. Der Whisky wärmt erst am nächsten Tag, und es war eine ganze Nacht bis dahin. Der leere Raum ließ sich nur mit Tabaksrauch und Alkoholdämpfen nicht füllen. Jetzt vermißte er Maja, die zu heizen, Lampen anzustecken und Essen vorzusetzen verstand.

Als er eine Weile gesessen hatte, mußte er der Kälte wegen wieder aufstehen, um herumzugehen.

Jetzt trat ihm das Bild des Fremdlings vor die Augen. Er sah dessen Gesicht an der Fensterscheibe und seine Frau im Zimmer. Warum war sie gegangen? Die Ohrfeige konnte so lange nachher nicht wirken. Es mußte zwischen ihr und dem Opernsänger auch etwas gewesen sein, da das Gesicht sie erschreckt hatte.

Wohin war sie gegangen? Daß Hanna sie seit mehreren Jahren gelockt hatte, das wußte er; aber die konnte sie doch nicht mit zwei Kindern aufnehmen.

Die Tatsache, daß seine Frau ihn verlassen, war jedenfalls unangenehm. Das war die Schande! Er hatte zu früh über die Feindin triumphiert, da er sie für so elend hielt, daß sie liegen bleiben müsse.

Zu telephonieren und nach ihr zu forschen, wagte er nicht: dann hätte er sich verraten. Und wenn er sich fragte, ob er sie sonst zurück wünsche, als Freundin, als Gesellschafterin, mußte er nein sagen. Ein Gefühl wie unüberlegte Ergebenheit, Freundschaft, Liebe war nicht bei ihm vorhanden. Alles war Nutzen und Eitelkeit.

Dazu kam ein völliger Mangel an Gewissen. Um ein Gewissen zu haben, muß man sich selber kennen und ein

Selbst sein; aber Zachris war ein Gelee ohne Selbst, eine unorganisierte Materie, die einer Trüffel gleich auf fremden Wurzeln lebte.

Er hatte immer das Leben anderer gelebt, nie sein eigenes; er hatte sich ruckweise mit einer ganzen Anzahl Personen identifiziert, Rollen gespielt, Typen aus sich selbst gemacht. Darum war er nicht imstand, ein Schuldgefühl zu empfinden. Er war übrigens wie ein Weib, nur rezeptiv; konnte soviel wie nur möglich empfangen, ohne danke zu sagen. Brachte es aber immer fertig, den Geber zum Schuldner zu machen. Klagte immer über Undankbarkeit.

Wenn er nicht feig gewesen wäre, würde er ein großer Verbrecher geworden sein. Jetzt weidete er sich nur an den schlechten Handlungen anderer, die er nicht auszuführen brauchte. Und sein Sport war, Männer durch ihre Frauen zu beherrschen; Männer zu vernichten, indem er ihre Frauen zum Flüchten verlockte.

Jetzt saß er da! Aber er war zu dumm, um einen ursächlichen Zusammenhang zu sehen; zu hochmütig, um sich vom Schicksal getroffen zu fühlen.

Wenn es nur nicht so kalt wäre! Das Thermometer draußen zeigte fünfundzwanzig Grad. Es knackte im Haus; es fing an, unheimlich zu werden.

Die Treppe hinaufzugehen und sich niederzulegen, lockte ihn nicht. Dort oben waren die Erinnerungen von zarterer Art. Und die Dunkelheit auf dem Boden war ungemütlich. Böden sind im allgemeinen ungemütlich. Da sieht man die Eingeweide des Hauses entblößt; dort wohnen Spinnen, Katzen und Ratten; die letzten Herbstfliegen sammeln sich dort oben, um Selbstmord zu begehen.

Da fiel er auf die Chaiselongue nieder und zog einige Teppiche über sich. Er schlummerte, aber schlief nicht; denn der Schlaf war infolge Mißbrauchs von Schlafmitteln ein seltener Gast geworden.

Etwas Verlorenes betrauern, das tat er nicht, aber er war böse, daß man's gewagt hatte, ihn mit der Schande allein zu lassen. Ins Hotel hinunterzugehen, wagte er nicht. Nach der Stadt zu fahren, auch nicht; das hätte nur den Skandal verraten. Er war buchstäblich gefangen, im Käfig angebunden.

Jetzt wurde die ganze Vergangenheit schwarz. Nicht ein heller Punkt war mehr da. Ekel über alles erfaßte ihn. Er wollte sich selber und sein Leben in eine Kloake ausbrechen und dann den Deckel zumachen.

So lag er bis zum Weihnachtsmorgen, halbwach, ängstlich vor der Dunkelheit. Er wagte sich nicht umzudrehen, weil das Sofa bei jeder Bewegung Laute hervorbrachte. Leichenkälte im Körper und kalten Schweiß auf der Stirn, fühlte er sich tot. Er wartete auf die Leichenöffnung, Beerdigung, Auflösung. Weiter konnten seine Gedanken nicht gehen.

Als er am Weihnachtsmorgen zum Bewußtsein erwachte, konnte er seinen Körper nicht sofort aufrichten, denn er hatte die ganze Nacht auf einem Buch gelegen. Er war im Kreuz gelähmt und ging wie ein Affe, der aufrecht zu gehen versucht.

Maja war nicht heimgekehrt. Die Kälte war unerträglich.

Er sank auf einen Stuhl nieder und dachte an die Erlebnisse der Nacht. Es war ein ganz neues Leben, das er während der letzten zwölf Stunden durchlebt hatte. Vergessene Szenen aus seiner Vergangenheit hatten sich vor ihm abgespielt, aber in neuer Beleuchtung, und Jenny war meistens die Hauptperson gewesen. Aber alles, was früher unschuldig ausgesehen hatte, nahm jetzt eine häßliche Farbe an. Mienen bei der und der Gelegenheit, Gebärden, Worte bekamen jetzt eine andere Bedeutung.

Er sieht zum Beispiel Kilo bei der Taufe des ersten Jungen, und er hört ihn sagen: Das ist mein Junge,

der ist gut! Das hatte er damals als eine einfache Höflichkeit aufgefaßt. Jetzt bedeutete es etwas anderes!

Falkenström, beim Frühstück im Salon, warf von dem neuen Licht ein neues Schattenbild an die Wand: da sah er, wie sich ihre Hände über dem Tisch und ihre Füße unter dem Tisch trafen.

Er erinnerte sich jetzt einer Szene aus der ersten Ehezeit. Sie hatten einen Hausfreund, den er und Jenny zusammen liebten, in aller Unschuld natürlich. Eines Tages kommt Zachris nach Haus und findet, wie der Freund Jenny auf dem Schoß hat. Die beiden schienen nicht überrascht zu sein, sondern spielten die Komödie zu Ende. Sie erklärten sich so: Sie hätten sein Vertrauen auf die Probe stellen wollen. Jetzt in der Nacht war die Szene auf eine ganz andere Art verwandelt und mit Einzelheiten ausgeführt worden.

Es war, als habe ihm ein Unsichtbarer ein Gift in den Körper gespritzt. Und in den heißen Kleidern, in denen er geschlafen hatte, brannte er. Er brannte und er fror!

Das stärkste Gefühl war die Wut: daß sie lebendig aus seinen Händen gekommen war. Und er bereute, daß er sie nicht getötet hatte. Es gab ja so viele unschuldige Arten zu töten. Er hätte sie durch das Trinken töten; sie bis zum Wahnsinn oder Selbstmord peinigen können.

Es gab nur eine Art, das Gift wieder loszuwerden: es aus sich herauszuschreiben. Alles aufs Papier niederschreiben, und dann das Manuskript verbrennen, nachdem seine Nächsten es gelesen hatten. Oder, wenn die Not ihn dazu zwang, es in Deutschland drucken.

Dieser Gedanke richtete ihn auf. Einmal aussprechen zu dürfen, alles, was ihn Jahre lang bedrückt und gepeinigt hatte. Gleichzeitig dieses Konto, das nur gelaufen war, ohne zusammengerechnet zu werden, genau aufzustellen. Sich zu verteidigen, und, warum nicht, sich zu rächen.

Das hieß: ein neues Leben beginnen; das strich das alte aus!

Von der neuen Energie ergriffen, ging er in die Küche, holte Holz, heizte die ganze Wohnung, kochte Kaffee und aß etwas. Dann setzte er sich gestärkt an den Schreibtisch.

Die Feder flog. Er lebte wieder, und so intensiv, daß er nicht merkte, daß drei Stunden vergangen waren, als die Feder anfing müde zu werden. Sie wurde langsamer und hielt plötzlich an.

Es waren nur zehn Seiten, und fünfhundert sollten es werden. Er fühlte sich leer im Kopf. Das Interesse hatte nachgelassen. Jetzt empfand er deutlich, daß ihre Gegenwart notwendig war. War sie nur im Haus, würde er all die Kraft wiederbekommen, die er bei ihr niedergelegt hatte. Ohne die konnte er sie nicht erschlagen. Er fühlte sich zu den schmählichsten Zugeständnissen bereit, wenn sie nur wieder kam. Mit ihr wollte er sie töten. Sie sollte das Pulver bezahlen. Sie sollte den Schleifstein drehen, während er die Messer schliff.

Aber er mußte wissen, wo sie war, um die Unterhandlungen eröffnen zu können. Nach seiner Frau fragen, ohne sich zu verraten, das war die Aufgabe.

Hanna Paj wußte, wo sie war; das war sicher. Wenn er sich nun stellte, als wisse er es auch, so erfuhr er's! Aber er durfte es sich nicht merken lassen, daß ihm daran lag, sie wiederzubekommen; auch nicht, daß er froh war, sie loszusein; nicht zynisch triumphierend, sondern menschenfreundlich, etwas reuevoll, teilnehmend, um ihr Befinden besorgt.

Aber wie sollte die Frage gestellt werden? Darüber grübelte er bis zum Mittag.

Da kam Maja nach Haus. Das gab ihm einen neuen Aufschwung. Eine bekannte Stimme war zu hören; Geräusch in der Küche; die Wasserleitung lief und die Kasserollen klapperten.

Maja fragte nach der Hausfrau.

»Sie feiert Weihnachten in der Stadt!«

»Ja, das sagte sie. Aber sind Sie nicht mitgegangen, Herr?«

»Nein, ich habe zu arbeiten.«

»So? ... Dann setze ich das Essen auf.«

»Warte mal, Maja. Willst du nicht in die Stadt fahren und meiner Frau ihren Pelz bringen? Es ist so kalt geworden!«

»Ja, wo wohnt sie denn?«

Pardauz! Zachris saß fest. Aber wie der Fuchs konnte er sich den Schwanz abbeißen.

»Ich glaube, ich fahre doch am besten selber hinein.«

Aber Maja liebte es, auf der Eisenbahn zu fahren:

»Nein, ich will schon fahren. Ich finde schon hin, wenn ich nur die Adresse habe.«

»Was hast du zu Mittag, Maja?«

»Ich komme mit Hasenbraten und Sauerkraut am Weihnachtstag ...«

»Das ist gut. Beeile dich!«

Der Pelz war fortgezaubert, und Maja ging.

Nach einem starken Mittagessen ging Zachris schlafen.

Als er gegen sieben erwachte, fühlte er sich gestärkt, daß er Jenny entbehren zu können glaubte. In diesem Machtgefühl setzte er sich hin, um zu schreiben. Aber die Feder stand still, und die Worte blieben aus.

Also: sie mußte kommen und ihm sitzen. Dann konnte sie gehen, wenn sie's noch vermochte. Aber er mußte die Sache beschlafen.

Er schlief bis zum Morgen des zweiten Weihnachtstages, und erwachte mit dem Entschluß, noch einen Tag zu warten, um seine Freiheit zu genießen.

Der Tag wurde etwas lang. Maja war stumpf und sah argwöhnisch aus. Sie war nachlässig im Aufräumen und benahm sich geringschätzig; sprach ihre Zweifel aus, ob die Hausfrau auch zurückkehre. Einmal hörte

er, wie sie durch den Fernsprecher eine Mitteilung empfing. Als er sie fragte, wer angerufen habe, antwortete sie mürrisch:

»Niemand!«

Am dritten Tag erwachte er wieder gegen zehn, und ging sofort zum Fernsprecher, um einen kühnen Versuch zu machen.

Er klingelte Hanna Paj an:

»Hier Zachris. Willst du Jenny fragen, ob sie ihren Pelzmantel wünscht; dann schicke ich ihn.«

Hanna antwortete:

»Ich glaube sicher, daß sie den wünscht. Wie geht es dir, lieber Zachris? Fröhliche Weihnachten!«

Das war mit einer milden Stimme gesprochen, als wolle sie ihn gewinnen. Und er hatte einen Nebenlaut im Fernsprecher gehört, den er als Jennys Stimme erkannte: sie mußte im Zimmer gewesen sein.

Der Versuch war gelungen. Jenny war da. Hanna war ihrer müde geworden, und Jenny war reuevoll. Jetzt war nur noch etwas Geduld nötig, dann würde sie angekrochen kommen.

Er fuhr in die Stadt und ging auf die Redaktion. Er zitterte etwas in den Kniekehlen. Er versuchte in ihren Augen zu lesen, ob sie etwas wußten. Keiner sagte etwas. Das war jedenfalls recht taktvoll.

Zwanzigstes Kapitel

Als Jenny am Weihnachtsabend bei Hanna eintrat, wurde sie mit offenen Armen empfangen:

»Willkommen in meinem Haus! Hier hast du eine Freistätte, so lange du willst: mein Haus ist deins!«

Sie führte Jenny in ein sehr kleines Zimmer. Weder ein Bett noch eine Toilette war darin, sondern nur ein kurzes und schmales Bettsofa, das man aus unbekannten Gründen einen türkischen Diwan nennt.

»Hier sollst du wohnen, mein Kind, und niemand soll es wagen, deine Schwelle zu betreten.«

Als Jenny das Zimmer mit Blicken musterte, die immer finsterer wurden, fuhr Hanna fort:

»Es ist ja etwas klein, aber es ist deins. Die Freiheit wird teuer erkauft; sie kostet kleine Opfer. Jetzt lasse ich dich einen Augenblick allein; dann kannst du dich einrichten, während ich in die Küche gehe.«

Sie ging und schloß die Tür.

Etwas Rauhes und Enges war in dem kleinen Zimmer. Hotelzimmer oder Mädchenkammer. Kein Spiegel! Und dieses Bettsofa, auf dem sie liegen sollte. Sie haßte Bettsofas; da war immer ein Querholz nach der Wand zu, an dem man sich den Ellbogen stieß. Und genau solch ein Bettsofa hatte die alte Luise zu Hause.

Ein Kleiderschrank war nicht zu sehen, und als sie die Kommode untersuchte, fand sie die voll Sachen. Sie legte ihre Überkleider auf Stühle und Sofa, und setzte sich auf einen freien Stuhl. Es war ein gewöhnlicher Hotelstuhl: die Lehne aus falschem Mahagony, aus mehreren Stücken zusammengeleimt, die jeden Augenblick auseinanderfallen konnten. Man mußte auf diesem Stuhl gerade wie ein Stock sitzen und die Hände auf die Knie legen.

So saß Jenny da, starrte vor sich hin, müde zum Hinsinken.

Als sie fünf Minuten gesessen hatte, die ihr endlos

lang erschienen waren, brach sie in Tränen aus. Nach weiteren fünf Minuten fragte sie sich:

»Was hatte ich hier zu schaffen?«

Nach weiteren fünf Minuten kam Hanna zurück.

»Liebe Hanna, hast du keinen Spiegel?« fragte Jenny so ergeben wie möglich.

»Einen Spiegel? Nein, mein Kind, ich hasse Spiegel.«

Jetzt kam Hanna an die Reihe, das Zimmer zu mustern. Als sie Überkleider, Handschuhe und Halstuch im Zimmer verstreut sah, wurde sie etwas nervös und legte die verstreuten Sachen zusammen.

»Wir wollen eine Kommodenschublade räumen, mein liebes Kind, und die Überkleider wollen wir in den Flur hängen.«

Hanna ging mit den Überkleidern. Jenny konnte aber keine Vorwürfe in irgendeiner Form vertragen, sondern warf sich vornüber auf das Sofa und weinte laut.

Hanna aber ging aus und ein; das war ihre Gewohnheit. Als sie Jenny auf dem Sofa liegen sah, konnte sie sich nicht zurückhalten:

»Liebes Kind, du mußt nicht am Tage herumliegen, dann kannst du nachts nicht schlafen.«

Und sie räumte weiter auf, ohne Jennys Tränen sehen zu wollen.

Da klingelte es an der Flurtür, und sie ging, um zu öffnen. Es waren Brunte und Pirre mit der Hündin. Hanna hatte die Kinder vergessen, und Hunde waren ihr ein Greuel. Um nicht aus der Rolle zu fallen, hieß sie die Knaben willkommen.

Die beiden jungen Herren marschierten mit ihren schneeigen Stiefeln herein, liefen herum und faßten alles an. Schließlich setzten sie sich aufs Sofa und steckten die Hände in die Hosentaschen.

Die Hündin sprang aufs Sofa, legte sich neben die Bengel und schlief sofort ein. Wer schläft, ist für seine

Handlungen nicht verantwortlich, und die Hündin beging Handlungen während des Schlafes, die unverantwortlich waren.

Hanna kam wieder herein:

»Kleine Jungen dürfen nicht auf dem Sofa sitzen. Das ist für große Leute! Und der Hund muß im Flur liegen.«

Die Jungen rührten sich nicht, denn sie glaubten, es sei Scherz.

»Hört ihr nicht, Jungen, was ich sage? Steht auf und bringt den garstigen Hund hinaus!... Aber das ist ja ein entsetzlicher... Ich glaube... nein, ist das möglich? Das ist nicht möglich...«

Sie hielt sich mit der einen Hand die Nase zu, mit der andern griff sie in das Halsband der Hündin; ließ es aber sofort wieder fahren, da das Tier die Zähne zeigte und Laut gab.

Jenny kam hinzu und lockte den Hund auf den Flur hinaus. Da aber begann er an der Tür zu kratzen und fing an zu heulen.

»Ihr müßt den Hund hinausjagen,« sagte die Tante in bestimmtem Ton. »Das ist das einfachste.«

Brunte liebte den Hund nicht und ging in den Flur hinaus. Mit Tantens Regenschirm jagte er das Tier wirklich in den Treppenflur; aber der Regenschirm wurde bei dem Manöver etwas flügellahm. Das kam Brunte so lächerlich vor, daß er Pirre rufen mußte, um ihm das Schauspiel zu zeigen.

Hanna sah nicht gleich ihre Schadenfreude, sondern dachte nur an das gelungene Hinausjagen:

»Seht ihr, wie einfach das war.«

Aber es war nicht so einfach. Hunde sind nicht zum Gehorchen geboren, sondern zum Befehlen. Und die Hündin gab nun einen Standlaut, daß es im Treppenflur schallte.

»Laßt ihn bellen, er wird bald müde«, sagte die Tante

zur Aufklärung, als kenne sie die Naturgeschichte der Hunde aus dem Grunde.

Aber Hunde werden nie müde zu bellen, bis man ihnen gehorcht.

Brunte hatte inzwischen das Spiel mit dem flügellahmen Regenschirm weiter entwickelt und wollte ihm jetzt den Gnadenstoß geben. Dabei fingen die Jungen so an zu kichern, daß Tante sehen mußte, was sie machten.

Sie schlug die Hände zusammen, als wolle sie Hühner vor sich her treiben, und mit Tränen in der Stimme rief sie:

»Mein Regenschirm, mein Köper-Regenschirm! Es war wollner Köper ... Nein, Jenny, du mußt deine Jungen besser in Zucht halten ...«

Das konnte Jenny nicht. Und niemand anders hatte es gekonnt. Also mußte man sie gewähren lassen.

Jetzt klingelte es an der Flurtür, und die Stimme eines Mannes donnerte um die Wette mit dem rasenden Bellen des Hundes.

Es war der Hauswirt, der sofort verlangte, daß man den Hund entferne oder zur Ruhe bringe: sonst werde er nach der Polizei schicken.

»Gebt ihm einen Hieb mit dem Stock«, schlug die Tante vor.

»Nein, dann beißt er.«

»Brunte, geh mit dem Hund auf die Straße und treib ihn fort!«

»Das nützt nichts! Er ist gleich wieder hier.«

»Das ist doch merkwürdig! Kann man einen Hund nicht fortjagen?«

»Nein, man kann einen Hund töten, aber man kann ihn nicht fortjagen.«

»Dann tötet ihn!« schrie die Tante.

»Hanna! rief Jenny aus. Du liebst Tiere nicht? Du liebst doch alles, was lebt?«

»Ja, aber nicht Hunde.«

»Dann laß ihn in die Küche!«

»Nein, dann frißt er das Essen auf! Und er stinkt ja auch!«

»Er? Sie! Es ist ja eine Hündin; die hat mehrmals geworfen! Das kann man doch sehen!« klärte Pirre auf.

»Bringen sie den Hund fort!« schrie der Wirt. »Lassen Sie ihn wieder in Ihre Wohnung, oder ich schicke nach der Polizei.«

Der Hund hatte gesiegt. Er wurde zuerst zum Versuch in den Flur gelassen. Als er aber dort heulte und kratzte, kam er in die Wohnung und sprang sofort aufs Sofa.

Des Tieres Herrschaft über den Menschen war bestätigt, und dabei blieb es. Still war er, aber stinken tat er, und auf dem Sofa mußte er liegen.

Hanna zitterte am ganzen Körper. Der Vorwurf, daß sie keine Tierfreundin sei, reizte sie vielleicht am meisten, denn alle modernen Menschen waren Tierfreunde, alle großen Frauen: Sarah Bernhard, Yvette Guilbert waren Tierfreunde. Sie versuchte sich einen Augenblick in die Lage eines Tierfreundes hineinzudenken; sie wollte etwas Schönes und Tiefsinniges über die Natur des Hundes sagen, um zugleich ihren Rückzug zu decken:

»Dieser scheinbare Eigensinn bei einem Hund ist nur die Kehrseite seiner Treue gegen den Menschen. Ich habe unrecht gehabt; verzeiht mir!«

Jenny reichte ihr ihre Hand zum Dank und zur Verzeihung.

»Jetzt,« sagte Hanna, »gehe ich und mache Einkäufe.«

»Du kommst doch zum Mittagessen nach Haus?«

»Wir essen am Weihnachtsabend nicht zu Mittag, liebes Kind.«

»Aber die Jungen sind hungrig.«

»Sie müssen warten, wie wir andern. Jungen müssen sich früh an Selbstbeherrschung gewöhnen. Adieu, liebe

Jenny, leg dich nicht aufs Sofa, dann kannst du nachts nicht schlafen!«

Jenny durfte nicht auf dem Sofa liegen, aber die Hündin durfte es.

»Seid artig, Jungen, dann kriegt ihr heute abend Stockfisch und Grütze.«

»Pfui Teufel!« sagte Brunte, »ich esse nie Stockfisch.«

Hanna hatte diese Worte noch gehört, aber ließ sich nichts merken, sondern ging.

Jetzt galoppierten die Jungen durch die Zimmer und machten aus den Teppichen Heuhaufen. Dann gingen sie an eine gründliche Untersuchung der ganzen Wohnung. Öffneten alle Schränke und Schubladen. Dann, in Ermangelung einer Beschäftigung, stellten sie sich auf das Sofa und schaukelten sich so, daß der Hund erwachte, knurrte und nach ihren Füßen biß.

Jenny sah weder noch hörte sie. Sie saß wie eine Bildsäule da, unbeweglich, hungrig; dachte mit Schrecken an den Stockfisch und die Grütze, die sie verabscheute. Sie dachte daran, in die Küche zu gehen und um Essen zu bitten, aber sie wagte es nicht. Sie wußte wohl, wenn Hanna noch einmal böse wurde, dann mußten sie hinaus auf die Straße.

Aber die Kälte in den Zimmern wurde gegen Abend immer schlimmer, und sie hielt es nicht länger aus, sondern ging in die Küche und bat das Mädchen, Feuer im Eßzimmer zu machen.

»Feuer?« antwortete eine rauhe Stimme. »Feuer? Feuer?«

Jenny floh.

Aber das Feuer kam doch. Die Jungen wollten natürlich dabei helfen, und bald lagen die Holzscheite wie ein rauchender Meiler da. Die kleinen Klappen wurden geöffnet. Nach einer Weile waren sie so rot, daß man die Stiefelsohlen an ihnen verbrennen konnte: man sah, wie das Leder Feuer fing – nur ganz wenig! Dann

wurde die Ofenklappe wieder zugemacht, und es rauchte. Man öffnete wieder. Es war, als kommandiere man eine Dampfmaschine.

»Jetzt bin ich Kapitän und du bist Maschinist, sagte Pirre. Stopp!« schrie er. Brunte schloß, daß Feuer und Rauch herausdrangen.

»Vorwärts!« kommandierte Brunte. Und jetzt flammte es wieder. »Rückwärts! Volldampf!«

»Das ist ja wie ein richtiger Dampfer!«

Schließlich entdeckte Brunte, daß man mit der Klappe buttern konnte. Das war ein Leben!

Eine Nähmaschine war auch im Hause, und die konnte man als Lokomotive gebrauchen. Der Schaukelstuhl wurde zum Schlitten, wenn man hinten auf den Kufen stand. Die Kufen gingen dabei natürlich aus dem Leim.

Jenny brachte den Nachmittag in einem stumpfsinnigen Grauen zu. Sie fühlte sich wie eine Gefangene, die bis zum Abend hungern muß und dann mit Stockfisch und Grütze bestraft wird. Wenn sie nur einen Whisky gehabt hätte! Aber Hanna hatte nie etwas Starkes zu Hause, um nicht ein schlechtes Beispiel zu geben. Wenn sie einmal »kalt geworden« war, ging sie in die Konditorei und ließ sich Portwein geben. Das geschah jeden Tag.

Abend wurde es jedenfalls. Hanna kam zurück. Sie war fröhlich. Sie gehörte zu der Gruppe Menschen, die gefährlich werden, wenn sie froh sind. Man wird ängstlich, wenn man ihren schäumenden Humor sieht. Der gleicht Übermut. Und ihre Augen suchen Raub und schießen Pfeile.

Der Tisch war gedeckt. Der Stockfisch kam, schicksalsschwanger, erwartet, gefürchtet. Hanna bot nicht herum, sondern legte vor. Es gab keine Rettung.

Jenny sah sich nach einem Schnäpschen um, aber es war keiner da. Sie schaute sich Hannas rote Nase an und fragte sich, wo sie die her bekommen habe. Dann

sah sie auf das schmutziggelbe Gericht, den rostigen Vorleger und das zitternde Gelee. Die weiße Sauce und der schwarze Pfeffer erinnerten an ein Grab, das im winterlichen Schnee frisch aufgeworfen ist.

»Jetzt sollt ihr Stockfisch essen lernen, Kinder«, begann Hanna. »Das ist mein Leibgericht.«

»Ich glaube, die Jungen essen nicht Stockfisch«, antwortete Jenny sanftmütig.

»Eben darum sagte ich, sie sollen es lernen. Was man kann, braucht man nicht erst zu lernen.«

Aber die Jungen steckten die Hände in die Hosentaschen und lehnten sich zurück.

»Ihr dürft nicht die Hände in die Hosentaschen stecken, Jungen, und ihr müßt euch nicht in die Stühle zurücklehnen. Als ich Kind war, mußte ich am Tisch stehen. Und wenn ich etwas auf dem Teller ließ, bekam ich Schläge ...«

»Hast du denn eine solche Erziehung gebilligt, Hanna?«

»Nein, ich habe sie nicht gebilligt, denn ich war ein unverständiges Kind. Als ich aber älter wurde ... Hört mal, Jungen, wenn ihr nicht den Fisch eßt, kriegt ihr keine Grütze!«

»Wir essen niemals Grütze!« antworteten die beiden.

»Wie? So! Ja, dann kann ich euch nicht helfen.«

Hanna erhob sich und ging nach dem Kachelofen:

»Das ist ja schrecklich warm! Ich muß die Klappe etwas öffnen ...«

»Nein, liebe Hanna, ich friere so entsetzlich ...«

»Frierst du? Du siehst ja so rot aus! Ich glaubte, du seist ein moderner Freiluftmensch! (Da gab sie die modernen Tierfreunde zurück!) Aber wahrhaftig, die haben die Schnur zur Ofenklappe abgerissen. Und der Ofen ist so heiß? Habt ihr geheizt, als ich fort war? Dann muß ich das Fenster öffnen, denn sonst kann ich heute Nacht nicht schlafen! Haben die Jungen die Schnur zur Ofenklappe abgerissen?«

Keine Antwort erfolgte.

»Wir dürfen uns Weihnachten nicht verderben! Aber jeder Mensch hat seine Gewohnheiten, und Gewohnheiten sind ein Ausdruck von Ordnungssinn. Meinen Ordnungssinn habe ich in meiner Jugend ausgebildet. Spielt nicht mit dem Brot, Jungen! Ich bin Lehrerin gewesen, und habe viele kleine Jungen erzogen. Ich erinnere mich an zwei garstige kleine Jungen, die mußten wir in eine Besserungsanstalt schicken. Dort bekommen verwahrloste Kinder eine strenge Erziehung, eine sehr strenge Erziehung ... Sieh da bist du, Hündchen! Du willst auch zu essen haben? Er soll die Gräten bekommen, Junge, wenn wir den Fisch aufgegessen haben. Aber wir müssen den Fisch aufessen, jawohl, du kleiner Wicht!«

»Hast du nicht etwas Fleisch, Hanna?«

»Fleisch? Nein! Dann würde ich es selber essen und meinen Gästen anbieten. Fleisch für den Hund?«

Sie lachte.

»Aber kein Hund frißt Gräten.«

»Dann soll er's lernen! Oder er kriegt überhaupt nichts.«

»Wir dürfen unsere Tiere nicht hungern lassen; am allerwenigsten, da wir zum Tierschutzverein gehören ...«

Das war ein schwieriger Fall. Sich der Tierquälerei verdächtig zu machen, das wagte Hanna als moderne Weltanschauerin nicht ...

»Ich will nachher sehen, ob von der Bouillon noch Knochen da sind ...«

»Der Hund hat keine Zähne mehr, liebe Hanna; er kann Knochen nicht mehr beißen ...«

Jetzt explodierte die Alte, erhob sich mit bebendem Kopf und stürzte in ihr Zimmer, indem sie die Tür hinter sich zuschlug, daß die Fensterscheiben klirrten.

Aber die Tür öffnete sich sofort wieder und der Kopf sprach:

»Ich habe mein Haus einem wehrlosen Weib und

ihren verstoßenen Kindern geöffnet. Ich habe sie zu der Weihnachtskost geladen, die meine Vorfahren seit Generationen genossen haben. Aber ich habe keinen Hund an meinen Weihnachtstisch geladen.«

Die Tür knallte wieder zu. Wie ein Paukenschlag in einer Symphonie. Dann öffnete sie sich wieder für den sprechenden Kopf.

»Ihr habt meine einfache Kost verschmäht! Ihr habt abgelehnt, was ich aus gutem Herzen bot! Ihr seid keine guten Menschen! Gute Menschen empfangen mit offener Hand und fröhlichem Herzen. Von Dankbarkeit will ich nicht sprechen. Ich verlange keinen Dank. Aber ich glaube, ich habe das Recht, etwas Takt zu fordern.«

Die Tür knallte wieder zu. Ganz als ginge sie, um ihre Rolle überzulesen oder sich eine neue Maske anzulegen. Dieses Mal dauerte das Ummaskieren etwas länger.

Jenny wandte sich an die Knaben:

»Wir müssen auf die Straße gehen, Kinder; wir müssen ins Wasser gehen!«

»Warum gehen wir nicht nach Haus?« antwortete Brunte.

»Nach Haus? Zu ihm? Niemals! Zieht euch an.«

Jenny begann sich anzuziehen.

»Wir müssen in eine Pension gehen, um für die Nacht unterzukommen. Hier bleibe ich nicht eine Minute länger.«

Die Tür öffnete sich. Hanna erschien in ganzer Figur und war vollständig ummaskiert. Sie hatte Jennys Entschluß gehört. Eine so unverhoffte Befreiung hätte einen gewöhnlichen Menschen getötet. Hanna aber war nur verklärt, und ihre Freude konnte sie nicht verbergen, obwohl gewöhnliche Höflichkeit das gebot.

»Willst du gehen, liebe Jenny? Du tust, was du willst, natürlich, und du hast vielleicht recht! Siehst du, zwei Persönlichkeiten wie wir beide, stark und selbständig,

wie wir sind, haben unter einem Dach nicht Platz! Du hast ganz recht! Aber, Jenny, nie zu ihm zurück, hörst du: nie! Versprich mir das! Du gehst in die Pension hier nebenan. Ich werde dich jeden Tag besuchen. Mehrere Male am Tage, wenn du willst. Klingle mich nur an!«

Jenny war verstummt, aber nicht aus Unwillen, sondern vor Müdigkeit und Hunger. Sie war ebenso froh wie Hanna, fortzukommen. Aber sie konnte es nicht zeigen. Und als sie sich von der Tyrannei der Freundin frei fühlte, liebte sie sie wieder. Und sie brauchte ihre Unterstützung zum Kampf gegen ihn!

Sie trennten sich also mit Umarmungen und vielen Worten, die den etwas überstürzten Abschied abrunden sollten.

Einundzwanzigstes Kapitel

Der Revisor, oder der »ermordete Revisor«, wie er genannt wurde, hatte im Oberbergamt angefangen, nachdem er die Bergakademie beendigt. Er war Chemiker, war aber in allen Naturwissenschaften zu Haus, wie seine Zeitgenossen, ehe Spezialisierung und Materialsammlung zur Hauptsache wurden. Er war Schüler von Linné, Berzelius, Bernardin Saint-Pierre, Elias Fries.

Als der Darwinismus in die Welt kam, mußte ja die Entwicklungslehre auch auf die Chemie angewandt werden. Nach Haeckels Monismus oder der Lehre von der Einheit der Materie müßten ja die 64 (?) einfachen Stoffe fallen, wie einmal die vier Elemente der Alchemisten. Mendeljeff versuchte ein natürliches System aufzustellen, das wenigstens den Gedanken weckte, die Lehre von den Elementen sei ein Unsinn. Crookes sprach als seine begründete Ansicht in der Genesis of the Elements aus, alle einfachen Körper seien ein und derselbe Urstoff, mochte der nun Wasserstoff oder Protyl heißen.

Damit entstand die Frage, ob die Körper ineinander übergehen können. Wenn man diese Frage bejahte, mußte man den Folgesatz anerkennen: aus unedlen Metallen kann Gold gemacht werden. Die Goldmacherei kam auf. Man hörte, es seien Versuche, Gold aus Kupfer und Silber herzustellen, gelungen. Mehrere einfache Körper wurden analysiert. Der Schwefel erwies sich als ein fossiles Harz, das aus Kohle, Wasserstoff und Sauerstoff besteht. Jod war ein Manganchlorür. Phosphor ein Wachs, das in Arsenik verwandelt werden konnte. Die Metalle waren Kohlenwasserstoffe usw.

Die Lehrbücher fingen an, die anorganische Chemie in Übereinstimmung mit der organischen aufzustellen. Die Metalle waren Alkoholradikale (Kohlenwasserstoffe), die Oxydhydrate waren Alkohole, die Oxyde waren einfache Äther, und die Salze waren zusammengesetzte Äther.

Die Goldmacherei am Ende des Jahrhunderts war also der Evolutionslehre und dem Monismus entsprungen. Aber mit ihrer gewöhnlichen Trägheit blieben die Darwinisten stieren Blickes vor ihren eigenen Schlußfolgerungen stehen: die nannten sie Mittelalter, Aberglauben, Alchemie. Sie glaubten nämlich, alles, was vor 1857 lag, sei Aberglaube; erst mit ihnen sei das einzig wahre Licht in die Welt gekommen.

Der Revisor hatte niemals Alchemie studiert, sondern beobachtet, wie die Minerale in der Natur vorkommen und über deren Entstehung auseinander nachgedacht. Und als er Berzelius' Jugendschriften las, wurde er fest davon überzeugt, daß es möglich sei, die Metalle ineinander zu verwandeln. Berzelius hatte nämlich gesehen, daß Pflanzen, die mit reinem Wasser in Kieselsäure gezogen wurden, nach der Verbrennung in der Asche alle die Metalle aufwiesen, die in Erde gezogene Pflanzen enthalten. Daraus schloß er richtig, daß die Elemente ineinander übergehen können.

Darauf war der Revisor daran gegangen, Versuche zu machen. Im Laboratorium des Klosters hatte er ungestört Gelegenheit gehabt, seine Berechnungen zu prüfen. Da vergaß er seine Schande, da reinigte er sich bei Feuer und Wasser von all der Verworfenheit, in die er durch seine Frau geraten war. Denn durch sie war er in einen Kreis verkommener Menschen gezogen worden, deren schlechtem Einfluß er sich aus Rücksicht auf seine Frau nicht entziehen konnte.

Eines schönen Winternachmittags saßen die Freunde in der Bibliothek und hielten Gedankenübungen ab. Der Revisor war an der Reihe, zu debutieren. Mit tiefer Aufmerksamkeit wurde dieser Dialog von zwei so alltäglichen Bekanntschaften, wie es die Wiesenknarre und der Kuckuck sind, angehört.

*

»Wie alt bist du jetzt?«

»Ich bin über vierundsiebzig Jahre.«

»Und bist dein ganzes Leben hindurch etwas Landwirt gewesen?«

»Mein ganzes Leben hindurch. Seit ich ein Knabe war, bin ich hinter Pflug und Sense hergegangen.«

»Auf Feld und Wiese?«

»Auf Feld und Wiese! Morgens, mittags und abends, oft auch nachts.«

»Ganz wie ich; nur habe ich schon achtzig Jahre hinter mir. Nun, du kennst doch einen kleinen Vogel, der die Wiesenknarre heißt?«

»Hm! Natürlich. Wieso?«

»Hast du den Vogel gesehen?«

»Gesehen? Warte mal! Nein, das habe ich nicht! Hast du?«

»Nein! Hat einer von deinen Angehörigen oder Bekannten ihn gesehen?«

»Nein, nicht daß ich weiß.«

»Von meinen Verwandten auch niemand, und niemand von meinen Bekannten. Und ich habe sie doch alle gefragt. Ich habe Steine nach dem Vogel geworfen, wenn ich ihn neben mir hörte. Ich habe nach ihm geschossen. Ich habe Jagdhunde auf ihn gehetzt. Aber ich habe ihn nie bekommen. Das ist ein seltsamer Vogel.«

»Doch, still, ich habe ihn ausgestopft im Museum gesehen.«

»Das ist wahr; das habe ich auch. Aber wie kann man sicher sein, daß es derselbe Vogel ist, der arp snarp sagt auf Feld und Wiese?«

»Das müssen die Gelehrten doch wissen.«

»Gelehrt oder ungelehrt; wenn ich ihn im Roggen schnarren höre, einen Schuß dorthin abgebe, und dann einen toten Vogel finde, so habe ich keinen vollen Beweis, daß es auch der Vogel ist, der schnarrte. Denn, siehst

du, im selben Augenblick, in dem das Schrot ihn tötete, hat der Vogel zu schnarren aufgehört.«

»Das ist richtig!«

»Es gibt also eine Möglichkeit, daß der Museumsvogel Gallinula Crex, der zu den Sumpfhühnern gehört, ein anderer ist als die Wiesenknarre! Auch weil die Sumpfhühner in Sümpfen leben, aber die Wiesenknarre auf Feldern und Wiesen, die im allgemeinen trocken sind. Wir wissen, daß der Abzugsgraben ein Feind aller Watvögel ist; bis zu dem Grad, daß die Störche sich verringert haben, seit der Abzugsgraben überall angelegt wird.«

»Nun, worauf willst du hinaus?«

»Warte! Glaubst du, daß die Wiesenknarre fliegen kann?«

»Nein, das kann sie wohl kaum, denn dann würde sie auffliegen, wenn ich mit der Mähmaschine komme. Ich habe den Vogel vor mir auf einem Kleefeld gehabt, als ich auf dem Bock der Maschine saß. Ich habe den Klee abgemäht, aber einen Vogel habe ich nicht gesehen; weder einen laufenden noch einen fliegenden.«

»Nun sagen die Gelehrten, er sei ein schlechter Flieger.«

»Können die Gelehrten das besser wissen als wir?«

»Angenommen, sie können es wissen: meinst du, ein schlechter Flieger kann über den Öresund oder den englischen Kanal fliegen?«

»Nein, das kann ein schlechter Flieger nicht, und die jährlichen Jungen eines schlechten Fliegers müssen sich wohl üben, ehe sie sich auf die See begeben.«

»Eben! Nun sagen die Gelehrten, die Wiesenknarre komme im nördlichen Europa und Asien vor, ziehe aber im Herbst hinunter bis ins mittlere Afrika. Das ist doch natürlich eine Lüge.«

»Das weiß ich nicht.«

»Aber die Bücher fügen hinzu, daß er meistens im Laufen zieht ...«

»Er kann doch nicht auf dem Wasser gehen . . .«

»Nein! Und könnte er das, müßte man ihn ja auf dem Öresund oder dem Kanal sehen. Schwimmen kann er auch nicht, denn er hat keine Schwimmhaut zwischen den Zehen.«

»Das ist ein sonderbarer Vogel.«

»Und dabei so allgemein! Er ist ja über ganz Schweden verbreitet. Glaubst du nicht, man kann sagen, es gibt einen auf jedem Hektar?«

»Das ist wohl zu viel; sag auf sieben Morgen bebauten Boden.«

»Gut, sagen wir also einen auf dreieinhalb Hektar. Nun besitzt Schweden dreieinhalb Millionen bebauten Boden. Also besitzt Schweden eine Million schnarrende Wiesenknarren. Aber du weißt, daß Watvögel paarweise leben, daß wir also zwei Millionen für eine bekommen. Doch um freigebig zu sein, nehmen wir fünfzig vom Hundert als Rechenfehler an und sagen wir eine Million rund. Nun fügen die Bücher hinzu, daß dieser Vogel etwa sieben bis zwölf Eier legt. Wir sind bescheiden und begnügen uns mit sieben; lassen die andern fünf den Raubvögeln. Das macht acht Millionen Wiesenknarren im Herbst, die in der Zugzeit das Land verlassen oder sterben müssen. Wie soll man sich diese Auswanderung nun denken?«

»Entweder fliegen sie oder sie laufen. Ein Drittes gibt es in diesem Fall nicht.«

»Richtig geantwortet: entweder fliegen sie oder sie laufen. Aber nun können sie nicht fliegen, oder nur schlecht fliegen; also müssen sie gehen. Da Schweden nur im Norden mit dem Festland zusammenhängt, muß der Auswandererstrom über Haparanda und dessen Umgebung laufen. Aber die großen Flüsse, die überschritten werden müssen?«

»Das ist ja unsinnig! Übrigens wenn acht Millionen, auch nacheinander, von Schonen nach Norbotten zögen,

müßte man sie auf Landstraße und Bahndämmen bemerken wie die Lemminge. Nein, das geht nicht! Sie müssen fliegen!«

»Sie müssen fliegen, obwohl sie nicht fliegen können!«

»Ja, sie müssen fliegen, denn England hat ebensoviel Wiesenknarren wir wie, und England hängt nicht mit dem Festland zusammen.«

»Aber dann müssen die englischen Wiesenknarren im Herbst Flugkraft bekommen; doch das ist kaum denkbar, denn selbst die Störche sind gezwungen, regelmäßig Flugübungen mit ihren Jungen anzustellen, ehe sie zu ziehen wagen. Ich halte es für undenkbar, daß die Wiesenknarren über den englischen Kanal fliegen können, ohne vorher Übungen anzustellen. Aber auch wenn sie fliegen könnten, müßten die Seefahrer einige Völker von den acht Millionen sehen. Und auf der französischen Küste, die von einer einzigen Jägerkette von Zollbeamten bewacht wird, müßte man die ruhenden Vögel bemerkt haben.«

»Wahrhaftig! Besonders da deren Flug sehr niedrig sein soll. Kolthoff meint auch, dieser niedrige Flug sei die Ursache, daß viele Wiesenknarren beim Herbstflug gegen die Telegraphendrähte stoßen.«

»Die Wiesenknarre kann also fliegen.«

»Ja, aber nur wenig. Brehm, die größte Autorität, sagt, sie flattert eher als sie fliegt. Und derselbe Brehm behauptet, sie wandere nachts, ziehe also wahrscheinlich zu Fuß.«

»Bleibt also unerklärt, wie sie über den Öresund und den englischen Kanal kommt.«

»Aber das Mittelmeer ist auch noch da, denn sie soll in Afrika überwintern. Wenn wir das Mittelmeer streichen, so bleiben die Alpen. Glaubt irgend jemand, diese kleinen Wesen können über die Alpen ziehen? Acht Millionen schwedische Wiesenknarren sollten jährlich über die Alpen ziehen? Die acht Millionen von Eng=

land nicht mitgezählt, die sechzehn Millionen von Deutschland ebenfalls nicht. Das geht nicht!«

»Was glaubst du denn?«

»Ich glaube, daß diese alltägliche einfache Naturerscheinung unerklärt ist. Ich glaube, daß die Natur noch ebenso viel ungelöste Rätsel hat wie früher. Aristoteles und Plinius der jüngere grübelten bereits über die Wiesenknarre. Sie nannten sie Wachtelkönig, weil sie sie den Zug der Wachteln anführen sahen. Ja, man glaubte sogar im Altertum, der Kranich nehme die Wiesenknarre auf den Rücken. So unerklärlich fand man den Zug des nicht flüggen Vogels.«

»Vielleicht ist der Vogel im Museum ein anderer.«

»Aber Brehm hat ihn in Gefangenschaft gehabt.«

»Hat Brehm ihn arp snarp (oder crex crex) singen hören?«

»Das weiß ich nicht.«

»Bleibt nicht eine Möglichkeit, daß der Vogel nach der Herbstmauser seinen Balg wechselt und nicht wiederzuerkennen ist? Du weißt doch, die Jungen der Wiesenknarre werden mit schwarzer Wolle geboren ...«

»Glaubst du vielleicht, der Kuckuck wird Sperber im Herbst?«

»Nein, das nicht, obwohl ich im September einen Kuckuck geschossen habe, im Glauben, es sei ein Sperber ... Nun gibt es im Himalaja einen Sperberkuckuck, der einem Sperber gleicht und selber seine Eier ausbrütet.«

»Übrigens, hast du ein Kuckucksei gesehen?«

»Ja, in Sammlungen.«

»Wußtest du, daß es ein Kuckucksei war?«

»Der Besitzer sagte es ...«

»Hat der Besitzer denn gesehen, wie das Ei ins Nest gelegt wurde?«

»Nein, aber er hatte einen Kuckuck um das Nest fliegen sehen. Dann nimmt man das Nest, aber man findet

nicht ein Ei, das von den andern verschieden ist. Wie weiß man denn, welches das Kuckucksei ist?«

»Das weiß ich nicht!«

»Wie kann man erklären, daß die Eier des Kuckucks verschieden sind, je nach dem Nest, in das er legt?«

»Das kann man nicht erklären. Der Kuckuck kann doch seine Eier nicht bemalen.«

»Wie könnte man denn ein echtes Kuckucksei nachweisen oder konstatieren?«

»Wenn man einen jungen Kuckuck aus dem Ei kriechen sähe ...«

»Hat man das gesehen?«

»Nicht daß ich weiß.«

»Was hat man denn gesehen?«

»Man hat einen Kuckuck um ein Nest fliegen oder ein Nest besuchen sehen.«

»Hat man ihn denn ein Ei legen sehen?«

»Nein!«

»Wie kann man denn wissen, daß es ein Kuckucksei ist?«

»Man wünscht es so lebhaft zu glauben.«

»Ganz recht! Entspricht es der Art der Natur, so zuwege zu gehen: daß ein so großer Vogel ein so kleines Ei legt, und daß dieses Ei jede Form und Farbe annehmen kann?«

»Das ist ganz gegen die gewöhnliche Ordnung der Natur, in der alles so regelmäßig geschieht und stets wiederkehrt. Außerdem ist der neugeborene Kuckuck viel zu groß, zum Beispiel für die Eischale der Bachstelze.«

»Wie kann man denn die geheimnisvolle Fortpflanzung des Kuckucks erklären? Wie kriegt er seine Jungen?«

»Ich habe einen Jäger sagen hören: der Kuckuck behält das Ei die einundzwanzig Tage bei sich, und das Junge ist reif im Ei, wenn dieses gelegt wird. Das heißt, er gebiert lebende Junge.«

»Kennt man Beispiele dieser Art bei einer andern Tierklasse?«

»Ja, die Schlangen, besonders die Ringelnatter kann sowohl Eier legen wie lebende Junge gebären.«

»Kann man also sagen, die Fortpflanzung des Kuckucks ist sicher bekannt?«

»Schwerlich!«

»Und die Kuckuckseier sind alle Museumseier!«

»Wahrscheinlich.«

»Da so viele alltägliche Naturerscheinungen unbekannt sind, müßte man nicht in aller Bescheidenheit weiter forschen?«

»Ja, allerdings! Erst in den letzten Jahren ist man dahinter gekommen, wie sich der Aal fortpflanzt. Bis in die Gegenwart hinein hatte man ihn für einen Zwitter gehalten, weil man nie Rogen im Aal fand und die Rogensäcke keinen Abführungskanal besitzen.«

»Was glaubt man denn jetzt?«

»Man glaubt zu wissen, daß sich der Aal nur im Meer fortpflanzt und eine Larve hervorbringt, die den Eltern nicht ähnlich ist. Vielleicht auch lebende Junge gebiert, wie die Aalmutter!«

»Wahrhaftig, die Natur besitzt noch Geheimnisse!«

*

Graf Max nahm das Wort:

»Gewiß, die Natur besitzt Geheimnisse. Der Zug der Zugvögel ist auch ein Rätsel. Man sieht sie, ehe sie ziehen; man sieht sie, wenn sie angekommen sind; aber man sieht sie nicht ziehen, und man sieht sie nicht kommen. Sie sind gezogen, sie sind gekommen. Aber man muß die Zugvögel genau von den Strichvögeln unterscheiden, die man streichen sieht. Was hält ein Theosoph davon, Kilo?«

»Ob die Theosophen darüber nachgedacht haben, weiß ich nicht. Aber Swedenborg spricht von unbe=

kannten, hoch gelegenen Orten auf der Erde, wo mächtige Wesen wohnen.«

»Platon spricht davon im Phaidon. Er sagt, wir wohnen auf dem Grund einer Schale, wo alles vom Wasser zerstört ist. Aber an den hohen Stellen, oben, schwimmen Inseln von Luft im Äther. Diese Schalenform ist zu beachten, denn steigt man in einem Ballon, sieht man die konvexe Erde unter sich als konkav. Das widerspricht den Gesetzen der Physik. Und der Ballonfahrer verläßt nie den Horizont; der ist vielmehr stets in der Ebene des Ballons. Ich will nun gestehen, daß ich an das Dasein der ‚hohen Orte' glaube, denn ich habe sie gesehen.«

»Was sagst du?«

»Ich habe am Horizont, mehrere Jahre nacheinander, einige Wolkenbänke beobachtet, die keine Wolken sein konnten, denn ihre Formen kehrten wieder. Ich habe einige gezeichnet, und ihr könnt die Zeichnungen sehen. Hört jetzt und beobachtet dann selber. Sie gleichen teils hohen waldbewachsenen Ufern mit Buchten und Talmulden; teils der Landschaft des Rheins mit Felsabhängen und Burgen ... Wenn es Wolken wären, würden sie sich verändern von einem Tag zum andern. Aber ich habe konstante gefunden, die ich aufgezeichnet habe ...«

»Aber man kennt doch die ganze Erde bis auf die Pole.«

»Ist das sicher?«

»Man hat die Erde umsegelt.«

»Ist das sicher? Man kann ja rings um eine Fläche segeln und zum Ausgangspunkt zurückkehren. Kennt ihr die loxodromischen Linien? Wenn man beständig in derselben Richtung segelt, so segelt man eine Spirale hinauf, die sich in einer unendlichen Anzahl Windungen den Polen nähert, ohne sie zu erreichen. Vielleicht erreicht man deshalb nie die Pole; und vielleicht ist es der Kompaß, der den Wanderer irreleitet.«

»Aber die Sterne?«

»Was wissen wir von den Sternen? Nichts! Ob sie Weltkörper sind oder glänzende Punkte! Als Lichtquellen sind sie höchst verdächtig, denn sie widersprechen den Gesetzen der Physik. Je stärker die Vergrößerung, desto kleiner scheinen sie zu sein, bis sie sich schließlich in nichts auflösen. Die Planeten dagegen werden ja zu runden Scheiben reduziert.«

»Ja, aber wenn man die Sterne photographiert, so bekommt man auch runde Scheiben.«

»Das ist das runde Glas des Fernrohrs, das man photographiert.«

»Aber die Spektralanalyse?«

»Von der sollten wir am besten gar nicht sprechen. Newton bekam die Frauenhoferschen Sonnenlinien nie zu sehen, weil er das Licht durch ein Loch einließ. Als der Kollimatorspalt kam, sah man zuerst den Spalt acht Male von A bis H reflektiert. Bei stärkerer Vergrößerung lösten sich diese Linien in mehrere feinere auf, die schließlich bis hunderttausend gezählt wurden. Lege zwei Visitkarten Rand gegen Rand und halte sie gegen eine Lampenflamme, so siehst du alle ‚Sonnenlinien'. Diese Linien sind Interferenzlinien. Sie haben also nichts mit der Sonne zu tun, da sie auch von einer Lampenflamme hervorgerufen werden können. Jetzt kannst du den Wert der Spektra der Sterne beurteilen.«

»Ja, die berühmte Spektralanalyse hat wohl ihre besten Tage gesehen. Sie gibt nicht an, was sie will. Wenn du einen kalten Körper in eine Wasserstoffgasflamme hältst, so bekommst du das Spektrum des Schwefels. Schwefel ist aber nicht vorhanden, also ist die Bestimmung falsch. Wenn du dagegen Phosphor in einer Wasserstoffflamme verbrennst, so erhältst du das Spektrum des Bariums, ohne daß Barium vorhanden ist. Man müßte denn annehmen, daß Barium von vier Phosphor-

wasserstoffen gebildet wird, die den 137 des Bariums gleich sind. Aber da sind wir in ein neues Kapitel gekommen ...«

»Und gerade dieses neue Kapitel wird unser Freund, der Revisor, uns morgen demonstrieren, wenn wir uns in seinem Laboratorium treffen.«

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Zachris hatte sich bis zum dritten Weihnachtstag durchgeschlagen, immer im Glauben, Jenny sei bei Hanna. Deren milde Stimme im Telephon hatte er als den Anfang zum Rückzug aufgefaßt. Als er aber am vierten Tag Hanna anklingelte und in einem etwas intimen Ton fragte, wie es Jenny gehe, erhielt er eine herbe kurze Antwort.

»Das weiß ich nicht.«

Jenny war also nicht dort. Und Hannas bewegliche Gefühle waren umgeschlagen.

Da wurde Zachris unruhig. Und als Maja geringschätzig zu antworten anfing, merkte er, daß der Skandal bekannt war. Er wagte nicht Zeitungen zu lesen, nicht in öffentliche Lokale zu gehen. Das Haus kam herunter, der Staub wurde immer dichter. Er schloß das eine Zimmer nach dem andern ab, vor der Kälte fliehend, denn die Räume, in denen keine Menschen weilen, kann man nicht heizen.

Da er anfing, Jenny als verloren anzusehen, wurde sie für ihn wie eine Tote, und damit trat die Vergötterung ein. Im Grunde jeder Menschenseele wohnt ja etwas Schönes. Und die Erinnerung hat ja, zur Ehre des Menschengeschlechts, die Fähigkeit, das Häßliche auszustreichen und das Alltägliche in etwas Schönes zu verwandeln.

Zachris begann sich an alles Schöne in Jenny zu erinnern, und dabei wuchs seine Sehnsucht zu einem grenzenlosen Schmerz. Er weinte stundenlang und warf sich selber alles mögliche vor, sogar ihre Fehler, die er nicht verschuldet hatte. Sie aufzusuchen oder ihr Briefe zu schreiben, hielt er für hoffnungslos. Die äußerste Grenze der Verzweiflung hatte er erreicht.

Er saß eines Morgens auf der Redaktion und schrieb etwas Weinerliches über schlechte Menschen und deren Einfluß auf ihre Umgebung. Da öffnete sich die Tür

und seine Knaben traten ein. Sie waren ungewöhnlich fügsam und gesittet.

Er fiel zusammen, schloß sie in die Arme und weinte.

Dann erfuhr er, daß sie in einer Pension wohnten; daß sie dort mißhandelt wurden, weil sie nicht im voraus bezahlen konnten. Daß die Mutter nervenkrank sei, und daß sie wieder heimkehren wolle.

»Aber seid ihr denn nicht bei Tante Hanna gewesen?« fragte Zachris. Er hatte sich so schnell erholt, daß er an Rache dachte.

»Doch, wir waren einen halben Tag dort, aber das ging nicht.«

»Ging nicht?«

»Ja, sie gerieten aneinander, und dann setzte sie uns Stockfisch und Grütze vor; das konnte keiner essen.«

Zachris lachte unten im Bauch.

»Jetzt nehmt ihr dieses Geld und bezahlt die Pension; dann fahrt ihr mit Mama nach Haus.«

Die Jungen machten sich davon.

Jetzt war aller Schmerz vergessen. Hanna hatte es genug bekommen, Frauen von ihren Männern fortzulocken, und Jenny war geschlagen. Viktoria auf allen Seiten!

Er plusterte sich auf und schwoll an. Der bloße Kontakt mit den Kindern und der Gattin hatte ihm Leben und Kraft wiedergegeben. Er sah sich schon am Schreibtisch sitzen, mit seinem Roman beschäftigt, Rache übend, während er Kraft aus ihr holte. Jetzt war sie für ihn schon wieder feindlich und häßlich geworden.

Er hatte gesiegt. Also hatte er recht gehabt. Das Schicksal war mit ihm. Aber beim Friedensschluß wollte er die Bedingungen diktieren und von der Geschlagenen vollständige Unterwerfung fordern. Vollständige; wiederholte er für sich.

Jetzt fürchtete er keinen Skandal mehr. Er fürchtete nichts auf der ganzen Welt. Er wuchs unnatürlich.

Und der Edelmut des Siegers war ihm ein fremdes Gefühl.

Er erhob sich, um seinen Wiedereinzug zu halten, den Siegeszug durch die Redaktion, in die er während seiner Trauertage nicht einzudringen gewagt hatte.

Er wollte ihnen zeigen, daß er noch derselbe sei wie früher. Und hatte sie etwas munkeln gehört, sollten sie jetzt sehen, daß er ungebeugt war.

Als er die Tür des Polizeireferenten öffnete, bot sich ihm ein Anblick...

Der Fremdling, sein Sohn, stand über den Schreibtisch geneigt, und neben ihm der Referent, der seinen Arm um den Hals des andern geschlungen hatte.

Zachris zog sich sofort zurück und stürzte zum Chefredakteur hinein.

Lügenroth war bei seinem kalten Humor, abgehärtet und verhärtet in in den Kämpfen des Zeitungslebens.

»Hast du einen jungen Mann hier auf der Redaktion angestellt?«

»Ja, er suchte eine Stelle als Diener. Seid ihr miteinander verwandt, da er deinen Namen trägt?«

»Diener? Wie kann er denn mit unserm Kollegen X intim sein?«

»Das geht mich nichts an, aber X ist ja mit allen jungen Männern intim. Sie waren gestern zusammen im Theater.«

»Und das erlaubst du?«

»Kann ich's in diesen aufgeklärten Zeiten verbieten? Du h st ja selber in deinen Schriften alle Laster und alle Verbrechen verteidigt.«

Zachris fühlte sich von einem Keulenschlag getroffen. Es war nichts zu machen. Dies war das Schrecklichste, das er erlebt hatte. Das Schicksal war ihm doch nicht günstig.

»Wenn du ihn nicht verabschieden kannst, bleibe ich nicht.«

Etwas Ähnliches mußte Lügenroth heimlich gewünscht haben, denn er antwortete:

»Nein, das kann ich nicht. Und er sagt, er sei dein Sohn. Ist das wahr?«

Keine Antwort.

Lügenroth fuhr fort.

»Wenn es so ist, geniert es dich, ihn in einer untergeordneten Stellung zu sehen? Du bist doch Demokrat!«

Keine Antwort.

»Aber willst du dich nicht damit begnügen, Mitarbeiter zu sein, und gedeihst du nicht bei uns, will ich dich nicht zurückhalten.«

»Gibst du mir den Abschied? Das sollst du bereuen!«

»Durchaus nicht! Niemand wird dich vermissen, denn du bist ausgeschrieben. Laß mich allein.«

Zachris ging. Wie gewöhnlich in Wut, wenn ihn das Unglück traf.

★

Als sich Zachris nach einigen Umwegen seinem Haus näherte, richtete er sich auf eine Versöhnungsszene ein; er fühlte sich geborgen, als er die Villa erleuchtet sah.

Er wurde von den Jungen und dem Hund empfangen, ganz wie gewöhnlich.

»Wo ist Mama«, fragte er.

»Sie liegt oben«, lautete die Antwort.

Er ging hinauf. Oben fand er einen breiten Rücken im Bett.

»Willkommen!« sagte er.

Der Rücken rührte sich nicht.

»Laß mich ruhen. Ich bin krank«, sagte Jenny.

Zachris hörte am Ton: alles war unverändert. Er sah jetzt ein, sie hatte sich nach ihrem Heim gesehnt mit dem schönen Bett und der guten Bedienung. Die ganze Vergötterung ging in Rauch auf, und Jenny lag da in ihrer ganzen Häßlichkeit. Der Rücken war fetter als je, und jetzt haßte er sie deshalb. Hatte er nicht die

Mittel, sich ein junges schönes Weib zu halten? Mußte er sich mit dieser Puppe schleppen? Daß er selber sie sich so gewünscht hatte, reizte ihn noch mehr. Was sollte er mit dieser kränkelnden Frau, die nicht einmal zu sprechen vermochte?

Er hatte auf einen angenehmen Abend im alten Stil gerechnet, und zu diesem Zweck neue Sachen gekauft, die er in der Garderobe versteckte. Er machte zuerst einige Andeutungen über das nahende Vergnügen; sprach von einem neuen Wein, den er gekauft; von einigen Kandelabern.

Als das keinen Eindruck machte, wurde er heftig, denn er sah: alles war vergeblich.

»Wenn du krank bist, sollst du ein Krankenhaus aufsuchen oder einen Arzt kommen lassen.«

»Laß mich in Frieden!«

»Ja, ich lasse dich in Frieden!«

Die Tür knallte wie ein Schuß. Zachris ging hinunter ins Hotel, um einige Whiskyonkel aufzusuchen. Jetzt konnte er wieder in die Kneipe gehen. Es war ein so ruhiges Gefühl, sie zu Hause zu haben. Die Ehre war gerettet.

*

Die Zeit, die jetzt folgte, war die schrecklichste, die Zachris erlebt hatte. Die Gatten quälten sich gegenseitig mit einer ausgesuchten Grausamkeit. Jenny lag immer und wurde von Tag zu Tag stärker. Da sie kein Morphium mehr bekommen konnte, nahm sie Spiritus.

Zachris saß unten und schrieb den Roman. Ging zuweilen hinauf, um nach dem Opfer zu sehen und es zu quälen. Wenn er nur mit ihr sprechen konnte, so bekam er neue Kraft, die Hinrichtung fortzusetzen.

Jenny lag entweder im Bett oder auf dem Bett. Und wenn es unter ihr brannte, ging sie auf dem Balkon spazieren. Die Leute unten sahen oft in der Nacht eine

weiße Gestalt unter dem Dachbart, hoch über den Baumwipfeln.

Da sie in dauerndem Rausch lebte, verlor sie die Fähigkeiten der Seele: log, vergaß, wiederholte dieselbe Sache, war bald reizbar, bald stumpfsinnig.

Niemand besuchte sie mehr, und sie luden auch niemanden ein.

Manchmal hatte sie lichte Stunden, und dann war sie hellsehend.

»Was schreibst du dort unten? Ist es schön? Wenn ich einschlummere, so glaube ich, dort unten zu sein und es zu lesen. Wenn ich mich auch nicht daran erinnere, was ich gelesen habe, der Eindruck ist doch da, und der ist schrecklich. Du bist nicht der, der du zu sein scheinst, Zachris. Wenn die Menschen dich kennten! Du wartest auf mein Ableben, das weiß ich, und ich werde bald sterben ... Du sollst leben bleiben! Das ist deine Strafe, denn es ist eine Hölle, zu leben ...«

»Willst du deine Kinder sehen?« pflegte Zachris anzufangen.

»Nein, das will ich nicht! Die sind dir so ähnlich ... allzu ähnlich, denn sie zeigen alles, was du verbirgst. Durch sie wird die Rache dich einmal treffen ... Die Rache ist für alles Böse, was tu getan hast ... Ich erinnere mich, wie du Kilo ruiniertest, und ich schäme mich jetzt, daß ich dich nicht verriet ... Du hast Falkenström geplündert ... Wen hast du nicht geplündert?«

Jennys Lebensüberdruß nahm mit jedem Tag zu, und ihr Abscheu vor dem Mann steigerte sich. Sie fühlte es, daß er unten am Schreibtisch etwas Böses vorhatte.

Eines Tages zitierte sie aufs Geratewohl einige Ausdrücke aus seinem Manuskript. Er glaubte natürlich in seiner Einfalt, sie sei in der Nacht unten gewesen und habe in seinen Papieren geschnüffelt. Seitdem hielt er sie immer verschlossen.

Als sie aber ein anderes Mal seine Gedanken aus-

sprach, ehe sie aufs Papier gekommen waren, da begann er darüber nachzudenken. Schlug es aber bald in den Wind mit der Erklärung, es sei Zufall gewesen. Doch wurde es ihm bange vor ihr, und er vermied ihre Gesellschaft. Sie lag schließlich ganz allein dort oben. Die Jungen gingen auch nicht dorthin, teils weil die Mutter sie nicht sehen wollte, teils weil die Jungen diese Besuche langweilig fanden.

Eines Nachts, als Zachris unten wach lag, hörte er, wie Jenny aufstand und den Stuhl am Schreibtisch rückte. Darauf war es eine lange Zeit still; doch wurde die Stille unterbrochen von knarrenden Lauten, wie von Schuhen oder Pantoffeln, die man bewegt, wenn man an einem Tisch sitzt und schreibt.

Daß sie am Schreibtisch saß, das hörte er; aber was tat sie? Schrieb sie? Wenn sie ihr Testament oder ihre Bekenntnisse schrieb!

Da er niemals sein Schicksal dem Zufall überließ, schlich er die Treppe hinauf und sah durchs Schlüsselloch. Sie schrieb wirklich.

Ohne sich umzudrehen, sagte Jenny mit deutlicher Stimme:

»Du mußt nicht an der Tür lauschen! Ich schreibe nur einen Brief und durchaus nicht meine Erinnerungen.«

Beschämt, aber nicht ohne einen Zug von Mitleid trat Zachris ins Zimmer. Schubladen waren geöffnet, und Unordnung war überall zu merken!

Hoch, klar und würdig sah sie aus, als sie sich auf dem Stuhl umdrehte. Die letzten acht Tage, seit er sie nicht gesehen, hatten ihr Aussehen so verändert, daß er betroffen wurde. Sein erster Gedanke war: Sie erholt sich! Ich bin verloren!

»Sei nicht bange«, antwortete Jenny auf seinen Gedanken; ich erhole mich nicht. Den Rest kannst du dir denken! Einen Skandal will ich nicht machen. Wirf

dir nichts vor, aber störe mich nicht in meinem Vorhaben. Ich bin müde und will nur schlafen.«

Zachris versuchte etwas Passendes als Einwand zu finden, einen philosophischen Trost oder dergleichen, aber er konnte vor diesen Augen nicht lügen. Er zog sich zurück, im großen und ganzen mit dem Ausfall des Feldzuges zufrieden.

Längst war es ihm klar gewesen, daß sie sterben müsse. Die lästige Zeugin, die einzige, die seine Gedanken kannte; die Mitschuldige, die Anklägerin, die Furchtbare, die ihm seine Ehre rauben konnte, allein durch das kleine Manöver, das Haus zu verlassen – sie mußte sterben!

Und ruhig schlief er ein. Ruhig im Bewußtsein, daß es geschah, ohne daß sein Verschulden zu merken war.

★

Er hatte acht Tage und Nächte gewartet, auf jeden Laut von oben gelauscht; war selber hinaufgegangen. Als er oben seine Ungeduld nicht verbergen konnte, antwortete sie:

»Sei ruhig: es wird geschehen! Aber ich muß mich vorbereiten. Ich liege hier und denke an alles Widrige, was ich erlebt habe, um meinen Lebensekel zu steigern. Ich muß dich erst aus meiner Seele und aus meinem Körper ausroden, sonst nehme ich dich mit auf die andere Seite, und das will ich nicht. Du weißt nicht, was die andere Seite ist; darum wirst du auf diesem Ufer bleiben, wo du gedeihst. Ich weiß, daß es eine andere Seite gibt, denn ich habe sie gesehen; dort habe ich meine Mutter und meine Schwestern getroffen. Das waren einfache, aber ehrliche Menschen, die in Pflichten und Entsagung lebten, aber geduldig in der Hoffnung waren, ohne hier unten eine Seligkeit zu erwarten. Ich dagegen bin in deinen und der andern Bannkreis geraten und wollte die Seligkeit jetzt, hier haben, nachdem du und die andern mir die Hoffnung auf ein dort geraubt hattet!

... Weißt du, ich frage mich oft, ob eure Bücher Nutzen oder Schaden bringen. Ihr Poeten steht ja außerhalb des Lebens und der Gesellschaft; ihr lebt wie Vögel in der Luft und schaut auf Welt und Menschen herab. Könnt ihr die Dinge richtig sehen? Können eure luftigen Lehren irgendwie auf das schwere Erdenleben angewandt werden? Eure Arbeit ist ja ein Spiel und euer Leben ein Fest? Ihr verachtet Bürger und bürgerliches Leben. Ihr nennt die, welche ihre Pflicht tun und den Gesetzen gehorchen, knechtische Lümmel; nennt die Geduldigen feige, die Leidenden Heuchler ... Ich verfluche die Stunde, in der ich in eure Zigeunerwelt mit ihrer Verbrechermoral geraten bin! Und ich preise Gott, der mir die Augen geöffnet, die Hoffnung und den Glauben an etwas Besseres wiedergegeben hat.«

»Hat Kilo dich das gelehrt?« fauchte Zachris.

»Ja, er ist es, der Beste und darum der Verachtetste. Er schreibt an mich und ich an ihn; er hat mich der Menschheit wiedergegeben, nachdem ich in euerm Tiergarten irre gegangen; denn Tiere waret ihr! Jetzt trennen sich unsere Wege. Ich bitte dich, nie mehr nach mir zu sehen, denn ich verabscheue dich wie das Böse! Deine Person stinkt für mich, wenn du es auch selber nicht merkst. Wenn du mich mit deinen Gedanken berührst, brennt es wie Nesseln auf meinem Körper. Leb wohl!«

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Der Revisor demonstrierte im Laboratorium:

Die Monistentheorie oder die Lehre von der Einheit der Materie nötigt ja alle ihre Bekenner zu glauben, daß die Elemente aus denselben Stoffen bestehen, aber in verschiedenen Verdichtungen, Zusammensetzungen, Spaltungen. Aber das herrschende chemische System, das dualistisch ist, hindert sie anderseits zu verstehen, was Lösung und Fällung ist.

Sie sprechen so: Schwefel ist ein einfacher Körper, weil er nicht zerlegt werden kann.

Wir konsequenten Monisten antworten: Schwefel wurde jedesmal zerlegt, wenn er angezündet wurde. Gold wurde stets zerlegt, wenn man's in Königswasser löste. Zink und Eisen jedesmal, wenn sie in verdünnter Schwefelsäure gelöst wurden. Und aus den Metallen bleibt Kohle zurück als Reaktionsrest, denn die Metalle sind Kohlenwasserstoffe. Schwefel gibt immer Kohlenreste in Form von Graphit, wenn er unvollständiger Verbrennung ausgesetzt wird, denn der Schwefel besteht aus Kohle, Sauerstoff und Wasserstoff wie alle Harze.

Wir stehen also auf demselben Punkt wie Lavoisier, als er die Phlogistonlehre ablöste; oder Kopernikus, als er das Ptolemäische System umdrehte.

Wie soll ich nun die Zusammensetzung der Elemente finden? Ich glaube, wir müssen sie vorläufig noch berechnen, statt zu experimentieren. Ein wichtiger Wegweiser ist das Lösungsmittel, also die Salze. Zum Beispiel: Quecksilber löst sich in Salpetersäure, aber Gold löst sich nicht. Das gibt an, daß Gold eine andere Konstitution als das Quecksilber hat, da ja das Lösungsmittel ein und dasselbe ist. Konstitution ist ja Zusammensetzung. Die Metalle sind also konstituiert oder zusammengesetzt, also nicht einfach.

Weiter: Quecksilber in Salpetersäure gibt ein salpe-

tersäuriges Quecksilbersalz, aber Zinn in Salpetersäure gibt Zinnsäure. Das Metall Zinn hat also eine andere Konstitution als das Quecksilber und benimmt sich wie ein negatives Metalloid, da es eine Säure gibt an Stelle eines Salzes.

Davon gehe ich über zu den interessantesten aller Metalle: dem Gold. Dieses Metall gleicht in allen Beziehungen einem Metalloid, denn es hat kein Sauerstoffsalz, kein kohlensaures, kein schwefelsaures, kein salpetersaures Salz, und seine Oxyde sind Säuren. Wie die Metalloide geht dagegen das Gold Verbindung mit den Salzbildnern und Zyan ein.

Metall ist also ein schwebender Begriff, und Gold ist kein richtiges Metall. Sein Spektrum gleicht am meisten dem Radikal des Siliziums oder des Quarzes, und im Quarz kommt Gold gediegen vor. Das Atom des Siliziums ist 14 und das des Goldes das Quadrat von 14 oder 196.

Ich kehre zum Zinn zurück. Zinn schmilzt bei 236 Grad, und das Molekulargewicht des Zinns ist 236. Was bedeutet das? Das vermag mein Gedanke noch nicht auszurechnen. Jedenfalls scheint sich aber mit jedem neuen Wärmegrad die Molekularattraktion um die Zahl 1 zu vermindern... Halt!

Doch weiter, vorwärts im Dunkeln: ich weiß, es wird Licht werden!

Kupfer wird von kalter Schwefelsäure nicht angegriffen; wärme ich aber die Säure, so beginnt die Reaktion bei 128 Grad; 128 ist aber das Molekulargewicht des Kupfers. Sollte man nicht das Recht haben zu glauben, daß Kupfer bei 128 Grad zerlegt oder aufgelöst wird; und daß seine Bestandteile einen gegenseitigen Austausch eingehen und eine neue Verbindung mit den Bestandteilen der Schwefelsäure bilden (Kommutation)?

Der Blaustein oder das Kupfervitriol, das sich gebildet hat, besitzt ja nicht eine Spur Verwandtschaft

weder mit dem Kupfer noch mit der Schwefelsäure. Mit der herrschenden Chemie anzunehmen, daß die Schwefelsäure zum Kupfer addiert wird, ist doch zu einfältig.

Dies also ist der Weg ...

Es läutete zum Mittagessen!

»Fortsetzung folgt morgen!« sagte der Revisor, und man ging zu Tisch.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Zachris hatte nach seinem Besuch auf der Redaktion keine frohen Tage gehabt. Daß er gleichsam den Abschied bekommen, ließ ihn den Schmerz und die Schande vergessen, die das Auftreten des Fremdlings hervorgerufen. Er hatte dieses Kind doch immer auf seinen Armen getragen, seine ersten Gefühle als Vater an diesen Sohn verschwendet, Opfer gebracht, eine Zukunft aufgebaut. Es war ein Verbrechen der Fälschung, das sich durch Generationen fortpflanzte und nicht strafbar war.

Nun, das war nicht zu ändern, aber er mußte seinen Namen retten. Den Jüngling aus der Grube ziehen, in die er geraten, war unmöglich. In diesem Fall schien ein Verhängnis zu herrschen, das nicht bekämpft werden konnte. Er hatte Kameraden gehabt, die in der Jugend widernatürliche Triebe gezeigt, dann sich verheiratet hatten, aber doch immer wieder Rückfälle erlitten.

Diese Erfahrungen hatten ihn wie andere verlockt, in einer seiner Schriften diese Abnormität zu erklären. Die Erklärung nahm die Form der Entschuldigung an, vielleicht der Verteidigung der Unzurechnungsfähigkeit dieser Menschen. Da aber stürzten beide Lager über ihn her.

»Er verteidigt das Laster!« schrien die Unbescholtenen.

Und die Verteidigten gaben zu verstehen, daß sie seine Verteidigung nicht brauchten. Sie standen hoch über dieser kleinbürgerlichen Betrachtungsart.

Also: da hatte er nichts zu erwarten! Blieb nur übrig, den Namen zu retten. Er ging also zu einem Anwalt und legte dem die Sache vor.

»Du kannst die Vaterschaft nicht leugnen, aber du kannst ihn bestechen, den Namen zu ändern.«

»Dann bin ich beständigen Erpressungen ausgesetzt: jedesmal, wenn er Geld haben will, legt er den Namen wieder an.«

»Wahrscheinlich!«

»Also nichts zu machen!«

»Nichts! Ihr müßt euch vorsehen, Männer, ehe ihr euch verheiratet! Freiheit, Leben, Ehre und Gut dem ersten besten Weib abtreten, das ist leichtsinnig!«

»Wen soll man wählen, wenn alle gleich sind! Die halbe Nation hat falsche Herkunftscheine. Was ist zu tun?«

»Tun? Laß die Kinder den Namen der Mutter tragen! Wir sehen ja, wie Kinder instinktiv den Namen der Mutter neben dem Vater annehmen. Das ist der Übergang!«

»Dann bekommen wir das Matriarchat zurück! Das ist die Gesellschaft der Wilden!«

»Ja! Ist das nicht besser, als daß der Mann in ständiger Gefahr schwebt, entehrt zu werden.«

»Wird er mich auch beerben?«

»Gewiß! Da hast du das Erbrecht der unehelichen Kinder, für das du gearbeitet hast!«

»Dann holt der Teufel Staat und Gesellschaft!«

»Ja! Aber das war ja unser Ziel! Schleifen, und Neues wachsen lassen!«

Das war der Trost: Stirb für deine Lehre.

Zachris ging in die Stadt hinaus nach den Kneipen, um zu schwatzen. Aber er blickte erst in die Tür, und er sah immer eine unsympathische Person, mit der er nicht in einem Zimmer sein konnte.

Wie ein Fremdling irrte er in der Stadt umher, in dieser Stadt, die er früher seine genannt hatte, und die ihm jetzt den Rücken kehrte.

Aus Gewohnheit, und aus Geschmack für alles Ungesunde, ging er auf die Polizei, um den Hauptmann aufzusuchen.

Der war zugegen und schien von dem Besuch überrascht zu sein, hatte sonst aber einen Galgenhumor angenommen.

»Ihr seid feine Burschen«, begann er.

»Wieso?«

»Die Zeitungsgesellschaft – weißt du das nicht? - ist

reif zum Fallen! Und man verlangt, daß man euch alle einsteckt; dich auch! Ihr habt ja mit falschen Karten gespielt. Da stand allerdings, das Kapital der Gesellschaft sollte höchstens zweihunderttausend Kronen betragen; aber ihr habt nie etwas eingezahlt! Und als der Fehlbetrag gedeckt werden mußte, habt ihr kleine Leute verlockt, neue Aktien zu zeichnen.«

»Was geht das mich an?«

»Du hast ja Falkenström, Kilo und andere verlockt, Aktien zu zeichnen.«

»Das habe ich in gutem Glauben getan!«

»Du bist immer unschuldig. Das ist dein großes Geheimnis. Aber dieses Mal wirst du eingesteckt!«

»Schäme dich!« schnaubte Zachris.

»Was zum Teufel sagst du! Deine Karten habe ich längst gelesen. Gestern hatten wir deinen Jungen hier, und er konnte erzählen ...«

»Welchen Jungen?«

»Nicht deine gewöhnlichen Zuchthäusler, sondern den Halbbruder oder wie du ihn nennst. Er sagte ganz einfach, du seist im Begriff, deine Frau zu ermorden ...«

»Was hatte er hier zu tun?«

»Wir hatten eine kleine Sache zu erledigen; er gehört zu einer gewissen Liga ...«

»Das ist eine Lüge!«

Das war Zachris' letzte Hilfe.

»Hör mal, Lars Peter Zachrisson, wenn du durch diese Tür gehst, so denk an mich! Denk, daß ich unsichtbar hinter dir hergehe und alle deine Schritte bewache. Noch ist keiner von euch verhaftet, aber ihr steht unter Aufsicht! Siehst du, es gibt andere Verbrechen als Aktienschwindel, und ... du weißt, was ich meine: der Menschen Ehre und Friede, gestohlener guter Ruf, falsche Lorbeeren, gestürzte Größen, Erpressung ... Wir haben eben eines gewissen Mitarbeiters Briefe an eine Dame untersucht ... Gekaufte Messerstiche von hinten,

Juwelen, erdichtete Briefe, falsche Notizen und so weiter. Du verstehst, daß meine geringe Stellung mir nicht erlaubt, so feine Bekanntschaften zu haben; darum kündige ich beizeiten! Ich kündige die Bekanntschaft mit Herrn Zachrisson und bitte ihn, dieses Zimmer zu verlassen, schnell, wie ein Pfeil, hinaus!«

Zachris befand sich draußen vor der Tür. Es war so schnell gegangen, daß er nicht zum Erwachen gekommen war. Jetzt aber auf der Straße erwachte er.

An diesen Mann hatte er sich gehängt, ihn »mein lieber Freund« genannt, mit ihm gegessen und getrunken. Der Freund hatte von Anfang an Widerwillen gegen ihn gehabt, ihn aber durch die Gewohnheit überwunden, oder wenigstens verborgen, da er es interessant fand, in diesen Teil der Welt zu blicken. Zachris, wie seine meisten Mitmenschen, lebte in dem Irrtum: den er liebe, der liebe auch ihn.

So waren Jahre vergangen. Als jetzt die Enthüllung geschah, wirkte sie wie eine Hinrichtung. Alle Falschheiten, die sie Jahre hindurch angehäuft hatten, wurden jetzt über ihn geschüttet. Szenen, Situationen, die er mit diesem Freund beim Glas gehabt, tauchten auf und änderten ihre Farbe. Worte, die stachen; Blicke, die vergifteten. Den oft wiederkehrenden Vorwand, gehen zu müssen, verstand er jetzt: Der Freund wollte ihn los sein, während er den Polizeibeamten mit seiner Gesellschaft zu beehren glaubte. Alles stürzte zusammen; und auf den Ruinen saß die ganze Gesellschaft seiner vermeintlichen Freunde. Hatte er sich doch als der Freundreiche preisen lassen!

Ihm wurde bange vor dem Leben und den Menschen! Und er floh. Nach Haus! In sein Haus hatte er sich immer von der Kneipe zurückgezogen; da konnte er den Rausch ausschlafen in so vielen ungestörten Stunden, wie er wollte; da fand er immer eine, die ihn wenigstens hören wollte. Er sehnte sich nach ihr, die trotz allem ...

Aber vorm Zug war ihm bange; darum nahm er den Dampfer. Auf dem brauchte man nicht in einer Zelle sitzen und seinem Feind in die Augen starren.

Er ging an Bord des Winterbootes. Aber die Blicke der Menschen waren ihm nicht angenehm. Den Kapitän duzte er natürlich, aber er wagte nicht, zu ihm hinaufzugehen, obwohl er sonst auf der Kommandobrücke stand und beim Manövrieren seinen Rat erteilte. Jetzt erst fiel es ihm ein, daß der Kapitän ihn vielleicht auch nur geduldet habe, nur aus geschäftlichen Rücksichten und aus Furcht vor der Zeitung gegen ihn höflich gewesen sei. Er glaubte sogar zu bemerken, daß der Kapitän mit dem Steuermann über ihn sprach, und zwar mit spöttischen Blicken.

Als der Dampfer an der Sicklainsel vorbeifuhr, sah Zachris zu dem weißen Haus auf deren Grad hinauf, dem Kloster, dessen Fensterscheiben von den Strahlen der untergehenden Sonne erleuchtet wurden. Das Dach gab dem Gebäude eine Ähnlichkeit mit der Arche, die auf dem Berg nach der Sündflut stehen geblieben war.

Zachris sehnte sich nicht dahin, sondern er wünschte es fort. Es drückte und stand im Licht, beunruhigte und belästigte. Dort hatten sich einige Menschen vor der Verzweiflung gerettet, der Welt entsagt, ihre Forderungen erlassen und zu leiden vorgezogen, statt sich zu rächen. Zachris haßte sie, wie er das Schöne und Gute haßt. Er hatte sie mit seiner Verleumdung und seinen Anekdoten verfolgt. Aber sie hatten nicht geantwortet. Über die vermochte er nichts!

★

Als Zachris nach Haus kam, ging er sofort zu Jenny hinauf. Er war zahm und suchte etwas wie Schutz, aber er traf wie gewöhnlich nur einen Rücken.

»Wie geht es dir, liebes Kind?«

Jenny lag im Halbschlummer und schien zu phantasieren. Halb singend antwortete sie:

»Bald wird es mir gut gehen!«

Dann fuhr sie fort, als sei sie wach und klar, jedoch ohne es zu sein.

»Weißt du, ich habe ein Telephon hier: durch das höre ich alles, was ich will. Sie sitzen im Operncafé und sprechen über uns. Sie nennen dich Zinnober und mich das Literaturluder. Was ist das? Und dann sagen sie, die Polizei werde kommen. Warum sagen sie Zinnober? ... Bist du es, Zachris? Guten Tag! Bist du Windhund, wie gewöhnlich?«

Dann halbsingend:

»Wie du säest, wirst du ernten! Jetzt sollst du hören: deine Jungen laufen hinter Mädchen her. Und die Schulbehörde tadelt, daß sie faulenzen. Sie sind nicht kränker als du; das war nur ein Einfall von dir, um ihren Leichtsinn und ihre Dummheiten zu verbergen. Schick sie in eine Schmiede oder in die Besserungsanstalt, sonst kommen sie noch ins Gefängnis. Pfui Teufel, was für ein Leben haben wir geführt! Und die Jungen hast du selber verdorben. Brunte kam heute und erzählte, daß die Frau nebenan ein Kind bekommen hat, und daß man es mit der Zange herausziehen mußte; und er ist erst vierzehn Jahre alt. Piere kam nach Haus und erbrach sich, denn er hatte zu viel Punsch getrunken in der Stadt. Sie gehen schon in die Kneipe! Bring sie in die Besserungsanstalt!«

Sie schlummerte ein, erwachte aber sofort wieder.

»Ich habe eben mit Kilo gesprochen. Das ist eine andere Welt, in der er lebt! Und mir hat er die Sehnsucht danach gegeben. Wir schreiben nicht: du brauchst nicht nach Briefen zu fahnden! Wir sprechen nur, in Gedanken! ... Du hast viele Verbrechen begangen, Zachris! Du hast Kilo die Braut gestohlen, hast Falkenströms Frau von ihm fortgelockt; Marens Esther hast

du an den Leutnant verkuppelt ... Hinter allen Verbrechen Lügenroths und Smartmans standest du als der Unsichtbare, der sie ihnen eingab ... Man sprach so viel von Hypnotismus und Suggestion vor zehn Jahren; aber jetzt, da es davon still geworden ist, ist es um so gefährlicher! Du bist ein Hypnotiseur! Aber Kilo sagt, du seist eine Larve! Was ist das? Du kannst auch spuken. Und wie ich in deine Hände gekommen bin, begreife ich nicht. Ein so körperlich und geistig verabscheuenswerter Mensch, wie du bist! Aber Kilo hat mich jetzt geweckt! Geh deiner Wege! Berühr' mich nicht mit deinen Händen! Du Satan, ich fühle deinen bösen Willen, aber ... Gott helfe mir! Jesus Christus, hilf mir! Was machst du mit mir? Ich rufe, wenn du nicht gehst. Mörder! So nennt man dich bereits unten! Und der Bursche an der Fensterscheibe ... hu! Alles alte Verfaulte taucht auf! Jesus, erlöse mich!«

Sie schlummerte wieder ein.

Zachris schlich hinunter. Er war vor allem böse, denn wie er inwendig aussah, hatte noch niemand ihm zu sagen gewagt. Diese lästige Zeugin, die alle seine Gedanken gelesen hatte, mußte bald verschwinden; und lange konnte es nicht mehr dauern, da sie schon phantasierte. Er wünschte ihr Hinscheiden so lebhaft, daß er daran glaubte. Er sank auf seine Chaiselongue nieder und begann das Motiv auszuarbeiten. Sollte er das Haus sofort verkaufen oder das Witwerjahr wohnen bleiben? Was kostete ein Grab? Mußte er sie nach der Stadt bringen oder konnte sie hier auf dem Land begraben werden? Und so weiter.

Dann erinnerte er sich, daß sie eben einige »gute Sachen« mit pittoreskem Ausdruck gesagt hatte. Er ging an den Schreibtisch, um sie für seinen Roman aufzuzeichnen. Sterbend mußte sie Modell liegen und das Protokoll diktieren.

Daß eine Mutter ihre eigenen Kinder mit so unbeirrten Blicken ansehen konnte, das war neu und großartig. Sie haßte die Jungen, weil es seine Kinder waren. Ein Beweis wenigstens, daß es seine waren. Immerhin etwas! Aber sie waren auch ohne ihren Willen zur Welt gekommen, also die Früchte einer Vergewaltigung. In Lug und Trug und Haß geboren, konnten sie nicht anders sein. Sie in Heim oder Schule zu erziehen, war unmöglich; also mußten sie ins Leben hinaus! Sie fingen nämlich an, eine lästige Kritik an den Eltern zu üben; und Geheimnisse gab es nicht mehr für sie.

Aber die Geschichte mit der Polizei war ungemütlich! Doch, da Beweise fehlten, war nichts zu machen. Lügenroth und Smartman waren außerdem schlaue Kerle ...

Es klingelte! Zachris ging selber zur Tür und öffnete. Angesicht gegen Angesicht stand er Smartman gegenüber, hinter dem Lügenroth und Harald, der Landprophet, auftauchten. Smartman sah sprühend und fröhlich aus, und selbst Lügenroth glänzte gegen seine Gewohnheit.

»Dürfen wir hereinkommen? Wir werden leise gehen, da du eine Kranke im Hause hast!« begann Smartman. »Wir möchten dir nur erzählen, daß wir gerettet sind!«

»Die Zeitung ist verkauft, vorteilhaft!« flüsterte Lügenroth. »Du sollst nur deinen Namen schreiben!«

Zachris atmete auf, dann lachte er mit dem Bauch und dem Gaumensegel.

»Geht leise!« sagte er. »Links in den Eßsaal; da sind wir nicht zu hören!«

Zachris musterte die Papiere. Man hatte einen ehrlichen Mann gefunden, der sich hatte anführen lassen. Die Bücher der Gesellschaft waren vorgelegt; die Anzahl der Abonnenten hatte man konstatiert ...

»Hatten wir so viel Abonnenten in der Provinz?« fragte Zachris naiv.

»Ja, da ich selber die Abonnenten geworben habe, kann ichs beschwören«, antwortete Smartman.

»Das war also deine Missionsreise?« wandte Zachris ein. »Richtig finde ich das ja nicht ...«

»Wenn aber die Konkurrenten dasselbe tun ...«

»Schreib nur, und schwatz nicht! schnitt Lügenroth ab, der den äußern Anstand wahren wollte ...«

Es wurde geschrieben, und dann schwatzte man, zuerst flüsternd, dann mit Crescendo.

Brunte war hereingekommen. Um die Stimmung etwas leichter zu machen, fragte Zachris:

»Wie steht es jetzt mit Mama?«

»Da ist nichts; sie ist aufgestanden und hat sich angezogen.«

Der Junge war selber eine halbe Jugend faulkrank gewesen, infolgedessen glaubte er an keine Krankheiten.

Zachris glaubte alles, was angenehm und vorteilhaft war, darum glaubte er sofort, daß sie hier zu Hause soupieren könnten. Es war so lange her, daß er Freunde bei sich gesehen hatte. Jenny mußte gerade jetzt ihr Morphium nehmen, und dann schlief sie wie eine Tote.

Das Souper wurde vom Hotel bestellt, und ein Fest in dem alten großen Stil nahm seinen Anfang. Alles sollte damals mittelst Essen und Trinken geschehen, und so geschah es auch jetzt!

Das Gespräch drehte sich um die Idee der Aktiengesellschaft und deren revolutionierenden Einfluß auf Handel und Industrie. Man bekannte willig, daß die Gesetze mangelhaft seien, da sie keine Garantie gewähren, daß das Kapital in barem Geld eingezahlt wird.

»Aber das ist Schuld der Gesetzgebung, nicht unsere!«

»Natürlich, wir haben die Gesetze nicht gemacht, und können sie nicht ändern!«

»Das Kapital der Gesellschaft soll so und so viel betragen, steht in der Sanktion. Es sollte natürlich lauten: Das Kapital der Gesellschaft beträgt so und so viel, und wir – KöniglicheMajestät – haben die Werte gesehen und für gut gefunden.«

»So sollte dastehen! Aber hast du nicht gesehen, die Gesellschaft ist gebildet; damit wird der Kredit eröffnet, Wechsel werden ausgestellt, die Aktien notiert, die zirkulieren, wie die Scheine der Privatbanken beinahe ...«

»Das ist ja nicht sehr fein, aber welche Geschäfte sind fein?«

»Nicht wahr?«

Nachdem man sich an seiner Majestät reingewaschen hatte, und die Gewissen sich an der Gesetzgebung erleichtert, kamen Austern und Champagner auf den Tisch, und man ging auf die leichteren Gesprächsstoffe über.

Man sprach meist von den Frauen anderer Männer, von Theatern und Varietés. Zachris erzählte Anekdoten von seinen Freunden und deren Frauen; von berühmten Männern, die er gesehen hatte, und deren Name einen Glanz über ihn warf. Er präsidierte wieder an einem Tisch, welcher der seine war, und er betrachtete die Gäste als Publikum. Er wuchs und schwoll.

Die Stimmen erhoben sich, die Erinnerungen tauchten auf. Es war wie in früheren Tagen, und man hatte vergessen, wer oben schlief.

Da öffnete sich die Tür zum Flur. Jenny trat ein, im Gesellschaftskleid, mit einer Blume im Haar. Sie sah aus, als sei sie wach, hatte aber etwas seltsam Verschleiertes über den Blicken, wie eine Schlafwandlerin.

Der erste Eindruck war ein Entsetzen. Die Freunde hatten sie lange nicht gesehen. Die Verwandlung des jungen geschmeidigen Weibes in die fette rote Matrone war ihnen entgangen.

Aber in einem Augenblick, als erblasse sie beim Anblick ihres Entsetzens, fiel ihr aufgedunsenes Gesicht zusammen und wurde wie das frühere. Verjüngt und lächelnd sprach sie zu der alten Garde:

»Ihr habt Sekt, Freunde, und ladet mich nicht ein!«

Die Verzauberung war geschehen, alle erhoben sich,

bewillkommneten sie, traktierten sie, machten ihr Platz und tranken auf Jennys Wohl! Hurra!

Jenny lebte auf, wurde wild, schlug über die Stränge und sprach ununterbrochen.

»Komm und setz dich auf meinen Schoß, Smartman! Du warst immer mein Liebling, denn du hast solch stilvolles Haar!«

Harald riß sich aus seiner Schlemmerhypnose los, und da der Ton gegeben war, nahm er ihn auf:

»Habt ihr gehört, daß Smartmans' Frau von der Polizei als Prostituierte behandelt wurde?«

Eine Lachsalve schallte, Zahnreihen und Schlünde öffneten sich bis ans Zungenzäpfchen.

»Ja,« antwortete Jenny, »aber ich habe gehört, daß Smartman selber die Polizei auf sie gehetzt hat. Und zugleich soll Ada aus Irrtum festgenommen und zur Besichtigung geführt sein.«

Zachris weinte vor Lachen, als er hörte, daß eine von seinen Feindinnen schlecht behandelt worden sei.

»Ada – besichtigt?«

Harald mußte ihm unter die Arme greifen und den Rücken klopfen, damit er nicht von dem Lachhusten erstickte.

»Nun, wo sind deine verdammten Jungen heute abend?« fragte Smartman, um sich zu rächen.

Jenny wurde finster:

»Pfui! So zu sprechen ... Jetzt will ich euch etwas vorsingen. Lügenroth begleitet!«

»Nein, dann tanzen wir lieber!«

»Bravo!« rief Jenny. »Wir wollen tanzen! Es ist lange her, daß ich getanzt habe!«

Jenny tanzte einmal mit Smartman herum und setzte sich dann wieder. Leerte ein Glas und sprach. Aber jetzt war sie wieder verwandelt. Die Augen sahen, aber die Blicke waren fort.

»Still, ich höre ein Telephon! Das ist er!«

Sie geriet in eine Art Ekstase und wurde elegisch.

Ihre ganze Person schien aufgelöst zu sein, und sie wurde wie ein Medium von andern, Fremden, Abwesenden besessen, die sie der Reihe nach einnahmen.

»Nein, ich will nicht an einem Tisch mit euch sitzen!«

Sie erhob sich! Smartman glaubte, sie spiele Lady Macbeth, und rief ein scherzhaftes Bravo.

»Ich sehe euch, obwohl meine Augen nicht sehen. Ihr seid so weit fort und so klein wie Puppen in einem Ladenfenster! Ihr seid blau im Gesicht wie tote Menschen. Aber ihr seid auch tot! Ihr habt Selbstmord begangen – sagt er – und einer von euch hat gemordet! Dort sitzt er! ... Wenn ich länger lebte ... so weit man dies leben nennen kann ... nein, ich bin tot ... in drei Tagen werdet ihr zu meinem Begräbnis geladen ... dann sollt ihr Blumen bringen ... und dann sollt ihr Jenny betrauern, wie ich sie betrauert habe, ihre Jugend und ihre Schönheit, die beide dahin sind.«

Ihr Gesicht verwandelte sich wieder und wurde lang und oval, mit der Blässe des Todes:

»Jetzt sage ich gute Nacht! Bleibt sitzen! Mich stört nichts mehr, wenn ich einmal eingeschlafen bin! Gute Nacht, verzweifelte Menschen!«

Sie hatte sich nach der Tür zurückgezogen, und mit einem letzten Rest von Gefallsucht schritt sie rückwärts hinaus, um nicht den Rücken zu zeigen, welcher der einer alten Frau war!

Die Gäste hatten geglaubt, es sei eine Szene, und abwechselnd gelächelt; jetzt nach dem Abgang brachen sie in Applaus aus.

Zachris allein hatte verstanden.

»Sie ist krank!« sagte er; »verzeiht, daß ich um Aufbruch bitte.«

Und man brach auf, aber in Verstimmung, denn man wußte nicht, wo man zu Hause war, und verstand nicht, was man gesehen und gehört hatte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Der Revisor demonstrierte im Laboratorium:
»Physikalische Chemie? Hat die Chemie jemals ohne die physikalischen Kräfte gearbeitet? Ist Chemie je ohne Anwendung der Gesetze der Bewegung, Anziehung, der festen Körper, Flüssigkeiten und Gase geübt worden? Hat man eine chemische Analyse ohne Wärme und Elektrizität gemacht? Hat die Chemie sich nicht immer um spezifisches Gewicht, Siedepunkt, Schmelzpunkt, Dehnbarkeit der Gase gedreht? Kann man sich die Chemie ohne Physik denken?

Dieses gedankenlose Gerede, dieser Unsinn wurde von den Akademien der Wissenschaften und allen gelehrten Gesellschaften mit Beifall begrüßt; die Lehrer sprachen es nach, und jetzt wird dieselbe Dummheit von allen Kathedern der Volksschulen verkündet. Das zeigt einen Verfall in der Gedankentätigkeit! Das ist aber in allen Zeiten der Dekadenz so gewesen.

Und der große Preisträger: wißt ihr, was er geleistet hat? Nichts! Denn wer getane Arbeit leistet, hat nichts geleistet. Er hat mit Elektrolyse die bekannte Zusammensetzung bekannter Körper bestimmt. Hätte er dagegen Meister Crookes' Anweisungen gefolgt und uns zum Beispiel eine Analyse des Silbers in dessen im Wasser lösbaren Form gegeben, dann hätte er die ganze herrschende Chemie gestürzt! Ein Amerika wäre entdeckt und er wäre als Kolumbus begrüßt worden! Denn im selben Augenblick, in dem man die Zusammensetzung des Silbers entdeckte, konnte man Silber machen und folglich Gold.

Jetzt kehre ich zum Gold zurück!

Aus allen Schwefelkiesen kann man Gold gewinnen. Aber das Gold kann im Schwefeleisen nicht als Gold erwiesen werden. Man kann es nicht im Mikroskop sehen, nicht auf mechanischem Weg aussondern. Aber kommt ein Reaktionsmittel hinzu, nach-

dem der Schwefel entfernt worden, dann tritt das Gold hervor.

Hat man da nicht das Recht, den Schluß zu ziehen, daß die Goldextraktion eine Synthese ist? Oder daß man immer Gold gemacht hat?

Einige Zahlen stützen diese Annahme. Das Königswasser, das man benutzt, um Gold zu »lösen«, hat zum Molekulargewicht 196; das ist das Atomgewicht des Goldes. Das Eisenvitriol, das man benutzt, um Gold zu fällen, hat dieselbe ungewöhnliche Zahl zum Molekulargewicht, nämlich 196, nach Berzelius. Aber auch Eisenchlorür, das sich ja bildet, wenn Eisenschwefelerz sich in Königswasser löst, hat die Zahl 196.

Scheint hieraus nicht hervorzugehen, daß ein Metall aus seinem Lösungsmittel und aus seinem Fällungsmittel hervorgebracht werden kann, wenn diese beiden nämlich das Molekular- (Atom-) Gewicht des Metalles besitzen? Kupfer mit seinem Atomgewicht 63 löst sich am besten in Salpetersäure vom Gewicht 63...

Weiter komme ich heute nicht. Aber das nächste Mal werde ich weiter kommen... Ich will mich vorwärts graben, mich vorwärts sprengen...

Jetzt gehen wir in die Bibliothek zu den ‚Vertretern der Menschheit' und hören Kilos neuere Forschungen in Swedenborg an.

Petrus, der Pförtner, saß in seiner Kammer und schrieb Posten in das Haushaltungsbuch, als es klingelte. Er öffnete die Luke, ließ durch einen Ruck der Nase den Kneifer fallen und fragte:

»Wer ist da?«

Eine Visitenkarte wurde hineingereicht, der Kneifer kam wieder auf die Nase, und Petrus las:

»Bruno Zachrisson, Student.«

Der Kneifer fiel wieder herunter, und mit einem Ernst,

der einem grimmen Scherz glich, fragte der Torwächter:

»Wann bist du Student geworden?«

»Ich bin Studierender.«

»Hmhm! In welcher Volksschule studierst du?«

»Das gehört nicht hierher! Ich will mit Graf Max sprechen.«

»Willst du? Glaubst du, daß du es darfst?«

»Laß mich nur hinein, dann werde ich meine Sache schon erledigen!«

»Wenn du dir die Füße abtrittst, mein Junge, und dir die Nase putzest, dann darfst du hierher auf den Flur kommen ... Aber schneuz dich ordentlich ...«

Bruno kam herein.

»Du bist in Trauer? Hast du Trauer?«

»Ja, die Alte ist tot.«

»Wer ist tot?«

»Meine Mutter!«

»Dann beklage ich dich tief!«

»Ach behüte, das ist nicht der Rede wert!«

Der Alte warf einen furchtbaren Blick über den Kneifer und griff nach dem kleinen Stock.

»Hör mal, mein Junge, waren ihre letzten Augenblicke schwer?«

»Nein! Sie schnarchte nur, daß die Füße zitterten, und dann lag sie so da mit den Pfoten, wie ein Hund, der schwimmt ...«

Der Alte erhob sich, und wie ein Blitzstrahl sauste der Stock auf den Jungen nieder: quer über den Hals traf der Stock, daß der Kopf eine Weile zitterte.

Als der Jüngling die Sprache wiedergefunden hatte, stotterte er:

»Nein, jetzt geht es zu weit! Was zum Teufel soll das bedeuten?«

Ein Gewitterregen von Hieben folgte. Der Junge machte, daß er zur Tür hinauskam.

Der Kneifer fiel, und Petrus ging, um Bericht zu erstatten.

»Wahrscheinlich kam er, um zum Begräbnis einzuladen.«

★

Zwei Tage später gingen die Klostermänner auf dem Bergplateau spazieren. Unter den Kiefern hatten sie eine Philosophenallee eingerichtet.

Es war ein milder Wintertag, der nach Frühling duftete. Der Boden war bloß; man blickte beinahe nach Leberblümchen.

Und es wurde philosophiert:

»Die Menschen glauben zu denken, wenn sie nur erinnern oder nachsprechen. Vor hundert oder tausend Jahren entdeckte ein Dummkopf, daß das Weib die Welt beherrsche. Gestern las ich in unsrer Zeitung dieselbe Entdeckung, die als neu aufgetischt wurde. Denkt nun nach: Wer beherrscht die Welt? Die Vorsehung, der Allmächtige: also das Weib nicht. Vorgestern wieder las ich: das Geld, das Kapital beherrscht die Welt: also das Weib nicht. Vorigen Monat las ich: England beherrscht die Meere der Erde: also das Weib nicht. Gleichzeitig las ich: das Haus Rotschild beherrsche die Börsen: also das Weib nicht. Wenn wir jetzt an den gegenwärtigen japanischen Krieg denken: es sind doch wohl die regierenden Monarchen, Parlamente, Generale, die das Schicksal der kämpfenden Völker entscheiden; und nicht die Krankenpflegerinnen? Wessen Gedanken sind jetzt die herrschenden in der Welt? Darwins, Hartmanns, Nietzsches; also keines Weibes! Wer beherrscht heute die Literatur? Péladan, Maeterlinck, Kipling, Gorki! Also kein Weib! Aber Björnson setzt das Geschwätz von dem Weib, das die Welt beherrscht, fort, weil er von seiner Pflegerin beherrscht wird. Die Menschen schwatzen, statt zu denken; und schwatzen ist ein Laster geworden.«

Auf ein Zeichen des Grafen Max blieben die Wanderer stehen. Max hatte etwas unten auf der See entdeckt. Ein Dampfer fuhr vorbei, die Flaggen auf Halbmast, mit Fichtenzweigen geschmückt. Auf dem vorderen Deck stand ein Sarg aus Eichenholz, der mit Kränzen und Blumen bedeckt war. Das Achterdeck war mit schwarz gekleideten Menschen angefüllt.

»Wißt ihr, wer dort kommt?«

»Nein! Laß uns sehen!«

»Das ist Jenny!«

»Zachris macht am besten Theater außerhalb der Bühne!«

»Zachris glaubt, daß seine Frau die Literatur beherrscht hat; er sieht in ihr eine Epoche, die zu Grabe geht.«

»Und er hat nach ihrem Tod ihren roten Pantoffel über seinem Bett aufgehängt.«

»Ist Zachris Symbolist geworden?«

»Und er hat einen Tempel der Erinnerung der armen unbedeutenden Jenny errichtet; das heißt seiner Eigenliebe, denn vergeßt nicht: es war seine Frau! Seine!«

»Was sagst du Kilo?«

»Das Schöne, das bei Jenny vorhanden war, hat er ausgetilgt. Habt ihr nicht gesehen, wie sie ihm gleich wurde?«

»Gleich roh!«

»Nie ist sie so gegen mich gewesen.«

»Kilo, du sagst dir selber Artigkeiten.«

»Das war gewiß nicht meine Absicht. Ich wollte nur eine Blume auf das Sterbekleid der Frau legen, die einst meine Braut war ...«

»Die Zachris stahl. Alles, was er besaß, hatte er gestohlen. Er stahl Menschen und Gedanken, Worte und Ausdrücke. Er konnte das Aussehen einer Person, die er bewunderte, stehlen. Er konnte eines andern Ruf und Talent stehlen, sich in das Leben eines andern einsetzen ...«

»Still! Still! Still! Falkenström ...«

»Von dem toten Weib will ich schweigen, aber von Zachris will ich sprechen.«

»Schreib lieber!«

»Das verdient er nicht! Zwanzig Jahre floh ich diesen Menschen, aber er verfolgte mich und benutzte Jenny als Leimrute. Ihr wißt ja selber, wie er mich aus meinem Heim gefressen hat; wie er meine Frau fortlockte, ohne selber sie zu bekommen. Ihr wißt, wie er meine Freunde stahl, in deren Kreis ich ihn eingeführt hatte; als ich aus dem Ausland zurück kam, saß er da mit meinen Freunden, meinen Verlegern, meinen Theaterdirektoren. Ich rodete ihn aus meinem Gedächtnis aus; er aber brachte sich wieder in Erinnerung. Wenn mein Name in einer Zeitung vorkam, stand immer sein Name dabei, am liebsten vorher; wurde ein Aufruf gedruckt, immer Zachris zuerst und dann ich hinterdrein. Das empfand ich als etwas Unangenehmes, als ein besudelndes Werben; und ich glaubte von einem Weib verfolgt zu sein; mit dem gleichen Ekel nahm ich seine aufdringliche Freundschaft hin. Manchmal glaubte ich in seinen Blicken eine unerlaubte Neigung zu lesen, und ich errötete in mir und schämte mich über meinen Argwohn. Als ich aber schließlich halben Beweis erhielt, floh ich. Jetzt kommt es mir so vor, als wolle diese sterile Seele Manneskraft aus mir saugen. Jedesmal, wenn ich den Kontakt unterbrach, versiegte er. Aber sein Instinkt leitete ihn wie einen blinden Maulwurf, sich zu meinen Feinden hinzugraben: all der Haß, den ich geweckt hatte, wurde umpolarisiert zur Sympathie für ihn. Ihr wißt ja, wie er immer meine Ideen bekämpfte und verdarb, während er gleichzeitig als mein Freund und Lehrer auftrat. Sagte ich rot, so sagte er blau, wenn blau die Modefarbe war. Aber wenn's darauf ankam, machte er mich verantwortlich für die blaue Farbe. Als ich in den »Schlafwandlern« die Affen-Theologie bestritt, denn

es wurde Theologie, machte er eine Tournee mit dem Affen und dem – Leierkasten. Als er dann aber auf den Kopf bekam, fälschte er die Situation und machte mich zum Affenkönig, um mich gleich darauf wieder von dem Thron abzusetzen, auf dem ich nie gesessen ...«

»Verzeih ihm!«

»Verzeihen ist zurücknehmen, und ich verzeihe ihm darum niemals. Jedesmal wenn ich getötet wurde, kroch dieser Leichenwurm vor. Und ich streiche ihn aus meinem Gedächtnis und aus meinem Sinn als den Vertreter der perversen Zeit, die sich schöpferisch nannte, weil sie verfiel; sich für die Wahrheit hielt, weil sie die Lüge war; zuverlässig zu sein glaubte, weil sie der Humbug war! Diese Zeit der falschen Propheten, der Reklame und des gestohlenen Rufes. Über ihn schreiben? Das hat Hoffmann in seinem Zacherle genannt Zinnober so gut getan; in diesem tiefsinnigen Märchen, das Zachris nie verstanden hat, bis er seinen Zinnober in dem Kleinpaul bekam, der gegenwärtig wie ein Holzwurm in Zachris' verfaulten Stubben sitzt und ihn inwendig ausfrißt; bald liegt Zachris da wie Wurmmehl im Moos.«

Der Dampfer war dicht an den Bergabhang gekommen, und der Steinkohlenrauch stieg in die Höhe, da ihn der Mitwind nach vorn trieb.

»Pfui, wie das nach Schwefelwasserstoff riecht!« sagte der Revisor und holte sein Fernglas hervor. Dort stehen sie alle, und Zachris hält Ritterwache am Sarge ...

»Sprich nicht so harte Worte, bat Kilo.«

»Und dort steht deine frühere Thilda mit ihrem Prinzen. Wie es mit dem Prinzentum ist, weiß der Kuckuck, aber er soll Schulmeister sein!« sagte Falkenström, der außerhalb der Klostermauern in seine wilde Art zurückfiel und alle geistige Gymnastik vergaß.

»Friede über sie!« sagte der Revisor.

»Friede über alle! Friede, Friede!« gebot Kilo. »Das Erste ist vergangen!«

»Das Erste hat zehn Jahre gestunken und das kommende Wachstum zu vergiften gedroht. Wir sind Fremdlinge in unserm eignen Land, aber wir waren wohl geborene Fremdlinge hier in der Grube.«

»Wir waren einmal Kinder unserer Zeit, aber diese Zeit ist vorbei, und wir sind Kinder der neuen Zeit geworden.«

»Wir sind Männer geworden! Und Männer dürfen nicht schreien auf der Straße, wenn das auch Jungen kleiden mag.«

»Das Erste ist vergangen. Friede!«

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Als Zachris in der Nacht nach dem Gastmahl mit dem Totentanz allein geblieben war, schlugen seine Gedanken eine neue Richtung ein.

Seine wirtschaftliche Stellung war durch den Verkauf der Zeitung gut geworden, denn die alte Redaktion wurde mit höheren Gehältern beibehalten. Das gab ihm Lust zum Leben; ein neues frisches Leben mit einem frischen Menschen zu beginnen. Warum sollte er Krankenpfleger sein? Mit Jenny gings zu Ende: das hatte er heute abend gesehen. Sie hatte allen Reiz für die Herren verloren; dahin hatte er kommen wollen, denn jetzt würde er endlich Ruhe haben. Jetzt konnte er sich eine neue Frau kaufen, die sein Vergnügen sein sollte, die Freude seines Alters, und warum nicht seine Krankenpflegerin ...

Jetzt erinnerte er sich an die Szene, die Jenny heute abend gegeben hatte; er erhob sich und zeichnete sie auf ...

Darauf fuhr er in seinen Zukunftsgedanken fort. Die Jungen mußten sofort aus dem Haus ... Aber wohin? Sie konnten nicht schreiben und rechnen; sie wußten sich unter Menschen nicht zu benehmen. Ihre freie Erziehung war vielleicht ein Irrtum gewesen; daß sie an den Gelagen hatten teilnehmen dürfen, war vielleicht nicht klug gewesen; daß sie als Genies angepriesen waren, daß sie in die Theater hatten gehen dürfen, interviewt worden waren und ihren Lebenslauf in den Zeitungen gelesen hatten – all das hatte ihnen wohl allzu hohe Gedanken von sich selber eingeflößt. Aber was sollten sie werden? Studentenexamen war zu allem nötig, und sie hatten nicht einmal Volksschulbildung ...

Jetzt war ein Schrei von oben zu hören. Zachris eilte die Treppe hinauf ...

Jenny hatte sich im Bett erhoben und schien etwas zu betrachten, das ihr Schreck einflößte ...

»Laß einen Arzt und eine Pflegerin kommen, sofort, aber zeige dich nicht mehr! Ich kann dich nicht sehen!«

Zachris lag auch nichts daran, sich ihr zu nähern; er empfing den Befehl mit Vergnügen und ging, um ihn auszuführen ...

Und dann begann der Todeskampf ... Der war nicht schön und nicht erbaulich. Die Knaben waren vollständig gefühllos, stellten Beobachtungen an und machten ihre Überlegungen wie Vivisekteure. Sie waren in Notzucht erzeugt, und die Mutter hatte sie schon im Mutterleibe verflucht.

Zachris ging unten auf und ab und hörte den ganzen Verlauf. Es klang, als säge man Holz oben. Manchmal weinte er aus Mitleid, wenn er sich in der gleichen Lage sah. Manchmal aber, wenn die Erinnerung daran auftauchte, wie sie ihn gequält hatte, empfand er eine gewisse Genugtuung.

»Fühl es nur, wie's ist, gepeinigt zu werden, dachte er. Was niemand wagt, das wagt er, der Tod!«

Darauf weinte er wieder, sich an einige schöne Szenen aus dem häßlichen Zusammenleben erinnernd.

Manchmal klangen ihre Schreie wie die einer Frau in den Wehen, und da erinnerte er sich an die erste Entbindung. Das war ein großer Augenblick. Und das letzte Wimmern der Mutter, ehe das Kind kam, glich so dem Wimmern eines kleinen Kindes, daß er glaubte, dieses sei geboren. Als schließlich das Neugeborene schrie, glaubte er hingegen, es sei die Mutter.

Am nächsten Vormittag wurde es still. Die Pflegerin kam herunter und verkündete das Ende.

Darauf wurde es ganz ruhig außer ihm und in ihm, und er fiel in einen tiefen Schlaf, der bis zum Nachmittag währte. Die Trauer stellte sich ein; diese Mischung von Leere, Verzweiflung, Reue über alles, was man verbrochen und was man unterlassen; von Befreiung, der eigenen und ihrer, von etwas Interessantem, Unge-

wöhnlichem, Versöhnendem. Und alles zusammen war ein Gefühl wie das eines wollüstigen Schmerzes.

Am nächsten Tag genoß er die Ruhe, die er viele Jahre nicht gehabt hatte. Jetzt war er unnahbar, stark, denn jetzt konnten sie nicht mit seinem Kalb pflügen, ihn nicht mit ihrem Zaum regieren.

Am dritten Tag hatte er so viel mit dem Begräbnis zu tun, daß er nur danach verlangte, sie aus dem Haus heraus zu haben. Dann konnte er die Möbel umstellen, sich als Junggeselle einrichten und alles bestimmen, ohne daß sein Wille gekreuzt würde.

Das Begräbnis machte ihm etwas Sorge. Da man jetzt nicht mehr Gäste einlädt, so wird der größere oder geringere Andrang ein Volksurteil; ein Ausdruck, wie hoch man auf dem Markt der Eitelkeit notiert wird. Zachris stand ja gegenwärtig niedrig im Kurs; deshalb wollte er kein Fiasko riskieren. Er mußte persönlich alle Standespersonen, alle Leute mit Namen und Titel zum Kommen ersuchen. Es sollte eine Vorstellung werden, eine Premiere, und die Zeitungen sollten daüber berichten.

Zuerst beschloß er, die Jungen zu schicken; als aber Bruntes Gesandtschaft so unglücklich ablief, beschloß er selber zu gehen. Pochen oder drohen oder locken mit Dienst gegen Dienst, das ging nicht mehr; er muß herumfahren und betteln.

Er machte sich so klein wie möglich, und es gelang ihm, durch viele Schlüssellöcher zu kriechen; aber nicht durch alle. Die ihn wirklich kannten, wußten, daß er ihren Namen benutzen würde, um sich aufzurichten und sie niederzutreten.

Am Tag des Begräbnisses musterte er seine Truppe und fand sie ganz ansehnlich. Er war wieder Führer, hatte Mannschaft und konnte etwas unternehmen.

Am Grabe trat er als Redner auf. Er sprach von seinen Verdiensten in der Literatur, von der großen

Revolution, von dem Heerführer und Leiter, von dem Widerstand und den Kräften; hätte aber beinahe Jenny vergessen; schließlich sprach er sich anerkennend über sie aus. Sie sei natürlich die Beste gewesen (da sie seine Frau war) und so weiter...

Es war Triumph! Aber es mußten Gefangene auf dem Grabe geschlachtet werden; und Zachris, der nie von Jennys Bewunderern hatte sprechen hören wollen, erfand nun eine Reihe von »unglücklichen Anbetern«, die in einer kleinen Zeitung bei Namen genannt wurden. Alle, die gegen seine Frau höflich gewesen waren, wurden in Liebhaber verwandelt, natürlich in unglückliche, denn sie war die eheliche Treue selber. Um sich an Falkenström für dessen Ausbleiben zu rächen, wurde sein Name zuerst genannt: »Er habe aus leicht erklärlichen Gründen sich nicht eingefunden, aber sein Kranz spreche.«

Um mit den Namen der andern Ausgebliebenen flaggen zu können, wurden auch deren Entschuldigungen angeführt, die ja anstandshalber in eine Höflichkeit eingewickelt waren.

Doktor Borg wurde wie ein Matrose auf diese Art im Bericht gepreßt: »Dr. B., der besondere Freund der Verstorbenen, hätte ihr in der letzten Krankheit ärztlichen Beistand geleistet...«

Landeshauptmann O., ein großes Tier, wurde auf noch listigere Weise gestohlen: »Frau Z. stammt aus dem edlen Geschlecht O., dem unser berühmtester Landeshauptmann vielleicht nicht ganz fremd ist.«

Telegramme wurden gedruckt. Alte Briefe wurden veröffentlicht.

Jenny war ein großer Erfolg für Zachris. Sie war ein Mittelpunkt gewesen, eine sokratische Aspasia in dem großen Stil. Ihr Einfluß auf die Literatur der Zeit konnte unermeßlich genannt werden. (Daß Zachris' Einfluß ungeheuer gewesen, konnte man daraus schließen.)

Als Zachris nach dem Begräbnis heimkehrte, bemerkte er, daß das Haus so rein und sauber aussah.

Und am Abend hatte er sie und die Vergangenheit vergessen. Es war nur schön, fand er. Ein stiller Friede, der einer ernsten Freude glich, gewürzt von dem Triumph, seine Feinde und Neider wieder einmal unter seiner Fahne gesammelt zu haben.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Es hatte im Kloster gespukt. Im ersten Frühling, als die Sonne stieg und wärmte, hatte man von den oberen Zimmern ein Treten und ein Sausen gehört, wie von einer Nähmaschine, aber stärker. Die Untersuchung war leicht zu führen: oben war keine Nähmaschine vorhanden.

Der Revisor glaubte an eine gewöhnliche akustische Erscheinung und stellte einige Versuchstheorien auf. Es konnte eine Maschine auf der großen Werft sein, welche diese Laute hervorrief; und diese Laute waren nur im Brennpunkt zu hören, der sich im oberen Stock des Klosters befinden mußte.

Er verglich die Erscheinung mit dem Echo an einer bestimmten Örtlichkeit; innerhalb des Brennpunktes war es nicht zu hören, aber im Brennpunkt selber konnte es vernommen werden: wurde also auf eine größere Entfernung gehört, aber nicht auf eine nähere. Eine beachtenswerte Ausnahme von den physischen Gesetzen.

Aber die Erklärung beruhte nur auf der Hypothese, daß sich eine Maschine irgendwo befinde.

Der Revisor ging weiter. Er beobachtete, daß das Spukzimmer mit eines auf Leinwand gespannten Texte bezogen war. Die Spannung dieser Tapete steigerte oder verminderte sich mit der verschiedenen Temperatur.

»Da haben wir die Membran des Phonographen,« demonstrierte er. »Angenommen, die Drehscheibe des Ofenmachers hat hier oben gearbeitet, und die Tapete (die Membran) hat die Laute aufgesammelt (was wahrscheinlich ist): kann da nicht unter bestimmten Temperaturen (Feuchtigkeitsverhältnissen) die Tapete diesen unartikulierten Laut von sich geben?«

»Wahrhaftig, das scheint klar zu sein!«

»Aber dann könnte eine Trommel, die eine wirkliche Membran hat, zuweilen von selbst trommeln?«

»Bist du denn sicher, daß sie es nicht tut? Hast du nicht

von ‚Falschem Alarm' gehört, der meistens in der Nacht vorkommt? Dann kommt die Wache angelaufen, im Glauben, die Trommel zu hören. Ich weiß, daß es auf Bahnhöfen nicht ungewöhnlich ist, daß der Bahnhofsvorsteher in der Nacht glaubt, einen Zug zu hören, und hinauseilt. Hier können die Schienen als Membran gedient haben.«

»Warum nicht?« antwortete Kilo. »Aber wenn wir jetzt auf der physischen Ebene weiter gehen, so weiß ich, daß ein Bahnhofsvorsteher in der Nacht hinauseilte und einen Zug vorbeisausen sah! Er telegraphierte nach der nächsten Station auf beiden Seiten: dort war kein Zug durchgekommen!«

»Also eine Halluzination!«

»Laßt uns den alten Begriff Halluzination aufklären! Vielleicht ist er ebenso hohl wie eine Menge anderer Begriffe. Halluziniert werden, bedeutet gewöhnlich, daß man ein Bild von etwas sieht, das keiner Wirklichkeit entspricht. Wenn wir nun sagen: eine Halluzination ist ein Bild von etwas, das keine volle Wirklichkeit hat ...«

»Sag, ‚ein unwirkliches Bild'!«

»Nein, denn alle Bilder sind wirklich, weil sie entweder vom Gesichtssinn oder der Phantasie aufgefaßt werden können ... In deinem Sinn müßte ja der Gegenstand selber ins Auge eindringen, aber es ist doch sein Bild, das vom Auge aufgefaßt wird. Dieses Bild kannst du nicht greifen, wagst aber seine Wirklichkeit nicht zu leugnen.«

»Gut! Weiter!«

»Nun waren wir darüber einig, daß Laute gesammelt werden und wieder ausgegeben werden können. Daß Licht fixiert werden kann, wissen wir durch die Photographie. Daß eine Lautwelle sich auf einer Lichtwelle fortpflanzen kann, wissen wir vom Radiophon. Wissen wir denn sicher, daß nicht eine Verbindung von Lautwellen in Lichtbilder verwandelt werden kann? Edison

glaubt an die Möglichkeit, weil er von der Einheit der Naturkräfte überzeugt ist. Er hat darum versucht, ein Bild mittels Telephon zu versenden. Kann man also eine Lokomotive, die nicht da ist, hören, so ist es auch möglich, sie zu sehen; und dann hat mein Vorsteher das Bild von einer Wirklichkeit gesehen, die nicht mehr gegenwärtig war. Das auf der physischen Ebene. Steigen wir auf die psychische hinauf, so haben wir größere Möglichkeiten, denn die unerklärten Kräfte der Seele sind weit mächtiger, als wir anzunehmen wagen. Spuk wird ja oft in Häusern beobachtet, in denen ein Mord begangen ist. Das braucht nichts mit der unschuldigen, aber so schlecht angeschriebenen Phantasie zu tun zu haben, denn Personen, die nichts vom Mord wissen, können in einem Mörderhaus unangenehme Gehörs- und Gesichtswahrnehmungen haben. Wenn man sich die unerhörten psychischen (und physischen) Energien denkt, die den gewaltsamen Tod eines Menschen begleiten: des Mörders Überwindung seiner Bedenken, die Verzweiflung des Ermordeten – glaubt ihr, die ihr die Unzerstörbarkeit der Energie bekennt, nicht, daß Ansammlungen von Kraft im Zimmer bleiben?«

»Aber warum haben nicht alle Menschen Wahrnehmungen?«

»Weil nicht alle den empfindlichen Empfangsapparat besitzen.«

»Angenommen, daß es Spuk gibt und daß er auf natürliche Art erklärt werden kann: glaubst du denn an Gespenster?«

»Da ich von dem Dasein des Spuks überzeugt bin, vergleiche die Töpferscheibe hier oben, so muß ich wohl auch an Gespenster glauben. Aber wir müssen erst Gespenster definieren! Sag selber, was die Leute mit Gespenstern meinen.«

»Scheinbilder lebender oder verstorbener Personen.«

»Ist denn das Skioptikonbild von einem Verstorbenen ein Gespenst?«

»Ja, wenn du so willst, auf gewisse Weise. Die Photographie des Verstorbenen ist ja ein Bild, und das an die Wand geworfene Bild des Skioptikons ist ein Bild vom Bilde ...«

»Eine Linse kann ja von einem Gegenstand wirkliche Bilder und virtuelle Bilder geben. Was versteht man unter einem virtuellen Bild?«

»In ebenen Spiegeln, sagt die Physik, ist das Bild virtuell oder ein Scheinbild ...«

»Sieh da: ein Scheinbild, das nicht auf einen Schirm aufgefangen werden kann. Aber dieses Scheinbild kann von deinem Auge aufgefangen oder gesehen werden. Man kann also Scheinbilder sehen?«

»Ja, ich muß es zugeben.«

»Nun hast du das Gespenst als ein Scheinbild einer lebenden oder verstorbenen Person erklärt: also hast du auf einmal zugegeben, daß man ...«

»Nein, halt! Du machst einen Fehlschluß!«

»Vielleicht! Denken ist schwer! ... Scheinbilder können gesehen werden, Gespenster sind Scheinbilder ...«

»Die Leute halten Gespenster ...«

»Ganz recht! Hilf mir weiter; ich bin müde!«

»Wenn es Scheinbilder von Lebenden oder Toten gibt, so können sie gesehen werden!«

»Ganz recht! Nun wollen wir zu beweisen suchen, daß es solche Bilder gibt. Vorm Gesetz gelten die übereinstimmenden Aussagen zweier glaubwürdiger Personen. Billigst du den Beweis?«

»Nein, ich will selber sehen!«

»Dann bist du subjektiv; und wenn du selber ein Gespenst sähest, könntest du niemals andern deine subjektive Überzeugung beibringen. Willst du nicht zugeben, daß meine beiden glaubwürdigen Männer, die zwei ‚Selbst'

sind, einen ebenso guten Beweis erzielen können, wie dein einsames ‚Selbst'?«

»Nicht für mich; ich will selbst sehen.«

»Hast du Amerika gesehen?«

»Nein!«

»Glaubst du, daß es Amerika gibt?«

»Ja! Aber Amerika ist doch kein Gespenst.«

»Ganz recht! Nun will ich dir sagen, daß ich Jennys Scheinbild gesehen habe, als sie eben gestorben war. Also gibt es Gespenster für mich. Angenommen, du hättest sie gesehen, so hätte es Gespenster für dich gegeben! Nun gibt es Gespenster für mich, also gibt es sie!«

»Trugschluß!«

»Kann ich nicht einsehen! Alles Wissen ist ja subjektiv, weil es in den Erfahrungskreis eines Subjekts fallen muß: Wenn es in den Erfahrungskreis vieler fällt, heißt es objektiv. Wie vieler ist nicht angegeben, und wie kluger ist auch nicht angegeben. Genug, ich weiß, daß es Gespenster gibt in unserm angegebenen Sinn, darum bin ich gezwungen, an Gespenster zu glauben; denn Glaube fällt unter Wissen... Ich will indessen deinetwegen zur physischen Ebene zurückkehren. Glaubst du, daß das Bild, das sich in der photographischen Kamera auf der Visierscheibe zeigt, nur dort zu finden ist, oder ob es nicht vielmehr potentiell, unsichtbar auf der ganzen Strecke zwischen Gegenstand und Kamera ist?«

»Wahrscheinlich das letzte.«

»Und das Bild ist Licht, das der Gegenstand zurückwirft. Der Gegenstand gibt also etwas ab, das aus gewisser Entfernung unsichtbar, aus anderer Entfernung sichtbar ist. Das Bild auf der Visierscheibe ist also eine Emanation des Gegenstandes. Glaubst du, alle Gegenstände können solche Bilder emanieren, die bald sichtbar, bald unsichtbar sind?«

»Ich kenne nicht alle Gegenstände, aber ich nehme es als wahrscheinlich an.«

»Von einem lebenden oder toten Körper kann also ein bald sichtbares, bald unsichtbares Bild emanieren; und dieses letzte nennen wir Gespenst.«

»Ja, aber wenn der Gegenstand beleuchtet ist ...«

»Gut! Beleuchtet entweder von hellen Strahlen oder von dunklen Strahlen. Du kennst doch dunkle Strahlen, die Röntgenstrahlen?«

»Hab Dank! Dann glaubst du wohl auch, daß man sich unsichtbar machen kann?«

»Warte! Unsichtbar gemacht werden, ist nicht unmöglich: ich brauche nur die Lampe zu löschen, so sind wir unsichtbar gemacht, alle beide. Aber in Beleuchtung unsichtbar werden, könnte doch nur unter ungewöhnlichen Umständen eintreffen. Entweder so, daß die von mir emanierten Strahlen durch einen unbewußten Willensakt absorbiert werden. Oder daß die Strahlen zur Totalreflexion gebrochen werden. Oder daß die hellen Strahlen in dunkle umpolarisiert werden. Oder man kann die Erscheinung auch als eine Interferenzerscheinung betrachten, bei der die zurückgeworfenen Strahlen einander auslöschen. Daß man unsichtbar werden kann, das weiß ich. Ob man sich unsichtbar machen kann, das weiß ich nicht; aber es ist vielleicht möglich, später einmal und nach Übung.«

»Es ist jedenfalls gut, daß der Gedanke ausgesäet wird; er braucht lange Zeit zum keimen. Jetzt will ich anfangen, Beobachtungen zu sammeln, und in zehn Jahren bin ich vielleicht deiner Ansicht.«

*

Die Philosophen wanderten in der Allee umher:

»Wir machen durchaus keine Ansprüche darauf, Propheten zu sein. Wir haben uns nur in unserer Arche auf den Berg Ararat gerettet.«

»Man spricht von der Wiederkehr der Götter. Sind sie denn je fortgewesen? Kam nicht die Heilsarmee 1878 und veranlaßte die Massen, sich in Sack und Asche zu kleiden? Begannen nicht die Guttempler 1879 ihre Arbeit? Und die Friedensfreunde 1880?«

»Luther war ja der erste Freikirchliche im Norden, und jetzt ist seine Freikirche die schlimmste Feindin der Freikirchlichen! Die Heiden lieben die verfaulte Staatskirche, denn sie lieben alles Verfaulte. Die Freisinnigen hassen die freisinnigen Pietisten. Es ist eine seltsame Situation. Um freisinnig zu heißen, muß man so liberal sein, daß man Orden mit oder ohne Halsband annimmt, auf den Schloßball geht, unduldsam gegen Andersdenkende ist. Um freisinnig zu heißen, muß man Knabenschänder sein, theoretisch wenigstens; muß man Frauenlob sein und für die Frauen als den bevorrechtigten Stand arbeiten ...«

»Und dann muß man an Dreyfus' Unschuld glauben, obwohl der Dreyfusminister Waldeck-Rousseau in Rennes von dessen Schuld überzeugt wurde. Labori muß auch bekehrt worden sein, denn erst brachen er und Picquart mit Dreyfus, der nach der Begnadigung sich als der Freund des Heeres und der Generale abprotzte. Labori tat nach dem Fiasko im Prozeß Humbert einen Ausspruch, in dem er erklärt, in der Dreyfussache ‚seien ehrliche Leute auf beiden Seiten gewesen, die für ein Ideal zu kämpfen glaubten'. Auch hat Labori ‚Personen in ihrer angeblichen Eigenschaft als Dreyfusarde dekoriert werden sehen, die ihm fünf Jahre den Rücken gekehrt.' Welche babylonische Verwirrung! Dreyfus Nationalist und Freund der Generale! Labori etwas Gutes beim Feind anerkennend! Waldeck-Rousseau erklärte 1900 in Toulouse: ‚Die Dreyfussache ist unabhängigen Richtern anvertraut worden, deren Entscheidung gilt; gleichzeitig sind die Forderungen der Menschlichkeit durch die Begnadigung erfüllt'.«

»Was sagen unsere Dreyfusarde dazu?«

»Sie gehen tapfer drauflos, als arbeiteten sie gegen Bezahlung. Zolas J'accuse steht bereits in den Lehrbüchern, obwohl die Anklage falsch war.«

»Falsch?«

»Gewiß! Er klagte die Generale der Betrügerei an, und die hatten sich nichts zu Schulden kommen lassen. (Henry war nämlich kein General.) Dreyfus verteidigte selber die Generale und glaubte, sie arbeiteten für ihn.«

»Wie soll man alle diese falschen Dokumente erklären?«

»Manchmal habe ich geglaubt, sie seien Schlingen, die von Dreyfus' Freunden herrühren und in den Dossier gelegt wurden ... Picquart, der Ehrliche, trieb ja selber Spionage mit falschen Dokumenten!«

»Mag sein! Aber daß unsere Nationalisten sich wie ein Mann Frankreichs Nationalisten gegenüberstellen, die für dieselbe Sache kämpfen, das ist barock. Zu Hause ist man Patriot, draußen aber ist man Weltbürger! Wie billig, es in fremdem Namen zu sein!«

»Dort haben wir das Nordische Museum mit Turm und Zinnen. Was soll man da aufbewahren? Nationalmuseum, Akademie der Wissenschaften, Reichsbibliothek: da liegt unsere Ehre!«

»Aber General Hazelius' Sekretär und Tabakspfeife, Onkel Adams Brille, Frederika Bremers Schnupftabaksdose, Christina Nilssons Geige ... ferner Geschirrnägel, Kummetstöcke, Suppenschüsseln und Bauernkleider ...«

»Im vorigen Jahr wanderten hundert Mann jeden Tag aus. In diesem Jahr schreibt man im Kalender die große Zahl nicht aus, sondern nur die Prozente. Die Wahrheit verbergen, kann gefährlich werden.

»Wißt ihr, daß sich die Anzahl der Raubtiere in Schweden vermehrt? Kommen Wölfe und Bären, so fliehen die Menschen noch eifriger. Das Ende: Das Land wird als Jagdgut an reiche Engländer verpachtet.«

»Die letzte Nachricht von Zachris. Er ist nach Örebro geflohen und jagt auf Falkenströms Revier. Der hat nämlich dort kolonisiert und einen Kreis von Freunden kultiviert: da vampyrisiert jetzt Zachris. Es ist das zehnte Mal, daß er nach Falkenström schakalisiert. Die Zeitung sagt heute, er habe in derselben Straße gemietet, in der Falkenström einst gewohnt hat. Immer etwas!

»Nachdem Zachris angefangen hat, Falkenströms Briefe zu drucken, die unter dem Eindruck geschrieben sind, als habe Zachris Falkenström Dienste geleistet, hat Falkenström in seinem letzten Buch vor Zeit und Nachwelt erklärt, daß er alles Gute zurücknimmt, das er über Zachris geäußert; denn er sei hinters Licht geführt worden.«

»Ja wir müssen uns an die Zahlen beim Verkauf des Romans erinnern, den Zachris vermittelte. Falkenström bekam dreitausend, aber Zachris nahm viertausend!«

Achtundzwanzigstes Kapitel

Hanna Paj war wieder tätig gewesen und hatte Smartmans Frau fortgelockt, aus Ärger über eine Unhöflichkeit des Mannes. Aber Smartman hatte sich sofort gerächt. Zuerst hatte er die Frau und ihren Liebhaber in der Doppelzelle des Badehauses überraschen lassen, und dann hatte er mittels Polizei eine Schikane organisiert.

Nach dem ersten Gefühl der Genugtuung, und nachdem er um Scheidung eingekommen war, sah er eine Zeitlang verschlossen und grüblerisch aus. Er saß allein in entfernten Cafés und trank unmäßig, aber immer allein; manchmal sprach er vor sich hin.

Schließlich war er eines Tages vom Stuhl gefallen und war tot.

Er hatte sein Ende vorausgesehen, denn man fand in seiner Rocktasche einen Brief an seinen Sohn. Der war versiegelt; wurde deshalb auf der Redaktion gelesen und abgeschrieben, um dann erst dem Adressaten übergeben zu werden. Dieser Brief lautete:

An meinen Sohn!

Ob du diesen Brief lesen wirst, ist mir sehr zweifelhaft, da ich weiß, daß du nicht gern uneingeschriebene Briefe liest. Daß du meinen Rat nicht befolgst, davon bin ich überzeugt, denn ich bin selber jung gewesen. Ich gebe dir also keinen Rat, sondern ich schreibe vor allem, um meine eigenen Gedanken zu ordnen, ehe ich von hinnen gehe.

Als Kind meiner Zeit habe ich das Leben wie ein Schlachtfeld vor mir liegen sehen; habe das Dasein für einen Kampf um Brot, Stellung und Weib gehalten. Ich schlug mich durch. Fühlte mich berechtigt, wenn ich einen Feind niedergemacht hatte, mit allen erlaubten Mitteln, im Notfall auch mit unerlaubten. Das war der sogenannte Zeitgeist. Das Leben war sein eigener Zweck. Das Gewissen war eine Krankhaftigkeit, die

Barmherzigkeit Schwäche. Mit diesen Ideen glaubte ich geboren zu sein, denn ich habe niemals die sogenannte unsittliche Literatur gelesen. Der Wille zur Macht, der in allen Menschen liegt, war bei mir besonders stark entwickelt. Es war eine Lust für mich, in die Schicksale der Menschen eingreifen zu können. Oft machte es mir Spaß, einen Menschen glücklich zu machen; aber nur, um ihn zu binden, und um das Gefühl zu haben, ich sei seine Vorsehung gewesen.

Das Leben stürmte dahin. Da ich vollständig unempfindlich gegen Rückschlag und Beschimpfung war, mußte ich auf allen Punkten siegen, besonders da ich nur nach dem Nächsten strebte. Als ich schließlich mein Ziel erreicht hatte, sah, wie sich alles und alle vor mir beugten und meinen Schutz suchten; wie sich die Hohen unterwarfen und die Reichen ihre Gelder brachten: da kam ein Augenblick, in dem ich mich fragte: Was nun? Ist das alles? Weiter nichts?

Ich stand vor einer Bergwand und kam nicht weiter. Die Wanderung war zu Ende, und ich setzte mich hin, um zu überlegen. Leere und Schweigen ergriffen mich. Ich sah aufs Leben zurück wie auf etwas so Entsetzliches, daß ich mich fragte, wie ich es habe durchleben können. Ich wurde verzweifelt und verlor das Interesse fürs Leben.

Dem Wanderer gleich, der mit Hoffnung und Sehnsucht über die Ebene gestreift ist, um den Berg zu erreichen, saß ich jetzt am Fuß des Berges und starrte auf das erreichte Ziel: eine Bergwand.

Gibt es denn nichts dahinter oder darauf? fragte ich mich.

Mein Verstand antwortete, es müsse etwas dahinter oder darauf geben.

Aber ich konnte die Besteigung des Berges nicht mehr leisten; ich wagte nicht die Gefahr zu laufen, auf der andern Seite eine neue Ebene und einen Berg gleich

dem ersten zu sehen. Ich sehnte mich wohl nach neuen Aussichten, aber ich blieb sitzen, mutlos, hoffnungslos, bis ich hinfiel und liegen blieb.

Es kommt mir vor, als habe mein Wagen den Kontakt mit dem Kabel dort oben verloren und sei darum stehen geblieben. Dort oben? Es gibt ja kein oben und unten, sagten die Gelehrten. Aber doch bin ich unten und kann nie hinauf kommen.

Die Vergangenheit bereuen? Sie ungetan wünschen, ja. Zugeben, daß ich irre gegangen, ja. Aber Schuld fühlen, das kann ich nicht...

In christlicher Gesellschaft geboren, habe ich mich doch nie der Versöhnung teilhaftig gefühlt. Vielleicht bin ich aus heidnischem Geschlecht, wie die vielen, die heute gegen das Christentum gerast haben? Ich weiß bloß eins: ich bin verzweifelt, jedoch ohne Gewissensbisse zu fühlen.

Die Zeit hat zur Aufgabe, alle Formen zu schleifen. Ich habe mitgeholfen und fühlte mich im Recht. Mögen jetzt die kommen, die den Grund zu etwas Neuem legen. Dann die Maurer, die das Neue bauen. Deren Beruf habe ich nicht gelernt...

(Nun folgten einige Reihen Striche.)

Als Leere und Verzweiflung ihre Höhe erreicht hatten, wollte ich den leeren Raum füllen. Aber ich fand keinen Inhalt. Das Neue war noch nicht ausgegohren und verzapft worden. Und du weißt ja, daß neuer Wein nicht in alten Flaschen gedeiht.

Ich sah alle Völker der Erde sich vermischen, alle Religionen sich verschmelzen, alte Sitten und Sittengesetze sich auflösen, uralte Nahrungsquellen versiegen, neue entspringen, die ganze Weisheit des Altertums auferstehen. Es war eine große Zeit. Die Gattung wuchs, aber die Individuen vergingen. Eins von ihnen war ich!

Wie man das Leben leben soll? fragst du. Welche Ansichten man haben, welcher Partei man angehören,

wie man sich benehmen soll, mit einem Wort? Es dauert bei manchen eine geraume Zeit, ehe sie über sich klar werden. Ich glaubte schließlich einen Leitungsdraht gefunden zu haben. Für sein Land soll man arbeiten, ohne zu vergessen, daß man Weltbürger ist; also nicht Urpatriot und nicht Schmeichler. Der Klasse, in der man geboren ist, soll man dienen. Gehörst du zur untern Klasse, steht es dir schlecht an, mit den Aristokraten zu wetteifern. Aber bist du Dichter oder Künstler, sollst du außerhalb der Klassen und Stände leben, außerhalb der Parteien; doch sollst du für die Interessen deiner Berufsgenossen eintreten; sollst du Gerechtigkeit suchen und deinem Genius folgen. Als Dichter hast du ein Recht, mit Gedanken zu spielen, mit Standpunkten Versuche anzustellen, Ansichten zu erproben, aber ohne dich an etwas zu binden, denn Freiheit ist die Lebensluft des Dichters. Darum in keiner Schule oder Richtung bleiben. Der Stoff, den du behandelst, gibt dir seine Form. Die freien Künste dulden keine Gesetze, sondern sind ihre eigenen Gesetzgeber ...

Bist du Bürger, so sei es gründlich, aber vergiß nicht, daß du auch Weltbürger bist. Bleib in deiner Klasse und in deinem Stand, dann wirst du etwas Ganzes, und hüte dich vorm Dilettieren ...

Ob du dich verheiraten sollst oder unverheiratet leben? Tue, was du willst, aber glaub nicht, daß die Seligkeit oder das Unglück davon abhängt. Weich nicht der Ehe aus, aber bleibe nicht in ihr, wenn sie dich erniedrigt. Besser jedoch eine unglückliche Ehe als keine! Man geht hindurch, kommt heraus, erfahrener als vorher, und Erfahrung ist Kapital.

Der Friede des Vergessens über meinen Staub!

Ende.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort des Übersetzers	1
Erstes Kapitel	5
Zweites Kapitel	21
Drittes Kapitel	35
Viertes Kapitel	47
Fünftes Kapitel	59
Sechstes Kapitel	73
Siebentes Kapitel	87
Achtes Kapitel	97
Neuntes Kapitel	111
Zehntes Kapitel	125
Elftes Kapitel	137
Zwölftes Kapitel	155
Dreizehntes Kapitel	173
Vierzehntes Kapitel	187
Fünfzehntes Kapitel	201
Sechzehntes Kapitel	215
Siebzehntes Kapitel	227
Achtzehntes Kapitel	237
Neunzehntes Kapitel	243
Zwanzigstes Kapitel	255
Einundzwanzigstes Kapitel	269
Zweiundzwanzigstes Kapitel	283
Dreiundzwanzigstes Kapitel	295
Vierundzwanzigstes Kapitel	301
Fünfundzwanzigstes Kapitel	315
Sechsundzwanzigstes Kapitel	325
Siebenundzwanzigstes Kapitel	333
Achtundzwanzigstes Kapitel	345

Dieses Werk wurde für den Verlag Georg Müller in München
in der Roßberg'schen Buchdruckerei in Leipzig gedruckt.
Buchausstattung von Paul Renner.

